A 523802

838
C68e

Einer Mutter Sohn

Roman von

Clara Viebig

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
QUAE RIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

238
C68E

Einer Mutter Sohn

Fünfzehnte Auflage

Von **C. Viebig** ſind folgende Werke im Verlage von Egon Fleiſchel & Co. / Berlin W / erſchienen:

Romane: Rheinlandstöchter / Dilettanten des Lebens / Es lebe die Kunſt / Das tägliche Brot / Das Weiberdorf / Die Wacht am Rhein / Vom Müller-Hannes / Das ſchlafende Heer / Einer Mutter Sohn / **Novellen:** Kinder der Eifel / Vor Tau und Tag / Die Roſenkranzjungfer / Naturgewalten / **Theater:** Barbara Holzer. Schauſpiel / Phariſäer. Komödie / Der Kampf um den Mann. Dramenzyklus.

Von der erſten Auflage des Romans
Einer Mutter Sohn wurden fünfzig
Exemplare auf Büttenpapier gedruckt
und von der Verfaſſerin gezeichnet

Einer Mutter Sohn

Roman von C. Viebig

Buchschmuck von Franz Christophe

Egon Fleischel & Co. / Berlin / 1906

Einer Mutter Sohn

Roman

von

C. Viebig

Meinem Sohne

zu der Zeit da er groß ſein wird

167390

Alle Rechte
vorbehalten

Erſtes Buch

I

Sie waren ein ſchöngeiſtig veranlagtes Ehepaar, und da ſie das Geld hatten, künſtleriſche Neigungen zu pflegen, ſchriftſtellerte er ein wenig, und ſie malte. Sie ſpielten auch vierhändig und ſangen Duette, wenigſtens hatten ſie das in der erſten Zeit ihrer Ehe getan; jetzt beſuchten ſie um ſo fleißiger Konzerte und die Oper. Überall, wohin ſie kamen, gefielen ſie; ſie beſaßen Freunde, man nannte ſie ‚ſcharmante Leute‘, und doch fehlte ihnen etwas zum Glück — ſie hatten keine Kinder.

Und ſie würden wohl auch keine mehr bekommen, waren ſie doch nun ſchon über die Zeit hinaus verheiratet, in der einem die Kinder geboren werden.

In unbewachten Augenblicken, wenn er in ſeinem Bureau am Schreibtiſch ſaß, beſonders aber, wenn er auf ſeinen Ritten, die er, teils ſeiner Geſundheit wegen, teils noch aus Liebhaberei von der Kavalleriſtenzeit her, in die weitere Umgebung Berlins machte, märkiſche Dörfer paſſierte, wo auf ſandigen Straßen Scharen von kleinen Flachsköpfen ſich tummeln, ſeufzte er wohl und zog die

Stirn in Falten. Aber er ließ es ſeine Frau nicht merken, daß er etwas vermißte, denn er liebte ſie.

Sie aber konnte ſich nicht ſo beherrſchen; je höher die Zahl ihrer Ehejahre ſtieg, deſto nervöſer wurde ſie. Ohne Grund war ſie zuweilen gereizt gegen ihren Mann; über die Geburtsanzeigen in der Zeitung ſah ſie mit einer gewiſſen Scheu beharrlich weg, und fiel doch einmal ihr Blick auf: ‚Die glückliche Geburt eines Knaben zeigen hocherfreut an‘ und ſo weiter, ſo legte ſie haſtig das Blatt hin.

Früher hatte Käte Schlieben allerlei niedliche Kinderſachen geſtrickt, gehäkelt, geſtickt, genäht, — ſie war ordentlich berühmt wegen der Zierlichkeit ihrer mit blau und roſa Band ausgeputzten Erſtlingsjäckchen, jede ihrer jungverheirateten Bekannten erbat von ihr ſolch ein Wunderwerk — nun hatte ſie dieſe Art von Handarbeit endgiltig aufgegeben. Sie hoffte nicht mehr. Was half es ihr, daß ſie ihre Zeigefinger in die winzigen Ärmelchen des Erſtlingsjäckchens ſteckte und, es ſo vor ſich hinhaltend, dieſes mit träumeriſchem Blick lange, lange anſah?! Es machte ihr nur Pein.

Und die Pein ward doppelt fühlbar in jenen grauen Tagen, die ohne Grund plötzlich da ſind, die auf leiſen Sohlen auch mitten im Sonnenſchein gehuſcht kommen. Dann lag ſie auf dem Ruhebett in ihrem mit allem Geſchmack, wahrhaft künſtleriſch ausgeſtatteten Zimmer und kniff die Augen zu — von der Straße herauf, von der Promenade unter den Kaſtanienbäumen, ſtieg ein Ruf auf, hell, durchdringend, jauchzend wie ſegelnder Schwalben Schrei. Sie hielt ſich die Ohren zu vor dieſem Schrei, der weiter drang als jeder andre Ton, der ſich pfeilſchnell hinauf in den

Äther ſchwang und hoch und ſelig ſich wiegte. Sie konnte ſo etwas nicht hören. Das wurde krankhaft.

Ach, wenn ſie nun beide alt waren, ſchwer aufnahmefähig, zu müde, um ſich die Anregung außen zu holen, wer würde ihnen die dann ins Haus bringen?! Wer würde ihnen etwas zutragen von all dem da draußen? Ihnen mit ſeiner Friſche, mit der Freudigkeit, die die Zwanzig umhüllt wie ein köſtliches Gewand, die wie Wärme und Sonne von faltenloſen Stirnen ſtrahlt, einen Hauch der Jugend wiedergeben, die ihnen nach den Geſetzen der Zeit ſchon entſchwunden war?! Wer würde ſich begeiſtern an dem, was ſie einſt begeiſtert hatte und das ſie nun wiederum genoſſen, als wäre es auch ihnen neu?! Wer würde mit ſeinem Lachen Haus und Garten füllen, mit jenem ſorgloſen Lachen, das ſo anſteckend wirkt?! Wer würde ſie mit warmen Lippen küſſen und ſie froh machen mit ſeiner Zärtlichkeit?! Wer würde ſie auf ſeinen Schwingen mittragen, ſo daß ſie nicht fühlten, daß ſie müde waren?!

Ach, den Kinderloſen blüht keine zweite Jugend! Niemand würde das Erbe antreten, das ſie hinterließen an Schönheitsfreude, an Schönheitsſinn, an Begeiſterung für Kunſt und Künſtler; niemand würde ein pietätvoller Hüter ſein all jener hundert Sachen und Sächelchen, die ſie mit Geſchmack und Sammlerfreude in den Räumen ihrer Wohnung zuſammengetragen hatten. Ach, und niemand würde, wenn jene letzte ſchwere Stunde kommt, vor der alle bangen, mit liebenden Händen die erkaltende Hand feſthalten wollen: ‚Vater, Mutter, geht nicht! Noch nicht!‘ — O Gott, o Gott, ſolch liebende Hände würden ihnen nicht die Augen zudrücken — — —!

Wenn jetzt Schlieben aus dem Kontor nach Hause kam — er war Mitinhaber einer großen Handelsfirma, die sein Großvater einst begründet und sein Vater zu hohem Ansehen gebracht hatte — fand er das liebenswürdige Gesicht seiner Frau oft rotfleckig, den ganzen zarten Teint durch anhaltendes Weinen zerstört. Und der Mund zwang sich nur zum Lächeln, und in den schönen braunen Augen lauerte es wie Trübsinn.

Der Hausarzt zuckte die Achseln: die gute Frau war eben nervös, sie hatte zu viel Zeit zum Grübeln, war zu sehr sich selbst überlassen!

Um dies zu ändern, schied der besorgte Ehemann für unbegrenzte Zeit aus dem Geschäft aus: seine Sozien machten das ja auch ebensogut ohne ihn, der Arzt hatte recht, er mußte sich mehr seiner Frau widmen; sie waren ja beide so allein, so ganz und gar aufeinander angewiesen!

Man beschloß, auf Reisen zu gehen; es war ja durchaus kein Zwang da, zu Hause zu bleiben. Die schöne Wohnung gab man auf; die Möbel, die ganze kostbare Einrichtung kam zum Spediteur. Wenn es einem gefiel, konnte man nun Jahre fortbleiben, Eindrücke sammeln, sich zerstreuen; Käte würde in schönen Gegenden landschaftern, und er, Schlieben, nun, wenn ihm die gewohnte Arbeit fehlte, konnte er ja leicht in schriftstellerischer Tätigkeit Ersatz finden!

Sie reisten nach Italien und Korsika, noch weiter, nach Ägypten und Griechenland; sie sahen das schottische Hochland, Schweden und Norwegen, unendlich viel Herrliches.

Dankbar drückte Käte ihrem Paul die Hand; sie schwelgte. Ihr empfängliches Gemüt begeisterte sich, und

ihr nicht ganz unbedeutendes Maltalent fühlte sich auf einmal mächtig angeregt. Ach, all das malen können, auf der Leinwand festhalten, was an Farbenglut und Stimmungszauber sich dem entzückten Auge enthüllte!

Am Morgen schon zog die Eifrige mit ihren Malsachen aus, ob's nun auf dem Felsen von Capri, am blauen Bosporus oder im gelben Sand der Wüste, ob's angesichts der schroffen Zinken der Fjorde oder in den Rosengärten der Riviera war. Ihr zartes Gesicht verbrannte; selbst auf ihre Hände, die sie sonst sorgfältig gepflegt hatte, achtete sie nicht mehr. Das Fieber der Betätigung hatte sie erfaßt. Gott sei Dank, jetzt konnte sie etwas schaffen! Das klägliche Gefühl eines nutzlosen Lebens war nicht mehr da, nicht mehr das peinigende Bewußtsein: dein Leben hört auf mit dem Augenblick, in dem deine Augen sich schließen, da ist nichts von dir, was dich überdauert! Jetzt hinterließ sie doch wenigstens etwas Selbstgeborenes — wenn's auch nur ein Bild war. Die Werke mehrten sich; eine ganze Menge von Rollen bemalter Leinwand schleppte man nun schon mit sich herum. Es hatte Schlieben anfänglich große Freude gemacht, seine Käte so eifrig zu sehen. Galant trug er ihr Feldstuhl und Staffelei nach und verlor nicht die Geduld, Stunden und Stunden bei ihrer Arbeit zugegen zu sein. Er lag im spärlichen Schatten einer Palme und folgte, über sein Buch wegblickend, den Bewegungen ihres Pinsels. Welch ein Glück, daß sie so viel Befriedigung in ihrer Kunst fand! Wenn es auch für ihn ein wenig ermüdend war, so untätig umherzuliegen — nein, er durfte doch kein Wort sagen, hatte er ihr doch nichts, gar nichts als Ersatz zu bieten!

Und er seufzte. Das war derselbe Seufzer, der ihm entfahren war, wenn auf den sandigen Straßen der Mark die unzähligen Flachsköpfe spielten, derselbe Seufzer, den ihm die Sonntage entlockten, an denen er das ganze städtische Proletariat — Mann und Weib und Kinder, Kinder, Kinder — hatte nach dem Tiergarten wallen sehen. Ja, schon recht — ein wenig nervös fuhr er sich über die Stirn — jener Schriftsteller hatte schon recht — welcher war es doch gleich? — der da einmal irgendwo sagte: ‚Warum heiratet der Mann? Nur um Kinder zu haben, Erben seines Leibes, seines Blutes. Kinder, denen er weitergeben kann, was in ihm ist an Wünschen, Hoffnungen und auch an Errungenschaften; Kinder, die von ihm abstammen wie die Schößlinge von einem Baum, Kinder, die dem Menschen ein Fortleben in Ewigkeit ermöglichen.‘ So allein war das Leben nach dem Tode aufzufassen — das ewige Leben! Die Auferstehung des Fleisches, die die Kirche verheißt, war zu verstehen als das Sicherneuen der eignen Persönlichkeit in folgenden Geschlechtern. Ach, es war doch etwas Großes, etwas unbeschreiblich Beruhigendes in solchem Fortleben!

„Grübelst du?“ fragte Frau Käte. Sie hatte für einen Augenblick von ihrer Staffelei aufgesehn.

„Was — wie — sagtest du was, mein Herz?“ Erschrocken fuhr er auf, wie ein auf verbotenem Wege Schweifender.

Sie lachte über seine Zerstreutheit: die wurde ja immer schlimmer! Woran dachte er nur? Geschäfte — sicher nicht! Aber vielleicht wollte er eine Novelle schreiben, einen Roman? Warum sollte er's nicht einmal damit

verſuchen?! Das war doch noch etwas andres, als kleine Reiſeplaudereien an die ‚Voſſiſche‘ oder an die ‚Frankfurter Zeitung‘ ſchicken! Und es würde ihm ſchon glücken; Leute, die nicht halb die Bildung hatten, nicht halb das Wiſſen, nicht halb das äſthetiſche Feingefühl wie er, ſchrieben doch ganz lesbare Bücher!

Sie redete heiter auf ihn ein, aber er ſchüttelte mit einer gewiſſen Reſignation den Kopf: ach was, Romane, ſchriftſtellern überhaupt! Und er dachte: da ſagt man immer, ein Werk iſt wie ein Kind — aber, wohlverſtanden, nur ein echtes, großes Werk —, das, was er und ſeine Frau ſchufen, waren das Werke in dieſem Sinne, Werke, die Ewigkeitsbeſtand in ſich trugen?! Er fand plötzlich an ihrem Bild, das er geſtern noch galant bewundert hatte, heute ſtreng zu tadeln.

Sie war ganz erſchrocken darüber: warum war er nur heute ſo gereizt? Wurde er am Ende gar nervös? Ja, es war augenſcheinlich, die laue Luft des Südens taugte ihm nicht, er ſah abgeſpannt aus, ſo müde in den Mienen. Da half nichts, ihr Mann war ihr denn doch lieber als ihr Bild, ſofort würde ſie abbrechen!

Und ſo geſchah es denn auch, ſie reiſten ab, reiſten von einem Ort zum andern, von einem Hotel zum andern, an den Seen entlang, über die Grenze, bis ſie auf einer Schweizer Alpenhöhe längere Raſt machten.

Statt unter einer Palme lag er hier nun wieder im Schatten einer Tanne — ſeine Frau malte — und er folgte über das aufgeſchlagene Buch weg mit den Blicken den Bewegungen ihres Pinſels.

Sie malte emſig, hatte ſie doch ein reizendes Motiv

entdeckt: dieſe grüne Alpenmatte mit einem Blumenflor, bunter denn bunt, mit den ſonnbeglänzten Rücken der braunen Kühe, war anmutvoll wie der Paradieſesgarten am erſten Schöpfungstag! Im Eifer des Sehens hatte ſie den breitrandigen Schutzhut nach hinten geſchoben, die warme Sommerſonne ſengte ungehindert goldne Tüpfchen auf ihre zarten Wangen und den ſchmalen Sattel der feinen Naſe. Den Pinſel, den ſie ins Grün ihrer Palette getaucht hatte, hielt ſie prüfend gegen das Grün der Matte und blinzelte mit halb geſchloſſenen Augen, ob die Farbe auch ſtimmte.

Da ſchreckte ein Laut ſie auf — halb war's ein Murren des Unwillens über die Störung, halb ein Brummen des Beifalls — ihr Mann hatte ſich aufgerichtet und blickte auf ein paar Kinder, die ſich ihnen lautlos genähert hatten. Sie boten Alpenroſen zum Kauf an, das Mädchen hatte ein Körbchen davon voll, der Junge trug ſeinen Strauß in der Hand.

Waren das wunderhübſche Geſchöpfe, das Mädchen ſo blauäugig ſanft, der Junge ein Erzſchelm! Der Frau ſchwoll das Herz; ſie kaufte den Kindern all ihre Alpenroſen ab, gab ihnen ſogar mehr dafür, als ſie forderten.

Das war den kleinen Schweizern ſo recht ein Glück — noch mehr bekommen, als man fordert?! Vor Freude erröteten ſie, und als die fremde Dame ſie liebreich ausfragte, fingen ſie freimütig an zu plaudern.

Die Kinder mußte ſie malen, die waren zu entzückend, die waren ja tauſendmal ſchöner als die ſchönſte Landſchaft!

Schlieben ſah es mit einer ſeltſamen Unruhe, daß

seine Frau die Kinder malte; erst das größere Mädchen, dann den kleinen Buben. Mit welcher Hartnäckigkeit hing ihr Blick an dem runden Knabengesicht! In ihren Augen war Glanz, sie schien nie müde zu werden, machte nur Pause, wenn die Kinder nicht mehr Geduld hatten. All ihr Denken drehte sich um diese Malerei: würden die Kinder heute auch kommen? War die Beleuchtung gut? Um Gottes willen, es würde doch kein Unwetter werden, das die Kinder abhielt?! Nichts andres hatte Interesse für sie. Das war eine große Hingabe. Und doch wurden es schlechte Bilder; die Züge ähnlich, aber keine Spur der Kindesseele darin. Er sah es klar: die Kinderlose kann nicht Kinder malen!

Arme Frau! Mit einem Gefühl tiefen Mitleids sah er ihren Bemühungen zu. Wurde ihr Gesicht nicht mütterlich weich, lieblich rund, wenn sie sich zu den Kindern neigte? Der Typus der Madonna — und doch waren dieser Frau Kinder versagt — — —!

Nein, er konnte dies nicht länger mehr mitansehen, es machte ihn krank! Unwirsch hieß Schlieben die Kinder nach Hause gehen. Die Bilder waren fertig, wozu noch länger daran herumpinseln, das machte sie nicht besser, im Gegenteil! —

An diesem Abend weinte Käte so, wie sie zu Hause geweint hatte. Und sie zürnte ihrem Manne: warum ließ er ihr nicht diese Freude?! Warum hieß es so plötzlich: abreisen!? Sie kannte ihn gar nicht wieder — waren die Kinder nicht lieb, entzückend, störten sie ihn denn?!

„Ja," sagte er nur. Es war ein harter, trockener Klang in seiner Stimme — ein so mühsames ‚Ja' —, sie

hob das Geſicht aus dem Taſchentuch, in das ſie hineingeweint hatte, und ſah zu ihm hin. Er ſtand am Fenſter des teppichbelegten Hotelzimmers, die Hände auf die Fenſterbrüſtung geſtützt und die Stirn gegen die Scheibe gepreßt. So ſah er ſtumm hinaus in die große Landſchaft, in der Berggipfel voll abendſonnenfrohen Firns von ewiger Unvergänglichkeit redeten. Wie kniff er die Lippen, wie nervös zuckte ſein Schnurrbart!

Sie ſchlich zu ihm hin und legte ihren Kopf an ſeine Schulter. „Was fehlt dir?“ fragte ſie leiſe. „Entbehrſt du die Arbeit — ja, die Arbeit, nicht wahr? Ich fürchtete es ſchon. Es wird dir langweilig, du mußt wieder in Tätigkeit. Ich verſprech dir's, ich will verſtändig ſein — nie mehr klagen — nur bleibe jetzt noch ein bißchen hier, nur noch drei Wochen — zwei Wochen!“

Er blieb ſtumm.

„Nur noch zehn — acht — ſechs Tage! Auch das nicht mal?!“ Sie ſagte es ſchmerzlich enttäuſcht, er hatte verneinend den Kopf geſchüttelt. Ihre Arme ſchlangen ſich um ſeinen Hals: „Ich bitte dich, nur noch fünf — vier — drei Tage! Warum denn nicht? Ich bitte dich, die paar Tage — nur drei Tage noch!“ Sie feilſchte förmlich um jeden Tag. „Ach, dann wenigſtens zwei Tage noch!“

Sie ſchluchzte auf, ihre Arme löſten ſich von ſeinem Halſe — zwei Tage mußte er doch zugeben!

Ihre Stimme ſchnitt ihm durchs Herz; ſo hatte er ſie noch nie bitten hören, aber er ſtemmte ſich gegen die Nachgiebigkeit, die ihn beſchleichen wollte: nur keine Sentimentalität! Es war beſſer, hier raſch aufzubrechen, viel beſſer für ſie!

„Wir reiſen morgen!“

Und als ſie ihn anſah mit weitgeöffneten, ſchreckensſtarren Augen, tief erbleicht, da entfuhr es ihm, ohne daß er es ſagen wollte, herausgelockt von einer Bitterkeit, deren er nicht mehr Meiſter wurde: „Sie ſind ja doch nicht dein!“

II

Und ſie reiſten ab. Aber es war, als ſei mit der ſmaragdgrünen Alpenmatte, auf der ſie die lieblichen Kinder gemalt hatte, der Frau auch jede Freudigkeit entſchwunden. Da war wieder ganz der alte nervöſe Zug in ihrem Geſicht, die Mundwinkel ſenkten ſich ein wenig abwärts, und ſie war leicht geneigt, zu weinen. Mit einer förmlichen Angſt beobachtete Schlieben ſeine Frau: ach, war denn nun wirklich alles umſonſt geweſen, das Aufgeben ſeiner Tätigkeit, dieſes ganze lange, abſpannende, planloſe Herumreiſen?! Hatte die alte, trübe Stimmung ſie wieder gepackt?!

Wenn er ſie ſo läſſig daſitzen ſah, die Hände unbeſchäftigt im Schoß, überkam es ihn wie Wut: warum tat ſie nichts, warum malte ſie denn nicht? Es brauchte doch nicht gerade auf jener verwünſchten Alpenwieſe zu ſein! War es denn nicht auch hier ſchön?!

Sie hatten ſich im Schwarzwald niedergelaſſen: aber

von Tag zu Tag hoffte er vergebens, daß eines der grünen ſtillen Waldtäler ſie reizen würde, ihre Malſachen hervorzuſuchen, oder eins der bräunlichen Schwarzwaldmädchen mit dem Kirſchenhut und dem rieſigen, roten Regenſchirm, wie Vautier ſie gemalt hat. Sie hatte keine Luſt, ordentlich eine Art Scheu, den Pinſel wieder anzufaſſen.

Er machte ſich im geheimen bittere Vorwürfe: wäre es nicht beſſer geweſen, ihr die Freude zu laſſen, nicht dazwiſchen zu fahren?! Und doch — einmal hätte die Sache doch ein Ende nehmen müſſen, und je länger ſie angedauert hätte, deſto ſchwerer wäre die Trennung geweſen! Das ſtand nun feſt, mit dem Spätherbſt wollten ſie wieder nach Berlin heimkehren. Er hielt es beim beſten Willen nicht länger ſo mehr aus; des Umherziehens von Hotel zu Hotel, des Bummelns durch die Welt, das keine andre Frucht zeitigte, als ab und zu mal ein kleines Feuilleton, eine Reiſeplauderei über ein noch weniger bekanntes Stückchen Erde, war er herzlich müde. Er ſehnte ſich wieder nach einer eignen Häuslichkeit, verlangte brennend nach der geſchäftlichen Tätigkeit, die, ſolange er darinnen war, ihm oft als eine Feſſel und ſo nüchtern gedeucht hatte. Aber Käte — — — —! Wenn er daran dachte, daß ſie nun wieder viele Stunden einſam zu Hauſe verbringen würde, ſich ganz auf ſich und Lektüre beſchränkend, denn, überſenſitiv wie ſie war, fand ſie wenig Gefallen am Umgang mit anderen Frauen, dann überkam ihn Hoffnungsloſigkeit. Da würden wieder dieſelben trüben Augen ſein, dieſes gleiche, melancholiſche Lächeln, die alten gereizten Stimmungen, unter denen das ganze Haus litt, ſie ſelber am meiſten.

Und er betrachtete sich selber wie anklagend; er ging sein ganzes Leben zurück: hatte er etwas verbrochen, daß ihm kein Sohn beschieden war, keine Tochter?! Ja, wenn Käte ein Kind hätte, dann wäre alles gut, sie wäre vollauf beschäftigt, ausgefüllt durch dieses Wesen, um das sich Elternliebe, hoffnungsvoll und hoffnungsberechtigt, in ewig erneutem Kreise dreht!

Beide Eheleute quälten sich, denn der Frau Gedankenwanderungen endeten erst recht immer an diesem einen Punkte. Jetzt, nachdem sie von jenen lieben Kindern geschieden worden war, von diesem, ach viel zu kurzen Sommerglück, schien es ihr erst ganz klar geworden zu sein, was sie entbehrte — hatte es nicht vorher nur wie eine schmerzliche Ahnung auf ihr gelastet?! Aber jetzt, jetzt war die grausam deutliche Gewißheit da: alles, was man sonst in der Welt ‚Glück' nennt, ist nichts gegen den Kuß eines Kindes, gegen sein Lächeln, sein Schmiegen in der Mutter Schoß!

Sie hatte die Kinder auf der Matte beim Kommen und Gehen immer zärtlich geküßt, nun sehnte sie sich nach diesen Küssen. Ihres Mannes Kuß ersetzte ihr diese nicht; sie war nun bald fünfzehn Jahre verheiratet, der Kuß war keine Sensation mehr, er war zu einer Gewohnheit geworden. Aber der Kuß von Kinderlippen, die so frisch, so unberührt, so scheu und doch so zutraulich sind, der war ihr etwas ganz Neues gewesen, etwas unendlich Süßes. Ein Glücksgefühl hatte ihre Seele dabei durchrieselt, zugleich mit dem ganz physischen Behagen, ihren Mund in diese duftigweichen und doch so prallen Wangen versenken zu können, die von Gesundheit und Jugend flaumig behaucht waren wie die Bäckchen eines Pfirsichs. Immer wieder irrte ihre

Sehnsucht zu der Alpenmatte zurück; und diese ihre ungestillte Sehnsucht vergrößerte das Erlebnis, umgab die Gestalten, die so flüchtig in ihrem Leben aufgetaucht waren, mit dem ganzen Glorienschein zärtlicher Erinnerung. Ihre unbeschäftigten Gedanken spannen lange Fäden. Wie sie sich nach den Kleinen sehnte, so würden die sich auch nach ihr sehnen, weinend würden sie über die Matte irren, und das reiche Geldgeschenk, das sie für jedes von ihnen beim Wirt des Hotels hinterlassen — hatte sie doch fortgemußt, ohne ihnen Adieu zu sagen —, würde sie nicht trösten; vor der Tür würden sie stehen und nach den Fenstern hinaufäugen, aus denen ihre Freundin ihnen so oft gewinkt hatte. Nein, das konnte sie Paul nicht verzeihen, daß er so wenig Verständnis gezeigt hatte für ihr Empfinden!

Der Aufenthalt im Schwarzwald, dessen sammetige Wiesenhänge zu sehr an die Matten der Schweiz erinnerten, von dessen Aussichtspunkten man an hellen Tagen zur Alpenkette hinüberblicken konnte, wurde beiden Schliebens zur Qual. Es trieb sie fort; die dunklen Tannen, dieser grüne, tiefe Wald wurde ihnen zu eintönig. Sollten sie es nicht einmal mit einem Seebad versuchen? Das Meer ist alle Tage neu. Und die Saison für die See war auch da; schon wehte der Wind über Stoppelfelder, als sie in die Ebene hinabfuhren.

Sie wählten ein belgisches Seebad, eines, in dem man Toilette macht und ein ganz internationales Publikum täglich etwas Neues zu sehen bietet. Sie empfanden es beide: viel zu lange waren sie in stillen Gebirgseinsamkeiten gewesen!

An den ersten Tagen machte ihnen das bunte Treiben

Spaß, aber dann waren sie, zwischen die sich in letzter Zeit etwas wie eine trennende Wand hatte schieben wollen, beide plötzlich ganz einig: hier dieses Auf und Ab von Männern, die Gecken glichen, von Frauen, die, wenn sie der Demimonde nicht angehörten, dieselbe doch mit Erfolg kopierten, war nichts für sie! Nur fort!

Schlieben machte den Vorschlag, jetzt endgiltig die Reise aufzugeben und schon etwas früher nach Berlin zurückzukehren, aber davon wollte Käte doch nichts wissen. In ihr war eine geheime Angst vor Berlin — ach, wieder in die alten Verhältnisse zurückkehren?! Sie hatte sich bis jetzt gar nicht gefragt, was sie eigentlich von dieser langen Reisezeit erhofft hatte; aber sie hatte etwas erhofft — ja! Was —?!

Ach, nun würde sie wieder so viel allein sein und nichts, nichts war da, was sie ganz erfüllte!

Nein, sie war noch nicht imstande, nach Berlin zurückzukehren! Sie sagte ihrem Manne, daß sie sich noch erholungsbedürftig fühle — gewiß war sie bleichsüchtig, blutarm! Längst hätte sie Schwalbach, Franzensbad, irgendein Stahlbad besuchen sollen — wer weiß, vielleicht wäre dann manches anders!

Er war nicht ungeduldig — wenigstens zeigte er es ihr nicht — denn ein tiefes Mitleid mit ihr begann in ihm zu wachsen. Natürlich sollte sie in ein Stahlbad; man hätte das längst versuchen sollen, versuchen müssen!

Der belgische Arzt schickte sie nach dem berühmten Spaa.

Hoffnungsvoll kamen sie dort an. Bei ihr war die Hoffnung ganz echt. „Du sollst sehen," sagte sie heiterer zu

ihrem Mann, „hier wird mir's gut tun. Ich habe so ein unbestimmtes Gefühl — nein, eigentlich das ganz bestimmte Gefühl, daß uns hier etwas Gutes widerfährt!"

Auch er hoffte; er zwang sich dazu, zu hoffen, ihr zuliebe. O, und es wäre ja schon genug, der Erfüllung genug, wenn die Eigenart der Landschaft ihr so viel Interesse abgewänne, daß sie die gänzlich vernachlässigte Malerei wieder aufnähme! Wie froh würde er schon darüber sein! Wenn sich der frühere Eifer zur Kunst wieder einstellte, so war das tausendmal heilbringender, als die stärkste Eisenquelle Spaas.

Die Heide blühte, all die weiten Flächen des Hochlands waren rot, in Purpur versank die purpurne Sonne.

Es kam wie er gehofft hatte; das heißt, zu malen fing sie nicht an, aber sie unternahm mit ihm Touren in die Ardennen und die Eifel, zu Fuß und zu Wagen, und hatte Freude daran. Das Venn hatte es ihr angetan. Sie stand in ihrem lichten Kleid wie ein kleiner heller Punkt in dem ungeheuern Ernst der Landschaft, schirmte die Augen mit der Hand gegen die hier so unbehinderte, durch keinen Baum, keinen Berg gehemmte Sonnenaussicht und sog in tiefen Atemzügen die herbe, gläserne, noch von keinem Rauch menschlicher Wohnungen, kaum von Menschenodem versehrte Luft ein. Um sie blühte das Venn wie ein gleichfarbner Teppich, tief, ruhig, dem Auge ein wohltuendes Labsal; nur selten reckte sich dazwischen blauer Enzian und die leicht schaukelnde weiße Flocke des Wollgrases.

„O wie schön!" Das sagte sie mit tiefster Empfindung. Die Melancholie der Landschaft schmeichelte ihrer Stimmung. Da war kein bunter Ton, der sie störte, kein Durcheinander

von Farben. Selbst die Sonne, die hier schöner untergeht als anderswo — so tief errötend, daß der ganze Himmel mit errötet, daß der schlängelnde Vennbach, von Moospolstern eingesäumt, jede Lache, jede wassergefüllte Torfgrube rotgolden widerstrahlt und das traurige Venn einen Mantel trägt voll leuchtender Herrlichkeit — selbst diese Sonne brachte keinen grell-heiteren Schein. Groß, würdevoll, eine ernste Siegerin nach ernstem Kampfe, zeigte sie ihr gewaltiges Riesenrund.

Mit großen tränenden Augen sah Käte in diese wunderbare Sonne, bis das letzte Strählchen, das letzte rosige Äderchen im Wolkengrau versiegt war: so ging die sterben — der Himmel war tot —, aber am Morgen stand sie doch wieder da, eine ewig-unvergängliche, nie besiegte Hoffnung! Sollte, durfte da das Menschenherz nicht auch wieder schlagen, neu belebt, immer in Hoffnung?!

Nebel huschten übers Moor, verschleierte, unbeschreibbare, ungewisse Erscheinungen; ein Raunen ging vor dem Wind, ein Lispeln durch Kraut und Wollgras — es war Käte, als habe das Venn ihr etwas zu sagen. Was sagte es?! Ah, das war nicht umsonst, daß sie hier gehalten wurde, sich festgehalten fühlte wie mit starker und doch gütiger Hand!

Sie ging, gleichsam suchend, mit rascherem, elastischerem Schritt.

Schlieben war glücklich über das Gefallen, das seine Frau an der Gegend fand. Er konnte dieser Landschaft freilich keinen besonderen Geschmack abgewinnen — war es nicht reichlich öde, monoton und unfruchtbar hier? Aber gewiß, Stimmung, sehr viel Stimmung hatte die

eigentümliche Szenerie — nun, und wenn sie sich darin behagte, war die ihm doch lieber als ein Paradies!

Sie fuhren oft hinauf bis zur Baraque Michel, jenem einsamen Wirtshaus auf der Grenze von Belgien und Preußen, in dem die Grenzjäger ihren Wachholderschnaps trinken, wenn sie auf etwaige Schmuggler fahnden, und wo die Torfarbeiter ihre nebelfeuchten Kittel und durchnäßten Stiefel am stets brennenden Herdfeuer trocknen.

So viele Kreuze im Venn, so viele Verunglückte. Mit heimlichem Grausen hörte Käte die Erzählungen der Leute — das Venn, konnte das so furchtbar sein?! — und sie fragte sie immer wieder von neuem aus. War's möglich, jener Mann aus Xhoffraix, der nach Torfstreu gefahren, war hier versunken, mit Karren und Pferd, so dicht am Weg, und man hatte nie, nie wieder etwas von ihm zu Gesicht bekommen?! Und dort das Kreuz, so verwittert und schwarz, wie kam das mitten ins Moor?! Warum hatte sich nur der Handwerksbursche, der auf der Poststraße von Malmedy nach Eupen wandern wollte, so weit ab verlaufen? War es denn Nacht gewesen oder ein Schneetreiben, daß er nicht hatte sehen können, oder Kälte, grimmige Kälte, bei der ein Müder erfriert? Nichts von alledem; nur Nebel, plötzlicher Nebel, der so verwirrt, daß man nicht mehr geradeaus weiß, noch rückwärts, weder links noch rechts, jegliche Richtung verliert, von der Straße abkommt und im Kreise umherrennt wie ein sinnlos verängstigtes armes Tier. Und alle die Nebel, die im Venn steigen, wenn's Tageslicht auslischt, sind das die Seelen der Unbestatteten, die, in zerfallnen Gewändern allnächtlich ruhelos ihren durch keinen Segens-

ſpruch, durch kein Weihwaſſer geweihten Grüften entſteigen?!

Das war ein Märchen. Aber war's nicht überhaupt hier wie im Märchen? So ganz anders als irgendwo ſonſt in der Welt, eigentlich häßlich und doch nicht häßlich, eigentlich nicht ſchön und doch ſo über alle Maßen ſchön?! Und ſie ſelbſt, war ſie hier nicht eine ganz andre, ging ſie nicht erwartungsvoll, ſelig-verträumt, wie eine, die etwas Wunderbares erleben ſoll?! —

Es war in der ſechſten Woche ihres Aufenthalts in Spaa. Die Nächte waren ſchon winterkalt, die Tage aber noch ſonnig. Es war immerhin eine weite Fahrt hinauf zur Baraque, auch für die kräftigen Ardennengäule, aber Mann und Frau waren heute doch wieder oben. Hieß es nun bald ſcheiden?! Ach ja — mit Wehmut mußte ſich's Käte eingeſtehen — es war ſehr herbſtlich, das Heidekraut verblüht, die Lüfte rauh; das in der Nacht ſchon gefroren geweſene Gras raſchelte unter ihren Füßen. Man konnte winterliche Kleidung gebrauchen.

„Hu, wie kalt," ſagte fröſtelnd Schlieben und ſchlug ſich den Kragen des Überziehers in die Höhe. Er wollte ſeiner Frau ein Tuch um den Hals ſchlingen, aber ſie wehrte ſich dagegen: „Nein, nein!" Eiligen Schrittes lief ſie vor ihm her durchs raſchelnde Kraut. „Sieh nur!"

Es war ein weiter Ausblick, der ſich ihnen bot, hier auf der höchſten Erhebung des Venns, die ein wackeliges Holztürmchen ziert. Die ganze große heidebewachſene Hochfläche lag vor ihnen, darauf ab und zu ein dunkelragendes Tannenrüppchen, das nur auf der dem Sturm abgekehrten Seite breitende Äſte zeigte. Ängſtlich geduckte Schonungen,

kaum höher als das Kraut und nur durch die andre Farbe erkenntlich. Und hier und hier, und da und dort ein grauer Findlingsblock und ein zur Seite gewehtes Kreuz. Und eine Stille darüber im herbſtlich bleichen Mittagslicht, als ſei hier Gottesacker.

Als ſie auf das Türmchen geklettert waren, ſahen ſie noch mehr. Sie ſahen von der Hochfläche zu Tal: rundum eine blaue Weite, blau vom Dunkel der Wälder und vom Duft des Herbſtes, und im ſchönen Blau langgeſtreckte Dörfer, die weißen Häuſer halb verborgen hinter hohen Schutzhecken. Und hier, nach Belgien hinab, mit ſeinem grauen Dunſt wie eine Wolke in der klaren, kriſtallhellen Herbſtluft lagernd, das große Verviers, überragt von Kirchtürmen und Fabrikſchornſteinen.

Käte ſeufzte auf und ſchauderte unwillkürlich zuſammen: ach, ſo nahe ſchon die Alltäglichkeit? Rückte ihrer wunderbaren Märchenwelt das graue Leben ſchon näher und näher?!

Schlieben hüſtelte; er fand es reichlich kühl hier oben. Sie ſtiegen vom Türmchen herunter, aber als er ſie zur Baraque zurückführen wollte, widerſtrebte ſie: „Nein, noch nicht, noch nicht! Es läutet ja erſt Mittag!“

Von der Kapelle Fiſchbach her, jenem ſchieferbekleideten, uralten Kirchlein, in deſſen Turm man früher die große rote Laterne hißte, um dem im wilden Meer der Nebel ſchwimmenden Wanderer den rettenden Port zu weiſen, und unabläſſig die Glocke rührte, um — verſagte das Auge — durchs Ohr den Irrenden zu retten, läutete es. Hell und durchdringend rief das Glöckchen in die Einſamkeit — der einzige Laut der großen Stille.

„Wie rührend iſt dieſer Klang!“ Käte ſtand mit gefalteten Händen und ſah ſchwimmenden Auges in die große Weite hinaus. Welch ein Zauber wohnte in dieſem Venn?! Er umſpann die Seele, wie das zähe Geſtrüpp der Heide und die kriechenden Ranken des Schlangenmooſes den Fuß umſtrickten. Wenn ſie daran dachte, daß ſie nun bald von hier ſcheiden mußte, fortgehen aus dieſer ungeheuern Stille, die ein Geheimnis zu bergen ſchien, ein Wunderbares hegte im tiefen Schoß, krampfte ihr Herz ſich zuſammen in plötzlicher Angſt: wie würde es nun mit ihr werden, was mit ihr geſchehen?! Ihre ſuchende Seele ſtand wie ein Kind verlangend auf der Schwelle des Märchenlandes — ſollte ihr denn keine Gabe werden?!

„Was war das?!“ Mit einem halblauten Ruf des Erſchreckens griff ſie plötzlich nach dem Arm ihres Mannes: „Haſt du's nicht auch gehört?“

Sie war ganz blaß geworden; mit groß aufgeriſſenen Augen ſtand ſie da, ſich unwillkürlich auf den Zehen hebend und den Hals reckend.

„Nun wieder! Hörſt du's?“ Etwas wie das leiſe Wimmern eines Kindes war an ihr Ohr gedrungen.

Nein, er hatte nichts gehört: „Es werden wohl Menſchen in der Nähe ſein. Käte, wie du einen aber erſchrecken kannſt!“ Ein wenig ärgerlich ſchüttelte er den Kopf. „Du weißt doch, jetzt ſind alle Weiber und Kinder aus den Venndörfern draußen, um Preißelbeeren zu ſammeln. Sonſt haben ſie ja nichts zu ernten. Sieh mal, jetzt ſind die Beeren hochreif!“ Er bückte ſich und pflückte ein Stäudchen.

Wunderſchön ſtand das Träubchen der tief korallen-

farbenen Beeren gegen das glänzende Dunkelgrün der ovalen Blättchen. Aber auch Blüten waren noch am Stäudchen, kleine weiße, reine Blüten.

„Wie Myrte, genau wie Myrtenblüte," ſagte ſie und nahm ihm das Stäudchen aus der Hand. „Und die Blättchen ſind auch gerade wie Myrtengrün!" Den Stengel zwiſchen den Fingern drehend, ſah ſie ſinnend darauf nieder: „Die Myrte des Venns!" Und die kleine Blume entzückt an ihren Mund hebend, küßte ſie ſie.

„Weißt du noch — damals — an unſerm Hochzeitsabend, weißt du noch? Du haſt die Myrte aus meinem Kranz geküßt, und ich habe ſie auch geküßt, und dann küßten wir uns. Damals — damals — o wie glücklich waren wir damals!" Sie ſagte es ſehr weich, wie verloren in einer ſüßen Erinnerung.

Er lächelte, und wie ſie ſich näher zu ihm neigte, unverwandt den verträumten Blick auf das grüne Stäudchen geheftet, zog er ſie an ſich und legte den Arm um ſie. „Und ſind wir heute nicht — nicht" — er wollte ſagen ‚nicht ebenſo glücklich', aber er ſagte nur: „nicht auch glücklich?"

Sie antwortete nicht, ſie verharrte ſtumm. Aber dann, mit einer jähen Bewegung das glänzende Grün von ſich ſchleudernd, wendete ſie ſich ab und lief fort von ihm, blindlings, weglos ins Venn hinein.

„Käte, was iſt dir denn?!" Erſchrocken haſtete er hinter ihr her; ſie lief ſo raſch, daß er ſie nicht gleich einholen konnte. „Käte, du wirſt noch hinſtürzen! Aber ſo warte doch! Käte, was haſt du?!"

Keine Antwort. Aber an den zuckenden Bewegungen

ihrer Schultern sah er, daß sie heftig weinte. Ach, was war das nun wieder?! Bekümmert war sein Gesicht, als er hinter ihr drein rannte übers öde Venn. Sollte es denn nie besser mit ihr werden? Da sank einem ja wahrhaftig jeglicher Lebensmut! Es war auch eine Torheit gewesen, sie hierher zu bringen — geradezu eine Verrücktheit! Hier war ja keine Heiterkeit zu finden. Eine Trostlosigkeit lauerte in dieser unbegrenzten Weite, eine schreckhafte Härte in dieser herb duftenden Luft, eine unerträgliche Schwermut in dieser großen Stille!

Schlieben hörte nur das eigne erregte Atmen. Immer rascher lief er, eine heftige Angst um seine Frau erfaßte ihn plötzlich. Jetzt hatte er sie beinah erreicht — schon streckte er die Hand aus, sie am flatternden Kleid zu haschen — da drehte sie sich um, warf sich ihm an die Brust und schluchzte: „Ach, hier ist beides: Blüte und Frucht! Aber unsre Myrte ist abgeblüht und hat nicht Frucht getragen — nicht Frucht — wir armen Leute!“

Also das — das war's wieder?! Verwünscht! Er, der sonst so Gemäßigte, stampfte heftig mit dem Fuß auf; Zorn, Scham und ein gewisses Schmerzgefühl jagten ihm das Blut zu Kopfe. Da stand er nun in einer Ödenei, hielt seine zum Erbarmen weinende Frau in den Armen und kam sich selber höchst kläglich vor.

„Sei nicht böse, sei nicht böse,“ bat sie und drückte sich fester an ihn. „Siehst du, hier hatte ich gehofft — ach, so bestimmt gehofft — gewartet — ich weiß selbst nicht recht auf was, aber immer gewartet — und heute — eben ist mir's klar geworden: es war doch alles, alles umsonst! Laß mich weinen!“

Und sie weinte wie jemand, dem alle Hoffnung gestorben ist.

Was sollte er ihr sagen? Wie sie trösten?! Er wagte kein Wort, strich ihr nur sacht übers heiße Gesicht und fühlte, wie auch ihn ein Gefühl beschlich, das Gefühl, das er nicht immer die Kraft hatte, beiseite zu schieben.

So standen sie lange stumm, bis er, sich zusammennehmend, in einem Ton, der gleichgiltig-ruhig zu klingen bemüht war, sagte: „Wir müssen zurückgehen, wir sind hier ganz in die Wildnis geraten. Komm, nimm meinen Arm! Du bist übermüdet, und wenn wir — — —"

„Still," unterbrach sie ihn und ließ hastig seinen Arm fahren. „Wieder wie vorhin! Es klagt was!"

Nun hörte er's auch. Sie horchten beide: war das ein Tier? Oder die Stimme eines Kindes, eines ganz kleinen Kindes?!

„O Gott!" Weiter sagte Käte nichts, aber sie machte, kurz entschlossen, eine Wendung nach rechts und lief eilig, ohne acht zu haben, daß sie mehrmals stolperte im schier undurchdringlichen Beerengestrüpp, zu einer kleinen Bodensenkung hinunter.

Ihr feines Ohr hatte sie recht geführt. Da lag das Kind auf der Erde. Es hatte kein Kissen, keine Decke, war recht erbärmlich eingebündelt in einen alten, zerschlissenen Frauenrock. Sein Köpfchen, das dunkel behaart war, lag im bereiften Kraut; mit den großen, klaren Augen guckte es starr in die Helle, die zwischen Himmel und Venn flimmerte.

Da war kein Schleier, keine schützende Hülle; auch keine Mutter — nur das Venn.

Sie hatten ſich doch getäuſcht: es weinte nicht, es grahlte nur ſo vor ſich hin, wie ſtillzufriedene Kinder zu tun pflegen. Seine kleinen Händchen, die nicht mit eingebündelt waren, hatten um ſich gefaßt, einige der roten Beeren gegriffen und zerquetſcht. Dann waren die Fäuſtchen zum hungrigen Mündchen gewandert; die Säuglingslippen waren betropft mit Beerenſaft.

„So allein?!“ Käte war in die Kniee geſunken, ihre Hände umfaßten zitternd das Bündel. „Um Gottes willen, das arme Kind! O wie reizend es iſt! Sieh nur, Paul! Wie kommt es hierher? Es wird erfrieren! Verhungern! Ruf mal, Paul! Das arme Würmchen! Wenn jetzt die Mutter käme, der würde ich es aber gehörig ſagen — es iſt ſchändlich, das hilfloſe Weſen ſo liegen zu laſſen! Rufe — laut — lauter!“

Er rief, er ſchrie: „He, holla! Iſt niemand da?!“

Keine Stimme antwortete, kein Menſch kam. So ſtill lag das Venn, als ſei es eine ausgeſtorbene, längſt vergeſſene Welt.

„Es kommt niemand,“ flüſterte Käte ganz leiſe, und es war Angſt und zugleich zitterndes Frohlocken in ihrer Stimme. „Die Mutter kümmert ſich nicht — wer weiß, wo die hin iſt?! Ob ſie kommt?!“ Spähend ſah ſie umher, reckte den Kopf nach allen Seiten, um ihn dann mit einem Seufzer der Befriedigung wieder auf das Kind herabzuneigen.

Was gehörte dazu für ein unverzeihlicher Leichtſinn — nein, was für eine unſagbare Roheit, ſolch ein Würmchen hier preiszugeben! Wenn ſie nun ein paar Stunden, nur eine Stunde ſpäter gekommen wären?! Da konnte es be-

reits von einer Schlange gebissen, am Ende gar von einem Wolf zerrissen worden sein!

Nun mußte Schlieben doch lachen, obgleich ihn ein leises Mißvergnügen beschlichen hatte beim Anblick ihrer Exaltation. „Nein, mein Kind, Giftschlangen gibt es hier nicht, und Wölfe auch nicht mehr, da kannst du dich beruhigen. Aber wenn die Nebel erst steigen, so hätten die genügt!"

„O —!" Schaudernd preßte Käte den Findling an sich. Sie kauerte jetzt auf den Hacken und hielt das Kind im Schoß. Ihr Zeigefinger kitzelte schäkernd unter dem kleinen Kinn; sie streichelte die rosigen Bäckchen, das flaumige Köpfchen, erschöpfte sich in Liebkosungen und Schmeichelnamen, aber unverwandt sah das Kind mit den großen, dunklen und doch so hellen Augen in die flimmernde Helle. Es lächelte nicht, es weinte aber auch nicht; es schenkte den Fremden gar keine Beachtung.

„Glaubst du, daß man's mit Absicht hier ausgesetzt hat?" fragte Käte plötzlich und machte die Augen weit auf. Eine heiße Blutwelle schoß ihr zu Kopf. „O dann — dann" — sie tat einen zitternden Atemzug und preßte das Kind an sich, als möchte sie es nicht wieder lassen.

„Die Sache wird sich schon irgendwie aufklären," sagte Schlieben ablenkend. „Die Mutter wird schon kommen!"

„Siehst du sie — siehst du sie?" forschte sie fast ängstlich.

„Nein!"

„Nein!" Sie wiederholte es erleichtert und lächelte dann. Ihr Auge und Ohr gehörte nun ganz dem hilflosen Wesen. „Wo ist das liebe Kindchen — ei, wo ist

es denn?! Lach doch mal! Sieh mich doch mal an mit deinen großen Guckaugen! O du liebes Geschöpf, o du süßes Kind!“ Sie tändelte mit ihm und preßte Küsse auf seine Händchen, ohne zu achten, daß diese schmutzig waren.

„Was machen wir nun?!“ sagte der Mann betreten.

„Wir können es nicht hier liegen lassen. Selbstverständlich nehmen wir's mit!“ Die zarte Frau hatte plötzlich etwas sehr Energisches. „Glaubst du, ich werde das Kind im Stiche lassen?!“ Ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten.

Mit einer gewissen Scheu sah Schlieben seine Frau an: wie war sie schön in diesem Augenblick! Schön, gesund, glücklich! So hatte er sie lange nicht gesehen. Nicht mehr, seit er sie als selige Braut in die Arme geschlossen hatte! Ihre Brust hob und senkte sich rasch unter bebenden Atemzügen, und an dieser Brust lag das Kind, und zu Füßen blühte die Myrte des Venns.

Eine seltsame Bewegung überkam ihn; aber er wendete sich ab: was ging sie das fremde Kind an?! Und doch gestand er zögernd zu: „Freilich, hierlassen können wir's nicht! Weißt du was? Wir wollen es bis zur Baraque mitnehmen. Gib her, ich will es tragen!“

Aber sie wollte es selber tragen, sie ließ sich nur von ihm auf die Füße helfen. „So — so — komm, mein liebes Kindchen!“ Behutsam hob sie den Fuß zum ersten Schritt — da bannte ein Ruf sie an die Stelle.

„Heela!“

Eine rauhe Stimme hatte das gerufen. Und nun kam ein Weib auf sie zu; die Gestalt im flatternden Rock

hob sich groß und scharf ab von dem sie umflutenden lichten Äther.

Woher kam die so plötzlich? Dort, hinter dem Erdwall her, den man bei der Torfgrube ausgeworfen hatte! Sie war auf allen Vieren gekrochen und hatte Beeren gepflückt; ein fast gefüllter Eimer hing ihr am Arm, und in der Rechten trug sie das hölzerne Maß und den großen, knöchernen Pferdekamm, mit dem die Beeren abgestreift werden.

Das war die Mutter! Ein tiefer Schreck befiel Käte, sie wurde blaß.

Auch Schlieben war betroffen; aber dann atmete er erleichtert auf: so war's entschieden die beste Lösung! Natürlich, man hätte es sich ja gleich denken können, wie sollte das Kind wohl ganz allein ins öde Venn kommen?! Die Mutter hatte Beeren gesucht und es derweilen hier niedergelegt!

Die Frau schien ihnen übrigens gar nicht Dank zu wissen, daß sie sich während ihrer Abwesenheit des Kindes so freundlich angenommen hatten. Mit einer ziemlich unsanften Bewegung nahmen die starkknochigen Arme das Kind der Dame ab. Mißtrauisch musterte der Blick des Weibes die Fremden.

„Ist es Ihr Kind?" fragte Schlieben. Es hätte der Frage nicht bedurft: das waren ganz dieselben dunklen Augen, nur daß sie bei dem Kinde glanzvoller waren, noch nicht vom Staube des Lebens getrübt, wie bei der Mutter.

Die Frau gab keine Antwort. Erst als Schlieben nochmals fragte: „Sind Sie die Mutter?" und zugleich in die Tasche griff, fand sie es der Mühe wert, kurz zu nicken:

„C'est l' mi'n!“*) Ihr Geſicht blieb finſter, ganz ohne Regung von Stolz oder Freude.

Mit einem gewiſſen empörten Staunen ſah es Käte. Wie gleichgiltig das Weib war! Hielt ſie nicht das Kind, als wäre es ihr eine überflüſſige Laſt?! Ein Neid kam ſie an, ein quälender Neid, und zugleich ein heftiger Unwille: die da verdiente wahrhaftig das Kind nicht! Aus dem Arm hätte ſie ihr's reißen mögen. Wie roh das Geſicht war, grob die Züge, hart der Ausdruck! Die konnte einem ja ordentlich Angſt machen mit ihrem finſteren Blick. Nur jetzt — jetzt leuchtete etwas darin auf: aha, ſie ſah das Geldſtück, das Paul aus ſeiner Börſe genommen hatte!

Pfui, wie gierig jetzt der Blick wurde!

Die Beerenſucherin ſtreckte die Hand aus — da war ein großes, blankes Silberſtück — und als es ihr nun gereicht war, als ſie's hielt, atmete ſie tief; ihre braunen Finger ſchloſſen ſich feſt darum.

„Merci!“ Ein Lächeln huſchte flüchtig über das unfreundliche Geſicht, deſſen Mundwinkel verdroſſen hingen; die Stumpfheit des Ausdrucks belebte ſich für Augenblicke. Und dann — das unförmlich eingebündelte Kind auf einem Arm, am andern den ſchweren Eimer — ſchickte ſie ſich an, davonzutrotten.

Jetzt ſah man erſt, wie armſelig ihr Rock war, er hatte Flicken in allen Farben und Größen. In den Zöpfen, die, verfilzt und unordentlich unter dem buntbetupften Kattuntuch vorhingen, haſteten dürre Heide und Tannennadeln; ſie ging in alten ſchwergenagelten Männerſchuhen. Man wußte nicht, war ſie ſchon bejahrt oder noch jung;

*) C'est le mien.

der ſtarke Leib, die ſchlaffen Brüſte entſtellten ſie, aber daß ihr Geſicht einmal nicht unſchön geweſen ſein mußte, das ſah man noch. Das Kleine glich ihr.

„Ein hübſches Kind haben Sie," ſagte Schlieben. Seiner Frau zuliebe fing er noch einmal die Unterhaltung mit der Unzugänglichen an. „Wie alt iſt der Knabe?"

Die Beerenſucherin ſchüttelte den Kopf und ſah teilnahmlos am Frager vorbei. Mit der war wirklich nichts anzufangen, die war ja entſetzlich ſtupide! Schon wollte Schlieben ſie endgiltig gehen laſſen, aber Käte drängte ſich an ſeinen Arm und raunte ihm zu: „Frage ſie, wo ſie wohnt! Wo ſie wohnt — hörſt du?!"

„He, wo wohnen Sie denn, gute Frau?"

Sie ſchüttelte wieder ſtumm den Kopf.

„Ich meine, wo ſind Sie her? Aus welchem Dorf?"

„Je ne co'pré nay,"*) ſagte ſie kurz. Aber dann, zugänglicher werdend — vielleicht daß ſie noch ein zweites Almoſen erhoffte — hub ſie in weinerlich klagendem Ton an: „Ne n'ava nay de pan et tat d's e'fa'ts!"**)

„Sie ſind wohl Wallonin?"

„Ay***) — Longfaye!" Und ſie hob den Arm und zeigte in eine Richtung, in der man nichts ſah als Himmel und Venn.

Longfaye war ein ſehr armes Venndorf; Schlieben wußte das und wollte noch einmal in die Taſche greifen, aber er fühlte ſich von Käte zurückgehalten: „Nein, der da nicht — der Frau nicht — du mußt es dem Ge-

*) Je ne comprends pas.

**) Nous n'avons pas de pain et tant des enfants.

***) Ja.

meindevorſteher übergeben, für das Kind, für das arme Kind!“

Sie tuſchelte ſehr leiſe und aufgeregt ſchnell.

Das Weib konnte unmöglich etwas verſtanden haben, aber der Blick der ſchwarzen Augen flog blitzſchnell von dem Herrn zu der Dame und blieb voll Mißtrauen auf der feinen Städterin haften: wenn die ihr doch nichts geben wollte, was ſollte ſie ſich dann noch länger ausfragen laſſen; was wollte die von ihr?! Mit einem kaum merklichen Kopfnicken und einem knapp herausgeſtoßenen „Adieu“ wandte ſich die Wallonin ab. Gelaſſenen, aber weitausholenden Schritts entfernte ſie ſich übers Venn; raſch kam ſie vorwärts, ihre Geſtalt wurde kleiner und kleiner, die Mißfarbe ihres ärmlichen Rocks war bald nicht mehr kenntlich im farbloſen Venn.

Die Sonne war verſchwunden mit dem Kind; plötzlich war alles grau.

Regungslos ſtand Käte und ſah in die Richtung von Longfaye. Sie ſtand, bis ein Fröſteln ſie zuſammenſchauern ließ, und hing ſich dann ſchwer an den Arm ihres Mannes; als ſei ſie auf einmal müde geworden, ſo ging ſie ſtumm mit ſchleppenden Füßen der Baraque zu. —

Nebel begann den hellen Mittag zu verſchleiern. Feuchtkalte Luft, die empfindlicher näßt als Regen, machte die Kleider klamm. In dichten Schwärmen flogen die Stechfliegen der Sümpfe zu Tür und Fenſtern der Baraque herein; drinnen brannte ein ſchwelendes Torffeuer, mit dürren Tannenreiſern zu loderderer Glut entfacht, und die Fliegen klebten ſich an Herdwand und Decke — nein, ſie wollten noch nicht ſterben!

Der Herbſt war da, Sonne und Wärme dem Venn entſchwunden, jetzt tat man gut daran, zu fliehen.

Aber draußen, ganz in der Öde, überm höchſten Punkt des Venns, kreiſte ein einſamer Buſſard und ſtieß ſeinen durchdringenden, ſieghaften Wildlingsſchrei aus; dem war wohl hier, im Sommer wie im Winter, der wollte nicht fort von hier.

III

Der Gemeindevorſteher des kleinen Venndorfs war einigermaßen verwundert und verlegen, als ſo feine Herrſchaften bei ihm vorfuhren und ihn zu ſprechen wünſchten. Durch die Jauche ſeines Hofes, die ihm bis an die Kniee ſpritzte, ging er ihnen entgegen. Er wußte nicht, wo er ſie hineinführen ſollte, denn drinnen waren die Ferkel und das Kälbchen, und die alte Sau wälzte ſich vor der Tür.

So gingen ſie mit ihm auf der ſtillen Dorfſtraße, von der die wenigen Gehöfte noch abſeits liegen, auf und ab, während der Wagen langſam in tief ausgefahrenen Geleiſen hinter ihnen dreinholperte.

Käte war blaß, ihren Augen ſah man's an, daß ſie wenig Schlaf gefunden hatten. Jedoch ſie lächelte, und eine erwartungsvoll-freudige Spannung war in ihren Zügen, ſprach aus ihrem Schritt; immer war ſie den andern ein wenig voraus.

Schliebens Geſicht war ſehr ernſt. War es nicht eine große Unbedachtſamkeit, eine grenzenloſe Übereilung, die er jetzt beging, ſeiner Frau zuliebe?! Wenn es nun nicht zum guten ausſchlug?!

Es war eine böſe Nacht geweſen. Seltſam ſtumm und wie geiſtesabweſend hatte er geſtern Käte von der Baraque nach Hauſe gebracht, ſie hatte nichts gegeſſen, und, große Ermüdung vorgebend, ſich früh zur Ruhe gelegt. Aber als er, ein paar Stunden ſpäter, ſein Lager aufſuchte, fand er ſie noch nicht eingeſchlafen. Sie ſaß aufrecht im Bett, ihr ſchönes Haar, das ſie zur Nacht in zwei Zöpfe flocht, hing ihr lang herunter und gab ihr ſo das Ausſehen einer ganz jungen Frau. Aus verſtörten Augen ſah ſie ihn ſeltſam verlangend an, und dann ſchlang ſie beide Arme um ſeinen Hals und zog ſeinen Kopf zu ſich herunter.

Sie war ſo eigentümlich geweſen, ſo weich und doch ſo heftig, er hatte ſie beſorgt gefragt, ob ihr etwas fehle, aber ſie hatte nur den Kopf geſchüttelt und ihn in ſtummer Liebkoſung feſt umfaßt.

Er glaubte ſie endlich eingeſchlafen — ſie ſchlief auch, aber nur ganz kurze Zeit — da war ſie mit lautem Schrei ſchon wieder erwacht: ſie hatte geträumt, ſo lebhaft geträumt — o, wenn er wüßte, was ſie geträumt hatte! Geträumt — geträumt —! Sie ſeufzte und warf ſich und lachte dann leiſe in ſich hinein.

Er merkte wohl, daß ſie etwas auf dem Herzen hatte, was ſie ihm gern ſagen wollte, und was ſie ſich doch nicht recht zu ſagen traute. So fragte er ſie.

Da hatte ſie es ihm denn geſtanden, ſtockend, ſchüchtern und doch mit einer Leidenſchaftlichkeit, die ihn er-

ſchreckte: es war das Kind, an das ſie immerfort dachte, immerfort denken mußte — ach, wenn ſie das hätte! Das wollte ſie haben, mußte ſie haben! Die Frau hatte ja noch ſo viele Kinder, und ſie — ſie hatte keins! Und ſie würde doch ſo glücklich mit ihm ſein, ja, unſäglich glücklich!

Im Dunkel der Nacht, durch kein Wort von ihm unterbrochen, durch keine Bewegung — er hatte ganz ſtill gelegen, faſt wie gelähmt von der Überraſchung, die doch nicht ganz eine Überraſchung mehr war — hatte ſie ſich immer mehr geſteigert: was war ihr ganzes Leben? Eine immerwährende Sehnſucht! Alles, was er ihr an Liebe tat, konnte ihr doch das eine nicht erſetzen: ein Kind, ein Kind!

„Lieber, guter Mann, ſchlag's mir nicht ab! Mach mich glücklich! So froh wird keine andre Mutter auf Erden ſein — geliebter Mann, gib mir das Kind!“ Ihre Tränen floſſen, ihre Arme umklammerten ihn, ihre Küſſe überſchauerten ſein Geſicht.

„Aber warum gerade dieſes Kind?! Und ſo ſchnell entſchloſſen — das iſt doch keine Kleinigkeit — man muß ſich das erſt ſehr reiflich überlegen!“

Er hatte Einwendungen gemacht, Ausflüchte, aber ſie hatte für alles ſchlagfertige Antworten bereit: was noch lange überlegen? Man würde doch zu keinem andern Reſultat kommen! Und wie er nur denken konnte, daß die Frau das Kind vielleicht nicht geben würde? Wenn ſie's nicht liebte, gab ſie's gern, und wenn ſie es liebte, würde ſie es erſt recht gern geben und Gott danken, es ſo gut verſorgt zu wiſſen.

„Aber der Vater, der Vater, wer weiß, ob der damit einverſtanden iſt?!“

„Ach, der Vater! Wenn die Mutter es gibt, der Vater ſicherlich! Ein Broteſſer weniger iſt bei ſo armen Leuten immer ein Glück. Das arme Kind, es wird vielleicht ſterben aus Mangel an Nahrung, während es bei uns ſo gut" — ſie unterbrach ſich — „iſt es nicht wie eine Fügung, daß gerade wir ins Venn kommen, gerade wir es finden mußten?"

Er fühlte, daß ſie ihn beredete, und er ſträubte ſich innerlich dagegen: nein, wenn ſie ſich denn ſchon von ihrem Gefühl ſo fortreißen ließ — ſie war eben eine Frau —, ſo mußte er doch, als Mann, den Verſtand über das Gefühl ſetzen!

Und er hatte ihr alle Bedenken aufgezählt, wieder und wieder, und als Letztes ihr geſagt: „Du ahnſt gar nicht, in welchen Zwieſpalt du dich ſelber bringſt! Wenn nun die Neigung, die du für das Kind zu empfinden glaubſt, nicht ſtand hält?! Wenn es ſich dir nicht ſympathiſch entwickelt?! Bedenke, es iſt und bleibt immer das angenommene Kind!"

Aber da war ſie faſt zornig aufgefahren: „Wie kannſt du ſo etwas ſagen?! Glaubſt du, ich bin engherzig?! Eigen geboren oder angenommen, das iſt ganz gleich, denn es wird mir angeboren durch die Erziehung. Ich werde es mir erziehen. Das ‚Ausdemſelbenbluteſein' macht's doch nicht! Bloß weil ich's geboren habe, darum ſoll ich ein Kind lieben?! O nein! Ich liebe das Kind, weil — weil — nun, weil es ſo ganz auf mich angewieſen iſt, weil es ſo klein iſt, ſo unſchuldig, weil es unendlich ſüß ſein muß, wenn ſo ein hilfloſes Geſchöpfchen die Ärmchen nach einem ausſtreckt!" Und ſie breitete die Arme aus und ſchloß ſie

dann an ihre Bruſt, als hielte ſie ſo ſchon ein Kind am Herzen. „Du biſt ein Mann, du verſteht das eben nicht. Aber du willſt mich doch ſo gerne glücklich machen — mach mich jetzt glücklich! Lieber, geliebter Mann, du wirſt ja ſo raſch vergeſſen, daß er nicht unſer Eigengeborener iſt, es bald gar nicht anders mehr wiſſen. ‚Vater, Mutter‘ wird er zu uns ſagen — und wir werden Vater und Mutter ſein!“

Wenn ſie recht hätte! Von einer ſeltſamen Empfindung durchrieſelt, ſchwieg er. Und warum ſollte ſie nicht recht haben?! Ein Kind, daß man vom erſten Lebensjahre an ganz auf ſeine Weiſe erzieht, das man vollſtändig auslöſt aus den Verhältniſſen, in denen es geboren worden iſt, das nicht anders weiß, als daß es ſeiner jetzigen Eltern Kind iſt, das da denken lernt mit ihrem Denken und fühlen mit ihrem Fühlen, das kann nichts Fremdes mehr haben. Das wird ein Teil des ureigenſten Ichs, wird einem ſo lieb, ſo teuer, als hätte man's ſelber gezeugt!

Vor des Mannes Herzen ſtiegen Bilder auf, deren Anblick er nicht mehr erhofft, nicht mehr zu hoffen gewagt hatte. Er ſah ſein lächelndes Weib, auf deſſen Schoß ein lächelndes Kind; er ſah ſich ſelber lächeln und fühlte einen nie gekannten Stolz bei dem kindlich-zärtlichen Lallen: ‚Va—ter!‘ Ja, Käte hatte ſchon recht, alles, was man ſonſt Glück nennt, iſt nichts gegen dieſes Glück. Nur ein Vater, eine Mutter wiſſen, was Freude iſt!

Er küßte ſeine Käte, und dieſer Kuß war ſchon halbe Zuſtimmung, das hatte ſie gefühlt.

„Laß uns morgen hinfahren, morgen, gleich früh!“ bat ſie, unterdrückten Jubel im Ton.

Er bemühte ſich, gelaſſen zu bleiben: nein, erſt mußte

man die Sache, nach eigner, reiflicher Überlegung, in Berlin mit dem Anwalt und auch mit sonstigen Vertrauensleuten besprechen!

Darüber geriet sie außer sich; halb schmollte sie, halb lachte sie ihn aus: war denn dies hier eine Geschäftssache? Was ging den Anwalt und andere Leute ihre tiefste, persönlichste Herzenssache an?! Niemand war darum zu befragen, niemand sollte sich da hineinmischen! Kein Mensch durfte ahnen, woher das Kindchen kam, von wem es abstammte! Sie, sie beide waren seine Eltern, sie kamen für es auf, sie waren sein Anfang und die Bürgen für seine Zukunft — ihr Werk, ganz ihr Werk war dieses Kind!

„Morgen holen wir es gleich! Je eher es aus dem Schmutz und der Verkommenheit herauskommt, desto besser — nicht wahr, Paul?" Sie ließ ihn gar nicht mehr zu Wort kommen, sie überschüttete ihn in sprudelnder Lebendigkeit mit Plänen und Vorschlägen; und ihr Überschwang schwemmte seine Bedenken mit fort.

Man kann auch zu bedenklich sein, zu übertrieben vorsichtig und sich so jede Lebensfreude verbittern, das sagte er sich. Was taten sie denn Außergewöhnliches? Sie hoben nur etwas auf, was ihnen vor die Füße gelegt worden war; sie gehorchten so einem Wink des Schicksals. Und da waren wirklich auch gar keine Schwierigkeiten. Wenn sie's selber nicht verrieten, würde niemand die Herkunft des Kindes erfahren, und hier wiederum würde nicht groß Nachfrage nach dessen Verbleib sein. Es war ein namen-, ein heimatloses Etwas, das sie an sich nahmen und aus dem sie machten, was sie daraus machen wollten. Später, wenn man das Alter dazu hatte, adoptierte man dann den Kleinen in aller

Form und legte ſo auch in Akten feſt, was man im Herzen längſt getan hatte. Jetzt galt es nur noch, den Gemeindevorſteher von Longfaye aufzuſuchen und mit ſeiner Unterſtützung die Abtretung ſeitens der Eltern perfekt zu machen!

Als Schlieben zu einem Entſchluß gekommen war, plagte ihn gleiche Unruhe wie ſeine Frau. Dieſe ſtöhnte: wenn es doch erſt morgen wäre! Wenn ihr nun jemand zuvorkäme, wenn das Kind nicht mehr da wäre morgen?! Sie warf ſich raſtlos hin und her in Ungeduld und Bangigkeit. Aber auch Schlieben wälzte ſich ſchlaflos von einer Seite zur andern. Ob das Kind auch geſund war?! Einen Augenblick überlegte er beſorgt, ob es nicht geraten ſei, den Badearzt von Spaa ins Vertrauen zu ziehen — der könnte mitfahren und den Kleinen vorerſt unterſuchen — aber dann verwarf er dieſen Gedanken wieder: das Kind ſah ja ſo kräftig aus! Er rief ſich die derben Fäuſtchen zurück, den klaren Blick der blanken Augen — auf nacktem Boden, bei Kälte und Wind, ohne Schutz hatte es gelegen — es mußte eine Kernnatur haben. Darüber konnte man ruhig ſein. —

Es war noch ſehr früh am Morgen geweſen, als das Ehepaar ſich aufgerafft hatte — müde, wie zerſchlagen an allen Gliedern — aber von einer Art fröhlicher Entſchloſſenheit getrieben.

Käte lief im Hotelzimmer hin und her, ſo geſchäftig, ſo freudig erregt wie jemand, der einen lieben Gaſt erwartet. Sie war ſo ſicher, daß ſie das Kind gleich mit herbringen würden. Jedenfalls wollte ſie anfangen, die Koffer zu packen, denn wenn man das Kind hatte, dann nur nach Hauſe, ſo ſchnell als möglich nach Hauſe! „Das

Hotel ist nichts für solch einen kleinen Liebling. Der muß sein Kinderzimmer haben, einen freundlichen Raum mit geblümten Gardinen — nur dunkle nebenbei zum Vorziehen, um das Licht beim Schlafen zu dämpfen — sonst alles hell, leicht, luftig. Und eine Babykommode muß darin stehen mit den vielen Fläschchen und Näpfchen, und sein Badewännchen, sein Bettchen mit den weißen Mullvorhängen, hinter denen man ihn liegen sehen kann mit roten Bäckchen, die Fäustchen am Kopf, und fest schlummern!"

Sie war so jugendlich, so liebenswürdig in ihrer erwartungsvollen Freude, daß sie ihren Mann entzückte. Schien nicht der Sonnenschein, auf den er so lange vergeblich geharrt hatte, jetzt kommen zu wollen?! Er ging schon dem Kinde vorher, fiel heiter verklärend auf dessen Weg. —

Die Eheleute waren beide bewegt, als sie gen Longsaye fuhren. Einen bequemen Landauer mit schließbarem Verdeck hatten sie heute genommen statt des leichten Zweisitzers, in dem sie sonst ihre Touren zu machen pflegten. Es könnte auf dem Rückweg zu kalt für den Kleinen werden! Decken und Mäntel und Tücher waren eingepackt, eine ganze Auswahl.

Schlieben hatte sich mit seinen Papieren versehen; man würde wohl kaum einen Ausweis von ihm verlangen, aber der Sicherheit halber, um einer etwa dadurch entstehenden Verzögerung vorzubeugen, steckte er sie ein. Man hatte ihm den Gemeindevorsteher von Longsaye als einen ganz verständigen Mann genannt, so würde sich denn alles glatt abwickeln.

Wie die Ebereschen zu Seiten der Straße unter der

herbſtlichen Laſt roter Beeren ihre Kronen ſenkten, ſo ſenkten ſich auch die Häupter der beiden Menſchen unter einer Flut von hoffnungsvollen Gedanken. Raſch flogen die Bäumchen am rollenden Wagen vorbei, raſch alle Etappen des Lebens am bewegten Gemüt. Fünfzehn Ehejahre — lange Jahre, wenn man wartet — erſt mit Zuverſicht, dann mit Geduld, dann mit Zaghaftigkeit, dann mit Sehnſucht — mit Sehnſucht, die von Jahr zu Jahr heimlicher wird, und in der Heimlichkeit immer brennender! Nun war die Erfüllung nah, freilich anders, als liebende Gatten ſie ſich ausmalen; aber doch eine Erfüllung.

Unabweislich kam der Frau das alte Bibelwort in den Sinn: ‚Und als die Zeit erfüllet war, ſandte Gott ſeinen Sohn‘ — o, dieſes Kind aus der Fremde, aus dem Unbekannten, aus dem Lande, das nicht Acker noch Früchte hat und nicht geſegnet iſt mit reichen Ernten, dieſes Kind war eine Gabe des Himmels, ein Geſchenk ſeiner Güte! Sie beugte ihr Haupt wie geſegnet, des Dankes voll.

Und der Mann drückte leiſe die Hand ſeiner Frau, und ſie erwiderte den Druck. Hand in Hand blieben ſie ſitzen. Sein Blick ſuchte den ihren, und ſie errötete. Jetzt liebte ſie ihn wieder wie im erſten Jahr ihrer jungen Ehe — nein, jetzt liebte ſie ihn noch um vieles mehr, denn jetzt, jetzt ſchenkte er ihr das Glück ihres Lebens: das Kind!

Selig ſchweifte ihr Blick übers arme Vennland, das braun und öde ſchien und doch ein Märchenland war voll der herrlichſten Wunder.

„Hab' ich's nicht gewußt?!“ murmelte ſie triumphierend und doch zuſammenſchauernd in einer faſt abergläubiſchen Regung. „Ich hab's gefühlt — hier — hier!“

Sie konnte es kaum erwarten, bis sie das Venndorf erreichten. Ach, wie lag das abseits aller Welt, so ganz vergessen! Und so arm! Aber die Armut schreckte sie nicht und die aus der Armut entspringende Unsauberkeit auch nicht; sie nahm ihn ja jetzt mit fort von hier, brachte ihn in Kultur und Wohlleben, und daß er einmal auf nacktem Boden gelegen hatte statt in weichem Bettchen, das würde er nun und nimmer ahnen. Sie dachte an Moses: wie der gefunden worden war im Schilf des Nils, so hatte sie ihn gefunden im Gras des Venns — ob er ein großer Mann ward wie jener?! Wünsche, Gebete, Hoffnungen und hundert Gefühle, die sie früher nicht gekannt hatte, bewegten ihr Herz. —

Schlieben hatte Mühe, sich dem Gemeindevorsteher verständlich zu machen. Nicht daß der Mann ein Wallone gewesen wäre, der schlecht Deutsch verstand — Niklas Rocherath aus dem Haus ‚Zur guten Hoffnung', so genannt, weil man's, als das ansehnlichste des Dorfes, weit vom Venn her erblicken konnte, war gut deutsch — aber er begriff den Herrn nicht.

Was wollte der mit dem Jean-Pierre von der Lisa Solheid? Annehmen an Kindes Statt?! Ganz verdutzt sah er drein, und dann war er beleidigt: nein, wenn er auch ein simpler Bauer war, zum Narren halten ließ er sich von dem Herrn drum doch nicht!

Erst allmählich gelang es Schlieben, ihn von der Ernsthaftigkeit seiner Absicht zu überzeugen. Aber immer noch rieb der Alte bedenklich das stopplige Kinn und sah mißtrauisch auf die, die so hergeschneit kamen in seine Einsamkeit. Erst als Käte, von der langen Auseinandersetzung

ermüdet und gequält, ihn ungeduldig beim Arm ergriff und ihm, faſt gereizt und mit Heftigkeit, ins Geſicht ſchrie: „So begreifen Sie doch! Wir haben kein Kind, wir wollen aber ein Kind — begreifen Sie's nun?!“ — da begriff er.

Kein Kind — o weh! Kein Kind — da weiß man ja gar nicht, für was man lebt! Nun nickte er verſtändnisvoll; und mitleidig auf die Frau blickend, die ſo reich war, ſo fein angetan und doch keine Kinder hatte, zeigte er ſich viel zugänglicher. Alſo der Jean-Pierre von der Liſa Solheid hatte ihnen ſo gut gefallen, daß ſie ſich den mitnehmen wollten bis nach Berlin? Was der Jung für ein Glück hatte! Die Liſa würde es gar nicht glauben wollen. Zu gönnen war der's freilich, ſo arm wie die war keiner hier, die wußte manchen Tag nicht, wie ſie ſich und ihre fünf ſatt machen ſollte. Früher, als ihr Mann noch lebte —

Was, der Mann lebte nicht mehr?! Sie war Witwe?! Wie befreit aufatmend unterbrach Schlieben den Gemeindevorſteher. Er hatte, wenn er auch nicht darüber geſprochen hatte, vor dem Vater beſtändig eine geheime Furcht gehabt: wenn der nun ein Schnapstrinker wäre oder ſonſt ein Tunichtgut?! Nun fiel ihm eine Laſt von der Seele — der war tot, der konnte nicht mehr ſchaden! Oder war er am Ende an einer Krankheit geſtorben, an einem zehrenden Leiden, das ſich auf Kinder und Kindeskinder vererbt?! Schlieben hatte ſagen hören, daß die Nebel des Venns und ſeine plötzlichen Temperaturwechſel leicht der Lunge und dem Hals verderblich werden — dazu ſchwere Arbeit und ſchlechte Ernährung — der

junge Mann war doch nicht etwa gar an der Schwindsucht geſtorben?! Ängſtlich forſchte er.

Aber Niklas Rocherath lachte: nein, von einer Krankheit hatte der Michel Solheid zeitlebens nichts gewußt und war auch an keiner geſtorben. Zu Verviers hatte er gearbeitet, in der Maſchinenfabrik, ſchwarz berußt und nackt bis zum Gürtel; dem waren Kälte und Hitze ganz einerlei geweſen. Und alle Samstag war er herübergekommen von Verviers und war den Sonntag bei ſeiner Familie geblieben. Und es war Samstag vor Peter und Paul geweſen, jetzt etwas über ein Jahr her, da hatte der Michel von dem, was er in Überſtunden verdient hatte, ſeiner Frau eine Speckſeite gekauft und ein oder zwei Pfund Kaffee, denn —

„Ihr müßt wiſſen, Hähr, dat is hier viel zu teuer für uns un über der Frenz viel billiger," ſagte der alte Mann bekümmert, hob dann langſam die Fauſt und drohte hinüber zum Venn, das ruhig und weltfern dalag. „Da waren ſe ihm aber bald auf den Ferſen. Von der Baraque an waren ſie als hinter ihm drein — die verdammte Camuiſe*)! Ihrer drei, vier. Nu müßt Ihr wiſſen, dat de Michel laufen konnt' wie nur einer. Wenn de ſeinen Pack hinter den Buſch jeſchmiſſen hätt' und hätt' ſich am laufen jehalten, den hätten ſe mein Lebtag nich jekriegt. Aber ne, dat wollt he nich, da hätt' he ſich doch für ſich ſelber jeſchämt. Um ſich nu nich zu verraten, wohin he eijentlich jing, rannt' he ſtatt nach rechts nach links ab durch 't Walloniſche Venn, der Hill nach. Durch Cleſay**)

*) Grenzjäger.

**) Walddiſtritte im hohen Venn

un Neckel, ſo immer die Kreuz un die Quer, un kam nu ſo janz aus der Jejend heraus, wo he Beſcheid wußt' wie in ſeiner Taſch'. Ober dem Pannenſterz waren ſe ihm dicht auf den Hacken. Un ſe waren hinter ihm am ſchreien: ‚Steh!'

„Seht Ihr, Hähr, wär he nu in die Iroße Haard jelaufen un hätt' ſich da im Dickicht verborjen, ſo hätten ſe ihn ohne Hund nie jefunden. Aber nu war he verwirrt un rannt' aus dem Buſch eraus, blank über et Venn.

„‚Halt!' — ‚Steh!' — un zum dritten Mal: ‚Halt!' Aber er ſprung wie 'ne Hirſch. Da drückt' einer los un — Jeſus Chriſtus erbarme dich, jetzt und in der Stunde unſers Todes!" — der Gemeindevorſteher ſchlug andächtig ein Kreuz und wiſchte ſich dann mit dem Handrücken unter der ſchnüffelnden Naſe her — „de Schuß fuhr durch die Speckſeit in den Buckel, hinten erein, vorn eraus. Da ſchlug de Solheid den Kuckeleboom.*) En Schand war et: um en Speckſeit', ſo 'ne ſtaatſe Kerl!

„He hat noch en ſtarke Stund' jelebt. He ſagt noch, dat he de Solheid aus Longfaye wär' und dat ſe ſein Frau holen ſollten.

„Ich war den Tag jrad am Heckenſcheren, da kam einer jerannt. Un ich macht mich auf mit der Liſa, die war damals im ſechſten Monat met 'm Jean-Pierre. Aber als mir hinkamen, war et ſchon zu ſpät.

„Se hatten ihn liejen, nich weit vom jroßen Kreuz. Se hatten ihn tragen wollen bis Ruitzhof in en Haus, aber he ſaat: ‚Laßt mich — hier will ich himmelen!'**) Un hat in de Sonn' jeſuckt.

*) Purzelbaum.

**) ſterben.

„Hähr, die ſtand am Himmel ſo jroß un rot de Tag — ſo jroß — wie ſe einſt wird ſtehen am Tage des Jerichts! Hähr, he war janz in Schweiß un Blut — Stunden waren ſe mit ihm jejagt — aber an der Sonn' hatt' he noch ſein Freud'!

„Hähr, de Kerl, de ihn jeſchoſſen hatt', de war janz drauß, de hielt ihn im Schoß un war am weinen. Hähr, ne," — der Gemeindevorſteher ſchüttelte ſich, und man merkte ſeiner Gebärde den Abſcheu an — „ich möcht' kein Cammis ſein!"

Die Stimme des alten Mannes war tiefer und rauher geworden — es war das Zeichen ſeiner Anteilnahme — nun bekam ſie wieder ihren früheren gleichmütigen Klang: „Wenn et Euch paßt, Madame, wollen mir jetzt jehen!"

„O das Kind, das arme Kind," flüſterte Käte erſchüttert.

„Glauben Sie denn, daß die Witwe ſich von dieſem Jüngſten trennen wird?" fragte Schlieben, von einer plötzlichen Befürchtung erfaßt. Dieſes nach dem Tode des Vaters geborene Kind — war es möglich?!

„O —!" Der Alte wiegte den Kopf und ſchmunzelte. „Wenn Ihr wat Ordentliches dafür jebt! Sie hat 'er ja noch jenug!"

Jetzt war Nikolas Rocherath wieder ganz Bauer; das war nicht derſelbe Mann mehr, der von der Sonne des Venns und dem Tode des Solheid geſprochen hatte. Nun galt es, ſo viel als möglich herauszuſchlagen, einen Fremden, der noch dazu ein Städter war, ordentlich übers Ohr zu hauen!

„Hundert Taler wären nich übertrieben jefordert."

ſagte er und blinzelte dabei von der Seite nach dem ernſten Geſicht des Herrn — mußte der ein Geld haben, der verzog ja nicht eine Miene!

Vom Viehhandel her war der alte Bauer ſeit Lebzeiten das Feilſchen gewöhnt, nun blickte er, von ſcheuer Bewunderung für ſolch einen Reichtum erfüllt, auf den Fremden. Bereitwillig führte er nach der Hütte der Solheid. —

IV

Die Hütte der Solheid lag, wie alle Häuſer des Dorfes, ganz für ſich allein hinter einer giebelhohen Hecke. Aber die Hecke, die da ſchützen ſollte gegen die Stürme des Venns und das wilde Schneetreiben, war nicht mehr dicht; man ſah's, hier fehlte die ſorgende Männerhand. Die Hainbuchen waren regellos in die Höhe geſchoſſen; abgeſtorbene Zweige, die der Vennwind peitſchte, reckten ſich wie klagende Finger in die Luft.

Hu, hier mußte es eiſig kalt ſein im Winter! Unwillkürlich zog Käte den weichen, ſeidengefütterten Tuchmantel feſter um ſich. Und doppelt dunkel mußte es hier ſein in dunklen Tagen! Die winzigen Fenſterchen waren durch die Schutzhecke lichtlos gemacht, und tief hing das Dach über den Eingang. Ohne Stufen, gleich von der ebenen Erde ging's hinein.

Der Gemeindevorſteher rappelte am ‚Jadder', der einſt-

mals grün gestrichenen, jetzt farblos gewordenen Haustür mit dem eisernen Klopfer. Der Klopfer dröhnte durchs Haus, aber die Tür gab dem Druck nicht nach. Ei, die Solheid war wohl in den Beeren und die Kinder mit ihr! Man hörte drinnen im verschlossenen Hüttenraum nur das hungrige Schreien des Jüngsten.

Das arme Kind — o, sie hatte es wieder allein gelassen! Käte zitterte vor Erregung, wie Hilferuf erklang ihr das Geschrei.

Gelassen setzte sich der Gemeindevorsteher auf den Haukloß vor der Tür und zog seine Pfeife aus der Tasche des faltigen blauen Leinenkittels, den er, der Herrschaft zu Ehren, rasch über das Arbeitswams gezogen hatte. Jetzt hieß es warten.

Enttäuscht sah sich das Ehepaar an — warten?! Käte hatte den Sitz ausgeschlagen, den ihr der Alte mit einer gewissen Galanterie auf dem Haukloß angeboten; sie hatte keine Ruhe, rastlos schritt sie vor dem Fensterchen auf und ab und mühte sich vergebens, durch die blinde Scheibe hineinzuspähen.

Immer ungebärdiger schrie drinnen das Kind. Der alte Rocherath lachte: das war mal ein Brüllen, der Jean-Pierre hatte 'n kräftige Lung'!

Käte konnte das Schreien nicht mehr mit anhören, es machte ihr körperliche und seelische Qual. Ach, wie es ihr in den Ohren gellte! Sie preßte die Hände dagegen. Und ihr Herz zitterte vor Mitleid und Empörung: wie konnte die Mutter so lange ausbleiben?!

Der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn; mit brennenden, ungeduldigen Augen starrte sie hinaus aufs Venn,

auf den nackten, baumlosen, sich endlos hinschlängelnden Pfad. Da sah sie endlich Gestalten — endlich! — und doch blieb ihr auf einmal der Atem stehen, ihr Herz setzte den Schlag aus, um dann plötzlich, wie toll, ungestüm drauf los zu hämmern: da kam die Mutter!

Lisa Solheid trug eine Reisigwelle auf dem Rücken, um die Schultern mit einem Strick festgeschnürt. Die Last war so schwer, daß sie das Weib ganz vornüber drückte und ihm den Kopf tief duckte. Drei Kinder — die kleinen Füße in plumpen Nagelschuhen — trappten vor der Mutter her, während ein viertes an ihrem Rock hing. Das hatte auch schon Preißelbeeren gesucht, seine Händchen waren rot gefärbt wie die Hände der größeren Geschwister, die Eimer, Maß und Kamm schleppten.

Hübsche Kinder, alle vier! Sie hatten dieselben dunklen Augen wie der kleine Jean-Pierre, mit denen starrten sie halb dreist, halb scheu die fremde Dame an, die ihnen zulächelte.

Die Solheid erkannte die Herrschaften nicht, die ihr gestern auf dem Venn eine Gabe gereicht hatten — oder tat sie nur so?

Der Strick, der die Welle zusammenhielt, hatte ihr tief in Schultern und Brust eingeschnitten, jetzt löste sie ihn und schleuderte mit kraftvollem Ruck die Bürde ab; und jetzt griff sie nach der Axt, die neben dem Hauklotz lag, und begann, als sei niemand zugegen, mit mächtigen Hieben ein paar starke Äste zu zerkleinern.

„Heela, Lisa," sagte der Gemeindevorsteher, „wenn du jenug Holz jehauen haf', für die Irumbieren zu kochen, paß ens op!"

Sie ſah flüchtig von ihrer Arbeit zu ihm auf. Die Fremden waren beide — ohne Verabredung — ein wenig auf die Seite gegangen: mochte es der Gemeindevorſteher ihr erſt einmal ſagen! Es war doch nicht ſo einfach, wie ſie ſich's gedacht hatten. Die war nicht leicht zugänglich!

Der Solheid verſchloſſenes Geſicht veränderte keinen Zug; ſtumm, mit zuſammengepreßten Lippen verrichtete ſie ihre Arbeit weiter. Das Holz barſt unter ihren kraftvollen Hieben, die Stücke flogen um ſie herum. Ob ſie überhaupt auf das hörte, was der Mann zu ihr ſprach?!

Ja — die Beobachtenden wechſelten einen raſchen Blick — und jetzt antwortete ſie auch! Lebhafter, als man es bei ihrer verdroſſenen Art vermutet hätte.

Liſa Solheid hob den Arm und wies nach ihrer Hütte, darinnen der Kleine noch immer unerhört ſchrie. Rauh klang ihre Rede, in einem ſchier barbariſchen Dialekt, man verſtand nichts davon, nur ab und zu ein franzöſiſches Wort. Auch der Gemeindevorſteher ſprach walloniſch. Sie wurden beide lebhaft, erhoben ihre Stimmen und redeten laut gegeneinander an; faſt klang es wie Zank.

Sie ſchienen nicht einig zu werden! Käte lauſchte in verhaltner Angſt. Würde ſie es geben? Würde er's von ihr losbekommen?!

Heimlich zupfte ſie ihren Mann. „Biete mehr, gib ihr doch mehr, hundert Taler ſind viel zu wenig!“ Und dem Bauer da mußte er auch etwas verſprechen für ſeine Bemühung. Hundert, zweihundert, dreihundert, hundert mal hundert waren nicht zu viel! Ach, wie das arme Kindchen ſchrie! Es litt ſie faſt nicht mehr ſo tatenlos vor der Schwelle.

Die Geſchwiſter des kleinen Jean-Pierre — ein ſchönes Mädchen mit wirren Haaren und drei jüngere Knaben — ſtanden, den Finger im Mund, die ſchmutzigen Näschen ungewiſcht, und rührten ſich nicht vom Fleck.

Da fuhr die Mutter ſie an: „Heela," und ſie ſtoben davon, eines faſt über das andre purzelnd. Aus der kleinen Höhlung unter der Schwelle ſcharrten ſie den Schlüſſel vor, und die Größte ſtieß ihn ins roſtige Schloß und drehte ihn, auf den Zehen ſtehend, mit aller Kraft ihrer beiden Händchen um.

Die Solheid wandte ſich nun gegen die Fremden; ihre hagere braune Rechte machte eine einladende Bewegung: „Entrez!"

Sie traten ein. Innen war's ſo niedrig, daß Schlieben den Kopf bücken mußte, um ihn nicht wider die Balkendecke zu ſtoßen, und ſo dunkel, daß ſie geraume Zeit brauchten, bis ſie nur irgend etwas unterſcheiden konnten. Ärmlicher konnte es nirgendwo ſein — alles in allem ein einziger Raum. Der Herd war von rohen Steinen kunſtlos gemauert, darüber hing vom geſchwärzten Balken an eiſerner Kette der Keſſel herab; offen ſtieg der Qualm der langſam ſchwelenden Torfglut hinauf in den rußigen Rauchfang. Ein paar irdene Teller im Schüſſelbrett — buntblumig aber riſſig — ein paar verbeulte Zinngefäße, ein Melkeimer, ein hölzerner Bottich, eine lange Bank hinterm Tiſch, auf dem Tiſch ein halber Laib Brot und ein Meſſer, wenige Kleider an Nägeln, in die Wand halb hineingebaut das Ehebett, darin jetzt wohl die Witwe mit den Kindern ſchlief, und davor die plumpe Holzwiege des kleinen Jean-Pierre — das war alles.

Wirklich alles?! Von einem Fröſteln im dämmerkalten, kellerdumpfen Raum geſchüttelt, ſah ſich Käte um. O wie troſtlos arm! Da war kein Schmuck, keine Zier! Doch, dort ein ſchreiend buntes Marienbildchen — ein roher Farbendruck auf dünnem Papier — ein Weihwaſſerkeſſelchen aus weißem Porzellan darunter — und dort, auf der andern Seite der Wand, dicht beim Fenſter, ſo daß das wenige Licht darauf fiel, ein Soldatenbild. Unter Glas und Rahmen, in drei Abteilungen, dreimal derſelbe Infanteriſt. Links: das Gewehr geſchultert, auf Poſten vorm ſchwarzweißen Schilderhaus — rechts: marſchbereit, Torniſter und Kochgeſchirr aufgeſchnallt, Brotbeutel und Feldflaſche an der Seite, Gewehr bei Fuß — in der Mitte: in Parademontur als Gefreiter, die Hand grüßend an den Helm gelegt.

Ah, das ſollte wohl der Mann ſein, Michel Solheid als Soldat?! Einen ſcheuen Blick warf Käte auf das Bild — der da, der war ja erſchoſſen worden beim Schmuggeln auf dem Venn! Wie ſchrecklich! Sie hörte wieder den Alten erzählen, ſah den blutenden Mann im Heidekraut liegen, und das Grauſen des Abenteuerlichen rüttelte ſie. Ihr Blick glitt wieder und wieder hin zu dem Bilde, dem üblichen Soldatenbild, das in ſeiner ſtereotypen Nichtigkeit ſo gar nichts ſagte, und von da zu der Wiege des kleinen Jean-Pierre: ob der viel vom Vater hatte?!

Schlieben hatte gewartet, daß ſeine Frau das Wort nehmen ſollte — ſie würde ja am beſten wiſſen, wie mit der andern zu reden ſei — aber ſie ſchwieg. Und der Gemeindevorſteher ſagte auch nichts; nun er die Verhandlung eingeleitet hatte, hielt er es für höflich, dem Herrn das Wort zu laſſen. Und die Solheid ſprach auch nicht.

Sie ſcheuchte nur mit einer ſtummen Gebärde die Kinder, die ſich mit Gier über das harte Brot auf dem Tiſch hermachen wollten. Dann ſtand ſie ſtill bei der Wiege; ihre Rechte, die noch das Beil vom Holzſpalten hielt, hing ſchlaff herunter am armſeligen Rock. Finſter war ihr Geſicht, unnahbar, und doch ſpiegelte ſich ein Kampf darin.

Schlieben räuſperte ſich. Er hätte es lieber gehabt, wenn ein andrer für ihn die Sache erledigt hätte, aber da dieſer andre nicht da war, der Gemeindevorſteher ihn nur erwartungsvoll anblickte, ſo ſah er ſich gezwungen, zu ſprechen. Mit einer Freundlichkeit, die wie Herablaſſung erſcheinen mochte und doch nur Verlegenheit war, ſagte er: „Frau Solheid, der Gemeindevorſteher wird Ihnen geſagt haben, was uns zu Ihnen führt — verſtehen Sie mich, gute Frau?“

Sie nickte.

„Wir haben die Abſicht, Ihr jüngſtes Kind an“ — er ſtockte, ſie hatte eine Bewegung gemacht, als wolle ſie verneinen — „an Kindes Statt anzunehmen, adopter! Sie verſtehen?“

Sie antwortete nicht; aber er fuhr fort, ſo raſch, als habe ſie ‚ja‘ geſagt: „Wir werden es halten, als wenn es unſer eigenes wäre, es wird es ſo gut haben, wie Sie es ihm natürlich nicht geben können, und wir —“

„O, und wir werden es ſo liebhaben!“ fiel Käte ihm ins Wort.

Das ſchwarze Weib drehte langſam den Kopf nach der Seite, wo die blonde Frau ſtand. Es war ein ſeltſamer Blick, der die Fremde maß, die jetzt näher zur Wiege herangekommen war. War's ein prüfender Blick, ein abwehrender, ein freundlicher oder unfreundlicher?!

Käte ſah mit verlangenden Augen nach dem Kinde. Das weinte jetzt nicht mehr, es lächelte jetzt ſogar, und jetzt — jetzt reckte es die Ärmchen! O, es war ſchon ſo klug, es ſah ſie an, merkte bereits, daß ſie ihm gut war! Es verſuchte ſich aufzurichten — ah, es wollte zu ihr, zu ihr!

Das Rot der Freude ſchoß ihr zu Kopf, ſchon ſtreckte ſie die Hände aus, das Kleine aufzunehmen, da ſchob ſich wie eine Wand die Mutter vor die Wiege.

„Neni,“*) ſagte die Wallonin hart. Abwehrend hob ſie die freie Linke. Und dann machte ſie das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn des Kindes, und dann auch auf ſeine Bruſt.

Aber warum denn nicht, warum wollte ſie es denn nun auf einmal nicht geben?! Käte zitterte vor Schreck. Flehend ſuchte ihr Blick den ihres Mannes: hilf du mir! Ich muß, ich muß das Kind haben!

Und Schlieben ſagte jetzt, was er ſchon vorhin hatte ſagen wollen, als ſeine Frau ihm ins Wort gefallen war: „Wir ſtellen die Zukunft Ihres Kindes ſicher. Wiſſen Sie, was das heißt, gute Frau? Es wird nie Sorge ums tägliche Brot haben — nie hungern müſſen! Nie arbeiten müſſen, um ſein Leben zu friſten — nur arbeiten aus Freude an der Arbeit! Verſtehen Sie?!“

Arbeiten — aus Freude an Arbeit?! Verſtändnislos ſchüttelte das Weib den Kopf. Aber dann fiel ihm ein: nie hungern! — und ein Licht glomm in ſeinem ſtumpfen Blick auf. Nie hungern — ei, das verſtand die Witwe wohl, und doch ſchüttelte ſie wieder verneinend den Kopf: „Neni!“

„Sie zeigte auf ſich und die andern Kinder und dann mit einer umfaſſenden Bewegung hinaus aufs große Venn:

*) Nein.

„Nos avans tortos faim!“*) Sie zuckte die Achſeln mit dem Gleichmut der Gewöhnung, und es ſchien ſogar, als ob ſie lächeln wollte; die Mundwinkel ihres verdroſſenen Mundes hoben ſich ein wenig, ihre ſonſt herbgeſchloſſenen Lippen ließen die kräftigen, geſunden Zähne ſehen.

Der Gemeindevorſteher miſchte ſich jetzt ein: „Liſa, wahrhaftiges Jotts, dat is doch kein Pläſier, zu hungere! Sackerment, dat du ſo jeckelig biſ'! De Jung, de kömmt ja aus der Höll in der Himmel. Wat ich dir ſchon jeſagt hab': die Herrſchafte ſin reich, ſehr reich, un ſe ſin jeck op dat Kind, — raſch, jib en ihnen, du haſ' 'r ja noch vier!“

Noch vier! Sie nickte nachdenklich, aber dann warf ſie den Kopf in den Nacken, und ein Blick — jetzt war er deutlich, es flackerte darin etwas wie Haß — ſchoß zu der andern hinüber, die da ſtand ſo reich, ſo fein, mit Ringen an den Fingern, und nach der ihr Jean-Pierre guckte. „Neni!“ Sie ſagte es noch einmal und noch abweiſender und noch hartnäckiger denn zuvor.

Aber der Gemeindevorſteher war zäh, er kannte hier die Art. „Du wirſ' es dir überlejen,“ ſprach er überredend. „Un wenn ich dir ſage, daß ſe dir reichlich jeben werden — nich wahr?“ wandte er ſich fragend zu Schlieben. „Habt Ihr nich jeſagt, daß es Euch nich ankömmt op 'n Stück Jeld bei ſo 'ner armen Frau?!“

„Nein, gewiß nicht,“ verſicherte Schlieben. Und Käte war wieder voreilig: „Es kommt uns gar nicht darauf an — von Herzen gern, was ſie verlangt — ach, das liebe Kind!“

„Dju n' vous nin,“**) murrte die Solheid.

*) Nous avons faim tous.

**) Je ne veux pas.

„Du willſ' nich?! Ä wat!" Der alte Bauer lachte ſie faſt aus. „Du biſ' ja wie mein' Maiblum, wenn die nich ſtehn will un mit dem Hinterbein jegen der Melkeimer haut! Stoß die Leut doch nich vor der Kopp! Wat haſte dann, wenn ſe nu fortjehn un ſin des ſatt?! Jar nix! Dann haſte 'r fünf, die ‚Brot' ſchreien, un der Winter is für der Tür! Willſte wieder ſo 'ne Winter zubringen wie der vorige? Is dir der Jean-Pierre da nich bald befrore? Die vier andern ſin ſchon jrößer, die bringſte beſſer durch. Un du könntſ' dir en Kuh anſchaffen — denk ens, en Kuh! Un du könntſ' dir en beſſer Dach op et Haus ſetzen laſſen, wat der Regen un der Schnee nich durchläßt, un könntſ' auch Irumbieren jenug han. Sicher en jut Jeſchäft, Liſa!"

Käte wollte noch etwas hinzufügen — ah, was wollte ſie der Frau nicht alles Gutes tun, wenn die ihr nur das Kind überließ! — aber ein Räuſpern des Alten und ein heimliches Zublinzeln ſeiner Augen mahnten ſie, ſtille zu ſein.

„Kubin m'è dinroz — ve?"*) fragte jetzt plötzlich die Solheid.

Sie hatte lange unſchlüſſig geſtanden, den Kopf geſenkt, und es war ganz ſtill um ſie geweſen. Die Fremden hatten ſich nicht gerührt, der Gemeindevorſteher nicht; kein Wind pfiff im Rauchfang, kein Feuer kniſterte. Auf allem laſtete ſtumme Erwartung. Nun hob ſie den Kopf, und ihr düſterer Blick glitt wie muſternd durch die armſelige Stube, hin zu dem kargen Brot auf dem Tiſch und dann zu den hungrigen Vier. Das fünfte ſah ſie nicht mehr an. Sie war erblaßt, das tiefe Sonnenbraun ihres Geſichtes war ganz fahlgrau geworden.

*) Combien me donnerez-vous donc?

„Wat er dir jeben will?! — Nu, wat wollt Ihr jeben?“ ermunterte der Bauer. „Ich rechne, Ihr werd't einſehen, dat zweihundert noch zu wenig ſin! Die Solheid hängt ſehr an dem Kind, et is nich leicht, wenn ſe 't herjeben tut!“ Er blinzelte von der Seite beobachtend nach Schlieben und rief, wie man auf einer Auktion zu rufen pflegt: „Zweihundert, zweihundertfünfzig, dreihundert! Wahrhaftije's Jott's, nich zu viel! De Jean-Pierre is ene ſtaatſe Jung' — ſeht ens, die Fäuſt'! Un die Braden!*) Ene hölliſche Jung'! Nich wahr, Madame“ — er ſah das Verlangen in Kätes Augen — „dreihundert Taler ſin e ſo viel wie nichts für den?“

Käte hatte Tränen in den Augen und war ſehr blaß. Die Luft in der Hütte beengte ſie, ſie fühlte einen unendlichen Widerwillen — nur fort, raſch fort von hier! Aber nicht ohne das Kind! „Vierhundert — fünfhundert“ ſtieß ſie hervor, und ihr Blick ſuchte flehend ihren Mann, wie: mach ein Ende, raſch!

„Fünfhundert, gern!“ Schlieben zog ſeine Brieftaſche hervor.

Der Bauer reckte den Hals, um beſſer ſehen zu können, ſeine Blicke wurden ganz ſtarr: das hatte er noch nicht erlebt, daß einer ſo bereitwillig zahlte! Auch die Kinder ſtarrten mit großen Augen.

Die Solheid hatte einen flüchtigen Blick auf die Scheine geworfen, die der Herr neben das Brot auf den Tiſch breitete; aber das begehrliche Licht, das in ihren Augen aufgeblitzt war, erloſch jäh wieder. „Neni,“ ſagte ſie mürriſch.

„Biet' ihr noch wat mehr — mehr!“ raunte der Alte.

*) Lenden.

Und Schlieben legte noch ein paar Scheine zu den übrigen auf den Tiſch; ſeine Finger bebten leicht dabei, die ganze Sache war ihm ſo unſäglich widerlich. Er dachte ja gar nicht daran, zu feilſchen; was ſie haben wollte, ſollte ſie haben, nur ein Ende gemacht!

Bei ſo viel Großmütigkeit hielt ſich Nikolaus Rocherath nicht mehr — ſo viel bar Geld auf dem Tiſch, und das Weibsbild konnte ſich noch bedenken?! Er ſprang auf ſie zu und rüttelte ſie an den Schultern: „Biſte ſtabeljeck? Sechshundert Taler bar op den Tiſch, un du nimmſ' ſe nich?! Wer hierzuland kann ſagen, dat he ſechshundert Taler bar hat?! Dat is e Stück Jeld, dat is en Jeld!“ Sein abgemergeltes Geſicht, das von Jahren der Arbeit und von einem Leben in Wind und Wetter unendlich hager geworden war, ſo ſcharf umriſſen, wie aus hartem Holz geſchnitten, vibrierte in jeder Faſer. Es zuckte ihm in den Fingern: wie konnte ſich da nur ein Menſch noch bedenken?!

Polternd entfiel das Holzbeil, das ſie bis dahin noch immer feſtgehalten hatte, der Hand der Solheid. Ohne den Kopf zu heben, ohne nach dem Tiſch hinzuſehen und ohne nach der Wiege, ſagte ſie laut — aber es war kein Klang in der Stimme —: „Allons bon! Djhan-Pire est dà vosse!“*)

Und ſie wendete ſich ab, ging ſchweren Trittes zum Herd und ſtörte den ſchwelenden Torf auf.

Welch eine Gleichgiltigkeit! Wahrhaftig, dieſes Weib war nicht wert, eine Mutter zu ſein! In Frau Kätens ſanften Augen begann es zu funkeln. Auch Schlieben war empört: nein, hier brauchte man ſich kein Gewiſſen daraus zu machen, das Kind fortzunehmen! Ein Ekel ſtieg ihm in die Kehle.

*) Eh bien! Jean-Pierre est à vous!

Die Solheid tat, als ginge sie nun alles nichts mehr an. Sie hantierte am Herd, während der Gemeindevorsteher, wiederholt die Daumen beleckend, die Scheine zählte — jeden derselben von beiden Seiten besehend — und sie dann sorgfältig in das Kuvert steckte, das ihm der Herr überließ.

„Da, Lisa, haste se, leg se in de Handpostill'!"

Mit einer heftigen Bewegung riß sie sie ihm aus der Hand, und ihren Oberrock hochhebend, versenkte sie sie in die Tasche eines armseligen zerlumpten Unterrocks. —

Nun war noch das Letzte zu erledigen. Wenn auch Schlieben sicher war, daß niemand hier mehr nach dem Kinde fragen würde, die Formalitäten mußten doch erledigt werden. Seinen Bleistift von der Uhrkette losneſtelnd — denn wo sollte hier Tinte herkommen? — setzte er auf einem Blatt des Notizbuchs den Abtretungsschein der Mutter auf. Der Gemeindevorsteher als Zeuge unterschrieb. Nun setzte die Solheid noch ihre drei Kreuze darunter; sie hatte einmal schreiben gelernt, es aber wieder verlernt.

„So!" Mit einem Seufzer der Erleichterung erhob sich Schlieben von der harten Bank, auf die er sich während des Schreibens gesetzt hatte. Gott sei Dank, nun war alles erledigt, nun brauchte ihm der Gemeindevorsteher nur noch Geburtsatteſt und Taufschein zu besorgen und zuzustellen! „Hier — dies ist meine Adresse! Und hier — dies für etwaige Auslagen!" Er drückte dem Alten verstohlen ein paar Goldstücke in die Hand, und dieser schmunzelte, als er sie in seiner Hand fühlte.

Wie war's, nun würden sie ja wohl gleich den Knaben mitnehmen?

In Käte, die bis dahin regungslos dagestanden hatte,

mit weit geöffneten Augen die Mutter anstarrend, als könne sie nicht begreifen, was sie sah, kam jetzt Leben. Natürlich würden sie das Kind gleich mitnehmen, nicht eine Stunde länger ließ sie's mehr hier! Und sie nahm es hastig aus der Wiege, preßte es kosend in ihre Arme und hüllte es in ihren warmen, weiten Mantel mit ein — es war ja nun ihr Kind, ihr so schwer erkämpftes, tausend Gefahren entrissenes, innig geliebtes, süßes kleines Kind!

Die Geschwister des kleinen Jean-Pierre standen stumm dabei mit großen Augen. Hatten sie's verstanden, daß ihr Bruder nun ging, auf immer ging? Nein, sie hatten es wohl nicht verstanden, sonst würden sie doch zeigen, wie leid es ihnen tat. Ihre großen Blicke galten nur dem Brot dort auf dem Tisch.

Schlieben fühlte lebhaftes Mitleid mit den Kleinen — die blieben nun hier in ihrem Elend, ihrem Hunger, ihrer Verkommenheit! Er steckte jedem der vier eine Gabe ins Händchen; keins der vier dankte, aber die kleinen Finger schlossen sich fest um das Geldgeschenk.

Auch die Solheid dankte nicht. Als die fremde Frau ihren Jean-Pierre aus der Wiege genommen — sie hatte das gesehen, ohne hinzublicken —, war sie zusammengezuckt. Jetzt aber stand sie regungslos bei der leeren Wiege, auf der Stelle, wo vorhin das Beil polternd ihrer Rechten entfallen war, und sah stumm zu, wie Jean-Pierre in den weichen Mantel gehüllt ward. Sie hatte ihm nichts mitzugeben.

Schlieben hatte, trotz aller Gleichgiltigkeit der Mutter, zu guter Letzt doch noch eine Szene befürchtet — es konnte ja nicht sein, daß sie so fühllos blieb, wenn man ihr

Jüngſtes davontrug! — aber die Solheid blieb ruhig. Unbeweglich ſtand ſie, die Linke auf die Stelle ihres Rockes gedrückt, wo ſie die Taſche fühlte. Dieſes Geld in der Taſche da — Schlieben fühlte ſich heftig erregt — ſtrafte das nicht alle Tradition von Mutterliebe Lügen?! Und doch — dieſe war ja ſo verkommen in der großen Armut, halb vertiert im harten Kampf ums tägliche Brot, daß ihr ſelbſt die Empfindung für das Eigengeborene darin untergegangen war! O, welch andre Mutter würde Käte nun dem Kinde ſein! Und zärtlich beſorgt ſchob er ſeine Frau, die den Kleinen auf dem Arme trug, dem Ausgang zu.

Nur fort, hier war nicht gut ſein!

Sie eilten. Aber auf der Schwelle wendete Käte noch einmal den Kopf. Einen Blick mußte ſie der doch noch ſchenken, der, die da hinten blieb, ſo ſtarr und ſtumm. Wenn die ihr auch unbegreiflich war, ein Blick des Mitgefühls gehörte der doch noch!

Da — — — ein kurzer Schrei, aber laut, durchdringend, furchtbar in ſeiner markerſchütternden Knappheit. Ein einziger, aus Qual und Haß herausgepreßter unartikulierter Schrei.

Die Solheid hatte ſich gebückt. Ihre Hand hatte das Holzbeil aufgerafft. Sie holte aus wie zum Wurf — blitzend flog die ſcharfe Schneide am Kopf der enteilenden Frau vorüber und blieb krachend im Türpfoſten haften.

V

Wie auf der Flucht, ſo waren ſie mit dem Kinde enteilt. Sie hatten es in den Wagen gepackt — ſchnell, ſchnell! —, der Kutſcher hatte auf die Pferde gepeitſcht, die Räder hatten ſich knirſchend gedreht. Wie ein böſer Traum, den man gern vergißt, ſo blieb das Venndorf, verſunken, in ihrem Rücken. Sie ſahen nicht mehr nach ihm zurück.

Ein ödes Grau lag überm Venn. Die Sonne, die noch am Morgen geſchienen hatte, war ſo ganz verſchwunden, als hätte ſich hier nie ein Strählchen von ihr gezeigt. Der plötzliche Vennnebel war da und bezog alles. Wo vordem noch eine Ausſicht geweſen war, ein Auslug ins Weite, war jetzt eine verſperrende Mauer. Eine Mauer, nicht von Stein und nicht von Lehm, und doch um vieles feſter. Sie riß nicht, ſie barſt nicht, ſie wankte nicht, ſie wich nicht dem Hammerſchlag der kraftvollſten Fauſt. Mächtig und undurchdringlich baute ſie ſich aus den Sümpfen und ragte vom Moorland bis hinauf zu den Wolken — oder hatten ſich die Wolken hinab zur Erde geſenkt?

Himmel und Venn, beides eins. Nichts als Grau, ein zähes, feuchtes, kaltes, fließendes und doch feſtes, unergründbares, geheimnisvolles, ſchauriges Grau. Ein Grau, aus dem der, der ſich im Moor verirrt, nimmermehr herausfindet. Der Nebel iſt zu zähe; er hat Arme, die packen, die ſo dicht umfangen, daß man nicht mehr vorwärts ſehen kann, nicht rückwärts, nicht nach links, nicht nach rechts, daß der Ruf erſtickt, der ſich aus angſtgepreßter Kehle entringen will, und das Auge blind wird für jeden Weg, jede Fußſpur.

Der Kutſcher fluchte und hieb auf die Pferde ein. Von der Straße war nichts mehr zu ſehen, aber auch gar nichts mehr, kein Graben zur Seite, keine Telegraphenſtange, kein Ebereſchenbäumchen. Wie zerfloſſen war die breite, mühſelig angelegte Chauſſee im Venngrau. Ein Glück, daß die Gäule noch nicht verwirrt waren. Die folgten ihrer Naſe, warfen ihre langen Schweife, wieherten hell und trabten mutig drauflos ins Nebelmeer.

Schaudernd hüllte Käte ſich und das Kindchen feſter ein; nun brauchten ſie alle vorſorglich mitgenommenen wärmenden Hüllen. Ihr Mann packte ſie noch feſter ein, und dann legte er, wie ſchützend, den Arm um ſie. Eine böſe Fahrt!

Sie hatten den Wagen ſchließen laſſen, aber das kalte Grau drang doch zu ihnen herein; es zwängte ſich durch alle Ritzen, durchs Glas der Fenſter, füllte den Innenraum, daß ihre Geſichter wie bleiche Flecke ſchwammen im dunſtigen Dämmer, und legte ſich ſchwer, hemmend auf ihren Atem.

Käte hüſtelte und dann zitterte ſie. In ihrer Seele war jetzt nichts von Freude, ſie fühlte nur Angſt, Angſt um den errungenen Beſitz. Wenn die Mutter jetzt hinter ihnen drein käme — o, dieſes ſchreckliche Weib mit der blitzenden Axt! In einem Grauen ſondergleichen preßte ſie die Augen zu — nur das nicht mehr ſehen! Und doch riß ſie die Augen wieder auf, fühlte Angſtſchweiß auf ihrer Stirn und das Beben ihres Herzens — weh, bis in ihre Träume würde ſie dieſes verfolgen! Bis zu ihrer letzten Stunde würde ſie das nicht mehr loswerden — nie, nimmermehr — das Weib mit der blitzenden Axt!

Dicht an ihrem Kopf war das Beil vorübergeſauſt —

der Luftzug des Schwunges hatte ihr Schläfenhaar wehen gemacht —, es hatte ihr nichts getan, in den Pfosten der Tür nur war es gefahren und hatte den krachend gespalten. Und doch war ihr Leides geschehen. Wie in Entsetzen faßte sich Käte mit beiden Händen an die Schläfen: nie, nie wurde sie diese Angst wieder los!

In ihrer Seele war eine fast abergläubische Furcht, eine Furcht wie vor einem Gespenst, das da umgeht. Nur fort von hier! Nur nie mehr wieder hierher zurück! Nur jede Spur hinter sich verlöscht! Nie durfte jene erfahren, wohin sie sich gewendet hatten! Berlin — leider! — die Adresse hatten sie dem Gemeindevorsteher gegeben, aber Berlin war ja so weit, dorthin würde das Vennweib niemals kommen!

Und das Venn selber —?! Huh! Sich schüttelnd vor Grausen sah Käte hinaus ins graue Nebelgewoge. Gott sei Dank, das blieb ja hier, das würde bald ganz vergessen sein! Wie hatte sie nur dieses öde Venn einmal schön finden können?! Sie begriff sich nicht. Was war denn Reizvolles an diesen unwirtlichen Flächen, auf denen nichts gedieh als hartes Gras und zähes Heidekraut? Auf denen kein Korn seine Ähren wiegte, kein Singvogel sein kleines Lied pfiff, keine fröhlichen Menschen gesellig lebten, überhaupt keine Heiterkeit war, kein lauter Ton; nur Todesschweigen und Kreuze am Weg. Hier war's schrecklich!

Angstvoll, während ihr Auge vergebens nach einem Lichtblick suchte, stieß sie hervor: „Paul, laß uns heute noch abreisen! So schnell als möglich abreisen!“

Ihm war's recht. Auch ihm war nicht wohl zumute. Wenn dieses Weib, diese Bestie, in ihrem plötzlichen Wut-

ausbruch seine Frau getroffen hätte?! Aber er konnte sich selber einen Vorwurf nicht ersparen: wer hatte es ihn geheißen, sich mit solchem Volke einzulassen? Solcher Unkultur ist man nicht gewachsen!

Und ein Unwille gegen das Kind ergriff ihn, das da so friedlich im Arm seiner Frau schlummerte. Finster sah er in das kleine Gesicht: würde er das je, je lieben können? Würde nicht die Erinnerung an des Kindes Herkunft seiner Neigung stets hindernd sein? Ja, er hatte sich übereilt. Wieviel besser hätte er daran getan, seiner Frau vernünftig ihren Wunsch auszureden, ihrer romantischen Idee, dieses Kind, gerade dieses Kind anzunehmen, energisch entgegen zu treten!

Die Brauen zusammengezogen, die Stirn in Falten, schaute auch er hinaus zum Fenster, an dessen Glas sich das Grau klebte und in großen Tropfen niederrann.

Draußen heulte jetzt ein Wind; er hatte sich plötzlich aufgemacht. Und er heulte stärker, je mehr sie sich dem Scheitel des hohen Venn näherten, fauchte um den Wagen wie ein böser Hund und sprang den Pferden gegen die Brust. Die Gäule mußten sich wehren, ihren Trab verlangsamen; nur mühsam schwankte der Wagen voran.

Nie, niemals durfte dieses Kind erfahren, woher es stammte, denn sonst — in tiefen Gedanken starrte der neue Vater ins Venn, dessen Nebelwand jetzt für Augenblicke durch einen wütenden Windstoß auseinandergerissen ward — denn sonst — — — was ‚denn sonst'?! Er fuhr sich über die Stirn und atmete beklommen. Es beschlich ihn etwas wie eine Furcht, aber er machte sich selber nicht klar: wovor.

Den Blick zu seiner Frau wendend, sah er, daß sie

ganz in Betrachtung des ſchlafenden Kindes verſunken war, und ſeine Mißſtimmung wurde dadurch nicht kleiner. Er zog ihre Rechte, die ſie ſtützend unter des Kindes ſchwer hingeſunkenen Kopf hielt, fort: „Laß doch, ermüde dich doch nicht ſo! Es wird auch ſchon ſo weiterſchlafen!“ Und als ſie beſorgt „St“ machte, erſchrocken, ob der kleine Schläfer auch nicht geſtört ſei, ſagte er nachdrücklich: „Eins muß ich dir ſagen, mein Kind, und dich dabei auch warnen: gib nicht gleich dein ganzes Herz — warte erſt ab!“

„Wieſo?“ Verwundert ſah ſie ihn an, ſie hörte einen Unterton aus ſeiner Stimme heraus. „Warum ſagſt du das ſo — ſo — nun ſo ärgerlich?!“ Leiſe lachte ſie auf in einem glücklichen Vergeſſen. „Weißt du — ja, es war abſcheulich, unendlich peinvoll in dieſer Umgebung — aber, Gott ſei Dank, jetzt iſt's ja überſtanden! Eine Mutter vergißt ja ſo ſchnell all die Schmerzen, die ſie bei der Geburt ihres Kindes gelitten hat — wie ſollte ich das Widrige heut nicht auch vergeſſen?! Sieh nur,“ — und ſie ſtreichelte, vorſichtig liebkoſend, mit der Spitze ihres Fingers die warmrot geſchlafene Wange des kleinen Jean-Pierre — „wie unſchuldig, wie lieblich! Ich freue mich ſo! Freu dich doch auch, Paul, du biſt ja ſonſt ſo herzensgut! Komm, und nun laß uns mal überlegen, wie wir den Jungen eigentlich nennen wollen!“ Es war eine große Weichheit in ihrem Ton: „Unſern Jungen!“

Sie hörten nicht mehr den Wind, der zum Sturm geworden war. Sie hatten jetzt ſo vieles zu überlegen. ‚Jean-Pierre,‘ nein, das blieb auf keinen Fall! Und heute abend noch würde man von Spaa bis Köln fahren, denn dort erſt konnte man es wagen, eine Wärterin zu enga-

gieren; dort hatte ja kein Menſch mehr eine Ahnung vom Venn. Und in Köln würde man auch ſchleunigſt die ſo notwendigen Kinderſachen kaufen.

Wie ſollte man ſich nur behelfen bis dahin?! Ganz beſorgt ſah Schlieben auf ſeine Frau: die hatte ja ſo gar keine Ahnung von kleinen Kindern! Aber ſie lachte ihn aus und tat wichtig: wem der Himmel ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verſtand. Und hier der kleine Liebling war ja ſo brav, noch nicht gemuckt hatte er, ſeit ſie fortgefahren waren, hatte immerfort geſchlafen, als gäbe es keinen Hunger und keinen Durſt, als gäbe es nur ihr Herz, an dem er ſich wohlig fühlte.

Allmählich wurde es behaglicher im Wagen. Es war, als ſtröme der ſanft ruhende Kinderkörper eine wohltuende Wärme aus. Hauch des Lebens ſtieg auf aus der ſich kräftig hebenden, gleichmäßig atmenden kleinen Bruſt; Freude des Lebens glühte aus den roſiger und roſiger werdenden Wangen; Segen des Lebens tropfte von dieſen winzigen, im Schlaf zu Fäuſtchen geballten Händen. Still vor ſich hinſinnend, mit verhaltenem Atem, ſchaute die Frau in ihren Schoß, und der Mann, gerührt und ſeltſam bewegt, nahm des Kindes winzige Fauſt in ſeine große Hand und beſah ſie lächelnd: ja, nun waren ſie Eltern! — — — —

Draußen aber war das Grauen. So kann der Herbſt nur ſtürmen im wilden Venn. Hier gibt es kein ſanftwehmütiges Scheiden des Sommers, kein leiſes Sichheranſtehlen des Winters, keinen mild vorbereitenden Übergang, hier ſetzt das Unwetter ein mit Macht, aus Sonnenwärme ſchlägt's um in Eiſeskälte. Der Sturm ſauſt übers braune

Hochland, daß ſich das niedrige Kraut noch niedriger duckt und die kleinen Wacholderſtöcke ſich noch kleiner machen. Mit Pfiff und Geſchrill, mit Gebell und Geheul jagt der Vennwind, ſtöbert in Sumpfloch und Torfgrube, peitſcht die trüben Lachen, wirft ſich ins angeſchonte Tannendickicht mit Gewalt, daß das ſtöhnt und ächzt und knackend zuſammenſchauert, und raſt dann weiter um verwitterte Kreuze.

Wie Orgelton brauſt es übers Moor — oder iſt es das Rauſchen ſchäumender Brandung? Nein, hier iſt kein Waſſer, das Ebbe und Flut hat und in weißen Wogen gegen den Strand wäſcht, hier iſt nur das Venn; aber es gleicht dem Meer in ſeiner ewigen Weite. Und ſeine Lüfte ſind ſtark wie Meereslüfte, und ſeiner Vögel ſchriller Schrei iſt wie Möwenſchrei, und Natur ſpielt — hier wie dort — mit gewaltigem Griff auf der Orgel des Sturms das Lied von ihrer Allmacht.

Über den Scheitel des großen Venns kroch der kleine Wagen. Die Winde wollten ihn herunterblaſen wie ein winziges Käferchen. Immer wütender ſtießen ſie gegen das Gefährt, kläfften und heulten wie mit Wolfsgeheul, winſelten um ſeine Räder, ſchnauften um ſeine Wände; ſtemmten ſich vorn ihm entgegen und zerrten von hinten wie mit gierigen Zähnen daran: weg mit dem hier! Und weg auch mit denen, die darinnen ſaßen! Dieſe Eindringlinge, dieſe Diebe, die führten etwas mit ſich fort, was dem Venn gehörte, einzig und allein dem großen Venn!

Es war ein Kampf. Ob der Kutſcher auch auf die Pferde hieb, die mutigen Gäule ſtutzten doch, blieben ſtehen und ſchnauften ängſtlich. Der Mann mußte abſpringen, ſie eine Strecke führen, und noch immer zitterten ſie.

Aus den Gruben ſtieg's auf und winkte mit wehenden Schleiergewändern und wollte halten mit feuchten Armen. Ein Greifen war's, ein Haſchen, ein Langen; ein Reißen von Nebeln und ein ſich tückiſch wieder Zuſammenballen, ein Chaos von wirbelnden, quirlenden, brauenden, grauenden Dünſten. Und klägliche Töne von Weſen, die man nicht ſah.

Waren alle Grüfte lebendig geworden? Stiegen die herauf, die hier geſchlafen hatten, von Pferdeſchnaufen und Peitſchenknall geweckt, unwillig ob ihrer verletzten Ruh? Was waren das für Laute?!

Das ſtille Venn war lebendig geworden. In des Sturmes dumpfen Orgelbraus miſchte ſich Schrillen und Pfeifen, Gellen und Krächzen und Flügelſchlagen und empörtes Schreien.

Durchs Nebelmeer ſchwamm eine Schar von Vögeln. Sie ruderten rechts, ruderten links, äugten unruhig nieder zum fremden Gefährt, ſtanden Minuten bewegungslos über ihm, mit geſpreizten Flügeln, zum Niederſtoßen bereit, und ſtießen dann ihr Geſchrei aus, ihr aufgeſchrecktes, ſcharfdurchdringendes Wildlingsgeſchrei. Heute hatte das nichts Sieghaftes an ſich — es klang wie Klage.

Und das Venn weinte. Große Tropfen entſanken den Nebeln; die Nebel ſelbſt wurden zu Tränen, zu langſam fallenden und dann zu ſtürzenden, unaufhaltſamen, ſtrömenden Tränen.

VI

Schliebens hatten glücklich Berlin erreicht. Frau Käte war angegriffen, als sie aus dem Coupé stiegen; ihr Haar war verwirrt, ihre Eleganz ein wenig mitgenommen. Es war doch keine Kleinigkeit gewesen, mit dem Kinde die weite Reise zu machen. Ein Glück nur, daß sie in Köln so rasch eine gute Wärterin gefunden hatten — eine Witwe, kinderlieb und wohlerfahren, eine echte rundlich-behäbige Kinderfrau — aber es hatte für die Mutter doch noch genug zu sorgen gegeben. Ob das Kind sich erkältet hatte oder ob ihm die Flasche nicht schmeckte? Es hatte geschrieen, mit der ganzen Kraft seiner Lungen — kein Umhertragen half, kein Schaukeln, kein Wiegen, kein Singen — es hatte geschrieen aus vollem Halse während der ganzen Fahrt nach Berlin.

Aber, Gott sei Dank, nun war man ja zu Hause! Und wie mit Zauberschnelle ordnete sich alles. Die behagliche Wohnung von früher war freilich vermietet; aber im Grunewald entstand Villa neben Villa, und da man ja jetzt ja so viel mehr Platz brauchte, bezog man eine dieser Villen. Erst zur Miete; dann würde man sie wohl kaufen, denn es war wirklich nicht möglich, ein Kind wie dieses in eine Stadtwohnung zu bringen. Einen Garten mußte es doch haben.

Sie nannten ihn Wolfgang. ‚Wolf‘ hatte etwas so Kurzes, Kraftvolles, Energisches, und — mit einem leisen wohligen Schauer dachte es Käte — es war wie eine geheime Erinnerung an das Venn, jene Wildnis, über die sie triumphiert hatten, und der sie nur dies eine kleine

Zugeſtändnis machten. Und ‚Wölfchen‘ — wenn man ſo das ‚Wolf‘ verkleinerte — klang es nicht unendlich liebevoll?!

‚Wölfchen‘ — das ſagte die junge Mutter wohl hundertmal am Tag.

Die junge Mutter! Frau Käte fühlte es: ach ja, ſie war wieder jung geworden in ihrem Kinde, ganz jung. Ihre fünfunddreißig Jahre hätte ihr niemand geglaubt, und ſie ſelber am wenigſten. Wie konnte ſie laufen, wie die Treppe hinaufhuſchen, wenn es hieß: „Das Kind iſt aufgewacht! Es ſchreit nach der Flaſche!“

Sie, die früher ſo viele Stunden auf der Chaiſelongue zugebracht hatte, kam jetzt keine Minute im Tag zum Hinlegen; dafür ſchlief ſie des Nachts um ſo feſter. Es war doch ſo, wie ſie andre Frauen hatte ſagen hören: ein Kleines nimmt die Mutter ganz und gar in Anſpruch. O, was waren es für inhaltleere, farbloſe Tage geweſen, die ſie früher ſo hingelebt hatte! Jetzt erſt hatte ihr Leben Inhalt, Wärme, Glanz.

Jeden Tag ging ſie neben dem Kinderwagen her, den die Wärterin ſchob, ſpazieren, und es machte ihr ein beſonderes Vergnügen, ſelber einmal den leichten kleinen Wagen mit ſeinem weißen Lack, den vergoldeten Knöpfen und den blauen Seidengardinen zu fahren. Wie die Leute nach dem eleganten Wagen ſahen — nein, nach dem ſchönen Kinde drehten ſie ſich um! Ihr Herz klopfte vor Freude, ihr geſchmeicheltes Ohr fing die Rufe der Bewunderung auf — ‚Das reizende Kind!‘ — ‚Wie elegant!‘ — ‚Die prachtvollen Augen!‘ — und dann ſchlug ihr Herz noch geſchwinder, ein Gefühl ſeligen Stolzes erfüllte ſie, ſo daß ſie

einher ging, den Kopf frei gehoben, die Augen voll Glück. Alle hielten ſie ja für die Mutter, für des jungen Kindes junge Mutter, für des ſchönen Kindes ſchöne Mutter! Wie oft hatten Fremde ihr ſchon von der Ähnlichkeit geſprochen: ‚Ihnen wie aus den Augen geſchnitten, gnädige Frau, nur das Haar iſt dunkler als das Ihre!‘ Dann hatte ſie jedesmal gelächelt mit einem tiefen Erröten. Sie konnte den Leuten doch nicht ſagen, daß er ihr eigentlich gar nicht ähnlich ſehen konnte! Wußte ſie es jetzt doch ſelber kaum mehr, daß kein Tropfen ihres Blutes in Wölfchens Adern floß.

Nach ihr ſchaute er zuerſt, wenn er erwachte. Zwar ſtand ſein mullverhangenes Bettchen neben dem Bett der Wärterin, aber der Mutter galt doch ſein erſter Blick, und auch ſein letzter, denn niemand verſtand es ſo gut wie ſie, ihn in Schlaf zu ſingen.

„Schlaf, mein ſüßes Kind,
Draußen geht der Wind.
Höre, wie der Regen fällt
Und wie Nachbars Hündchen bellt!
Hündchen hat den Mann gebiſſen,
Hat des Bettlers Kleid zerriſſen —“

das tönte Abend für Abend leiſe und ſchmeichelnd aus der Kinderſtube, und der kleine Wolf ſchlief ſanft dabei ein, beim Lied von Wind und Regen ob ſchutzloſen Häuptern und von Bettlern, deren Kleider der Hund zerreißt. —

Schlieben hatte jetzt keine Veranlaſſung mehr, ſich über die Stimmungen ſeiner Frau zu beklagen. Alles war anders geworden — auch ihre Geſundheit — gleichſam neu, als ſei noch einmal ein zweites Leben begonnen. Und

er selber? Er selber hatte jetzt viel mehr Lust zur Tätigkeit. Nun er wieder ins Geschäft eingetreten war, fühlte er ein sonst nicht gekanntes Behagen, wenn er sah, daß neue Unternehmungen glückten. Unternehmungsgeist hatte er früher nie gehabt — wozu auch? Was er und seine Frau brauchten, hatten sie reichlich. Natürlich war es ihm angenehm gewesen, gut abzuschließen, aber daß es ihm Freude gemacht hätte, Geld zu verdienen, hätte er nicht sagen können. Er hatte immer mehr Vergnügen daran gefunden, es auszugeben.

Der alte Schlieben war darin ganz anders gewesen, von einer viel weniger großen Leichtigkeit, und er hatte sich, solange er lebte, stets darüber Vorwürfe gemacht, daß er den einzigen Sohn bei einem Kavallerieregiment hatte dienen lassen; da war dem von der kavalleristischen Flottheit etwas kleben geblieben, was mit den Ansichten des ursoliden, behäbig-bürgerlichen Kaufmanns nicht recht stimmen wollte. Und die Schwiegertochter? Nun, die war auch nicht so ganz nach dem innersten Herzen des alten Herrn gewesen, die hatte zu viel modernes Zeug im Kopf, und der Paul wurde ganz davon angesteckt. Man konnte ja ein gebildeter Mensch sein — warum nicht? — und sich auch für die Kunst interessieren, ohne darum so wenig realen Sinn zu besitzen!

Der biedere Mann, der Kaufmann von echtem Schrot und Korn und Urberliner, hatte nicht mehr die Freude gehabt, an seinem Sohn zu erleben, was jetzt dessen Sozien mit Verwunderung und ungemessenem Erstaunen wahrnahmen. Sie brauchten jetzt nicht mehr über Schliebens mangelndes Geschäftsinteresse die Achseln zu zucken und eine gewisse Spitze auf die Frau zu haben, die ihn so ganz in Beschlag nahm;

jetzt hatte er das Interesse, das sie wünschten. Jetzt machte es ihm Freude, auf ihre Projekte einzugehen; es erschien ihm selber Bedürfnis, ja geradezu geboten, neue Verbindungen anzuknüpfen, den ruhigen, von lange her eingeschlagenen Geschäftsgang nach rechts und links, nach allen Seiten zu erweitern. Er zeigte Geschäftsgeist und wurde auf einmal praktisch. Und mitten in seinen Berechnungen, vertieft am Pult sitzend, konnte Schlieben sich dabei ertappen, daß er dachte: ‚das wird dem Jungen einmal von Nutzen sein!‘ Dann aber konnte ihn dieser Gedanke doch wieder so irritieren, daß er die Feder hinwarf und unwirsch vom Pult aufsprang: nein, nur seiner Frau zu Gefallen hatte er den Jungen angenommen, lieben wollte er ihn nicht!

Und doch, wenn er zu Tisch nach Hause kam, an jenen köstlichen Nachmittagen, in denen die Kiefern um sein Haus dufteten und die reine Luft den nach angespannter Arbeit erwachten Appetit noch verstärkte, wenn ihm dann der Junge mit Geschrei entgegenzappelte, seinen kleinen Bauch klopfend: „Papa — essen — gut mecken,“ und Käte sich lachend am Fenster zeigte, dann konnte er sich nicht enthalten, den hungrigen Schreier hoch in die Luft zu schwingen und ihn erst nach einem freundschaftlichen Klaps wieder auf die Füße zu stellen. Er war doch ein famoser Kerl! Und immer bei Appetit. Nun, Gott sei Dank, satt zu essen würde er ja auch immer haben!

Eine gewisse Behäbigkeit kam dabei über den Mann. Was er früher nie so gefühlt hatte: daß ein eignes Heim ein Glück bedeutet — das fühlte er jetzt. Und er empfand die Wohltat des gesicherten Besitzes, der es gestattet, sich das Leben mit allen möglichen Annehmlichkeiten auszu-

geſtalten. Hübſch war das Haus! Aber wenn er es demnächſt kaufte, baute er doch noch an, und das Grundſtück daneben kaufte er auch noch zu. Es wäre doch höchſt fatal, wenn ſich da etwa einer einem dicht auf die Naſe ſetzte!

Es war Schlieben ſeinerzeit ſchwer geworden, hier draußen Wohnung zu nehmen, nachdem er, ſolange er denken konnte, in einer Berliner Stadtwohnung gelebt hatte. Nun aber pries er den Gedanken ſeiner Frau, hier herauszuziehen, als ſehr glücklich. Nicht nur des Kindes wegen! Man hatte ſelber hier draußen ja einen ganz andern Genuß ſeines Heims; man kam viel mehr zum Bewußtſein eines ſolchen. Und wie viel geſünder war's — wahrhaftig, der Appetit war koloſſal! Man wurde noch der reine Materialiſt! Und von ſeinem knurrenden Magen getrieben, folgte Schlieben dem eßluſtigen Jungen ins Haus. — —

Wolfgang Solheid, genannt Schlieben, bekam die erſten Hoſen. Es war ein Feſt fürs ganze Haus. Käte ließ ihn heimlich photographieren, denn hübſcher hatte nie ein Junge in erſten Hoſen ausgeſehen. Und ſie ſtellte ihrem Mann das Bild des noch nicht Dreijährigen — weiße Hoſen, weißer Faltenkittel, Pferdchen im Arm, Peitſche in der Hand — von einem Roſenkranz umgeben, in die Mitte ſeines Geburtstagstiſches. Das war ja unter all den vielen Geſchenken das Beſte, was ſie ihm geben konnte. Wie kräftig Wölfchen war! Hier auf dem Bilde ſah man's erſt: ſo groß wie ein Vierjähriger! Und trotzig ſah er aus, unternehmend wie ein Fünfjähriger, der ſchon an Streit mit andern Buben denkt.

Glückſelig wies die Frau dem Manne das Bild, und ein ſolches Leuchten war dabei in ihren Augen, daß er

ſich innig freute. Er dankte ihr, ſie küſſend, viele Male für dieſe Überraſchung: ja, dieſes Bild ſollte neben dem ihren auf ſeinem Schreibtiſch ſtehen! Und dann ſchäkerten ſie beide mit dem Knaben, der ſich in ſeinen erſten Hoſen, die ihm noch unbequem waren, ungebärdig über den Teppich wälzte.

Schlieben konnte ſich nicht entſinnen, je ſeinen Geburtstag ſo angenehm verlebt zu haben wie dieſes Mal. Es war ſo viel Heiterkeit um ihn, ſo viel Freude. Und wenn auch Wolf ſchon am Mittag die erſten Hoſen zerriſſen hatte — wie und wo war der beſtürzten Wärterin ganz unbegreiflich —, ſo ſtörte das den Feſttag nicht, im Gegenteil, das Lachen wurde noch heller. „Zerreiße Hoſen, mein Junge, zerreiße," flüſterte die Mutter lächelnd in ſich hinein, als ihr der Schaden gezeigt wurde, „ſei du nur froh und ſtark!"

Am Abend war Geſellſchaft. Die Fenſter der hübſchen Villa waren hell erleuchtet, und im Garten war italieniſche Nacht. Lau war die Luft; unbeweglich breiteten die Kiefern ihre Äſte unterm Sternenhimmel, und großen Glühwürmern gleich ſchimmerten bunte Lampions in Büſchen und Laubgängen.

Im Oberſtock der Villa, im einzigen nicht hell beleuchteten, nur von einer Milchglasampel matt beſchienen, durch dichte Vorhänge und Jalouſien ſtill gehaltenen Gemach, lag Wölfchen und ſchlief. Aber unten ließ man ihn leben.

An der Feſttafel war der Hausherr ſchon betoaſtet worden und dann ſeine liebenswürdige Gattin — mit was konnte man den Gefeierten nun noch mehr feiern, als daß man den Jungen leben ließ, ſeinen Jungen?!

Der Geheime Sanitätsrat Hofmann, der erprobte Arzt und langjährige Freund des Hauſes, bat ſich das Vorrecht aus, dieſe paar Worte ſprechen zu dürfen. Er als Arzt, als Berater in mancher Stunde, er wußte ja am beſten zu ſagen, woran es hier noch gemangelt hatte. Alles war dageweſen: Liebe und innigſtes Verſtehen und auch das äußere Glück, aber — hier machte er eine kleine Pauſe und nickte der ihm gegenüberſitzenden Frau des Hauſes freundlich-verſtändnisinnig zu — das Kinderlachen hatte gefehlt! Und nun war auch das da!

„Kinderlachen — o du Erlöſung!“ rief er und zwinkerte, und eine Rührung kam dabei in ſeine Stimme, denn er gedachte auch ſeiner eignen drei, die freilich jetzt ſchon ſelbſtändig draußen im Leben ihren Weg gingen; aber ihr Lachen, das klang ihm noch immer in Herz und Ohr.

„Kein Kind — kein Glück! Aber ein Kind — ein Glück, ein großes Glück! Und hier zumal! Denn meine Doktoraugen haben ſich noch kaum je an einem prächtigeren Bruſtkaſten, an einem famoſer entwickelten Schädel, an ſtrammeren Beinen und blankeren Augen geweidet. Alle Sinne ſind ſcharf; der Junge hört wie ein Luchs, ſieht wie ein Falke, wittert wie ein Hirſch, fühlt — nun, ich habe mir ſagen laſſen, daß er ſchon auf die leiſeſte Berührung ſeiner Kehrſeite lebhaft reagiert. Nur der Geſchmack iſt bis jetzt nicht in gleichem Grade fein entwickelt — der Junge ißt alles! Aber dies wiederum iſt mir ein neuer Beweis ſeiner beſonderen körperlichen Bevorzugung, denn, verehrte Anweſende —“ hier kniff der Doktor ſcherzhaft blinzelnd das eine Auge zu — „wer von Ihnen ſpräche nicht mit mir: ein guter Magen, der alles ver-

trägt, ist die größte Lebensmitgabe einer gütigen Vorsehung! Der Junge ist ein Glückskind. Ein Glückskind im doppelten Sinn des Wortes, denn nicht nur ist er selber alles Glückes voll, nein, das Glück ist auch bei denen, die um ihn sind, durch ihn eingekehrt. Hier, unsere liebe Frau, haben wir sie je früher so gesehen? So jung mit den Jungen, so froh mit den Frohen! Und hier, unser verehrter Freund — 's ist wahrhaftig nicht, als hätte der heute die Mitte der Vierzig erklommen — der steckt ja voll von Tatkraft, von Plänen und Unternehmungen wie einer mit zwanzig! Und hat dabei die schöne Ruhe, die behagliche Gesättigtkeit des glücklichen Hausvaters. Und das macht alles, alles der Glücksjunge! Darum, Dank sei der Stunde, die ihn bescherte, dem Winde, der ihn hergetragen hat! Woher —?!"

Der Doktor, der eine kleine, boshafte Ader hatte, machte jetzt geflissentlich eine Pause, räusperte sich und zupfte an seiner Weste, sah er doch so manches neugierige Auge erwartungsvoll auf sich gerichtet. Aber er sah auch den raschen, betroffenen Blick, den das Ehepaar miteinander tauschte, sah, daß Frau Käte erblaßt war und ängstlich, fast flehend an seinen Lippen hing, und so fuhr er geschwind mit einem gutmütig-einlenkenden Lachen fort: „Woher, meine Damen — nur Geduld! das will ich Ihnen jetzt sagen: vom Himmel ist er gefallen! Wie die Sternschnuppe fällt in der Sommernacht. Und unsre liebe Frau, die just spazieren ging, hat ihre Schürze aufgehalten und hat ihn sich heimgetragen in ihr Haus. So ist er denn der Stern dieses Hauses geworden, und wir alle und ich ganz besonders — wenn ich nun auch als Arzt hier überflüssig

geworden bin — freuen uns seiner, ohne zu fragen, woher er uns ward. Alle gute Gabe kommt von oben, das haben wir schon in der Jugend gelernt — darum: auf das Wohl dessen, der unsern Freunden vom Himmel gefallen ist!"

Der Doktor war ernst geworden, es war eine gewisse Feierlichkeit darin, wie er jetzt seinen Champagnerkelch hob und ihn austrank bis zur Neige: „Prosit Rest! Auf das Wohl des Kindes, des Sohnes dieses Hauses! Der Glücksjunge, er wachse, blühe und gedeihe!"

Die schön geschliffenen Gläser klangen melodisch-hell aneinander. Es war ein Schwirren, ein Lachen, ein Hochrufen an der Festtafel, daß der kleine Junge oben in seinem Bettchen sich unruhig hin und her zu wälzen begann. Er murrte unzufrieden im Schlaf, warf die Lippen auf und zog die Stirn kraus zwischen den kleinen Brauen.

Unten rückten die Stühle. Man war aufgestanden, ging zu den Eltern hin und drückte ihnen, gleichsam gratulierend, die Hand. Das hatte Hofmann wirklich hübsch gemacht, wirklich riesig nett! Der kleine Kerl war aber auch allerliebst! Alle anwesenden Frauen waren sich darin einig, selten ein so hübsches Kind gesehen zu haben.

Kätes Herz, das bei dem Toast anfänglich ein wenig bang geklopft hatte — der gute Doktor würde doch, angeregt durch ein gutes Glas Wein und ein gutes Diner, nichts ausplaudern von dem, was man nur ihm und dem Anwalt anvertraut hatte?! — klopfte jetzt in einer lebhaften Empfindung von Glück. Ihre Augen suchten ihren Mann und sandten ihm heimlich-zärtliche, dankerfüllte Blicke. Und dann ging sie zu dem alten Freund hin und

dankte ihm ‚für all die guten, lieben Worte.‘ „Auch in Wölfchens Namen“ ſagte ſie herzlich weich.

„Alſo hab’ ich’s doch recht gemacht? Na, das freut mich!“ Der Freund zog ihren Arm in den ſeinen und ging ein wenig abſeits von den übrigen mit ihr auf und ab. „Ich ſah es, liebe Frau, Sie waren ängſtlich, als ich von des Jungen Herkunft anfing. Was denken Sie denn von mir?! Aber es geſchah mit Abſicht, längſt habe ich auf die Gelegenheit gebrannt. Glauben Sie mir, wenn ich jedesmal einen Taler kriegte, ſo oft ich nach des Jungen Herkunft — ſei’s offen oder hintenherum — ausgefragt werden ſoll, ich wäre jetzt ſchon ein vermögender Mann. Über manche Frage habe ich mich geärgert; das heut war die Antwort darauf. Hoffentlich haben ſie ſie verſtanden! Sie ſollen künftig ihre Vermutungen für ſich behalten!“

„Vermutungen —?!“ Käte zog die Augenbrauen zuſammen und drückte des Arztes Arm. Was vermuteten die Leute — wußten ſie ſchon etwas, ahnten ſie das Venn?! Eine plötzliche Angſt fiel ſie an. Mit Blitzesſchnelle tauchten Bilder vor ihr auf — hier mitten im feſtlich hellen Raum — dunkle Bilder, von denen ſie nichts mehr wiſſen wollte.

„Um Gottes willen,“ ſagte ſie leiſe, und ein Zittern war in ihrer Stimme. Wenn die Leute erſt etwas wußten, o dann — ſie ſprach es nicht aus, die plötzliche Angſt ſchnürte ihr die Kehle zuſammen —, dann wurde man die Vergangenheit nicht los! Dann kam die und verlangte ihr Recht und war nicht mehr abzuſchütteln! „Glauben Sie,“ flüſterte ſie ſtockend, „glauben Sie — daß man — das Richtige — vermutet?“

„I wo, keine Spur!“ Hofmann lachte, wurde aber

dann gleich ernſthaft. „Laſſen wir doch die Leute und ihre Vermutungen, liebe Frau!“ O weh, da hatte er ſich auf ein heikles Thema eingelaſſen — ihm wurde ganz heiß — wenn ſie wüßte, daß man ihrem Paul, dem treueſten aller Ehemänner, eine ganz beſondere Verpflichtung gegen das Kind zuſchrieb?!

„Vermutungen — ach, was vermutet man denn?“ Sie drängte ihn, ihre Augen forſchten angſtvoll.

„Unſinn,“ ſagte er kurz. „Was wollen Sie ſich darum kümmern?! Aber das habe ich Ihnen und Ihrem Gatten ja gleich geſagt: wenn Sie ein ſolches Geheimnis aus des Knaben Herkunft machen, wird viel daran herumgedeutelt werden. Nun, Sie haben es ja nicht anders gewollt!“

„Nein!“ Und die Augen ſchließend, ſchauerte Käte leicht zuſammen. „Er iſt unſer Kind — nur unſer Kind —“ ſagte ſie mit einer ſeltenen Härte im Ton. „Und etwas andres exiſtiert nicht!“

Kopfſchüttelnd und fragend ſah er ſie an, betroffen über ihren Ton.

Da ſtieß ſie hervor: „Ich habe Angſt!“

Er fühlte, wie die Hand, die auf ſeinem Arm lag, leiſe bebte. —

Mitten in der Heiterkeit des Abends war es auf Kätes Freude wie eine Lähmung gefallen. Sie wurde viel nach dem kleinen Wolf gefragt — das war ſo natürlich, man zeigte ihr durch dieſe Fragen freundſchaftliches Intereſſe — und man beobachtete ſie dabei im ſtillen: ganz großartig, wie ſie ſich benahm! Man hätte der zarten Frau kaum ſolchen Heroismus zugetraut. Wie ſehr mußte ſie ihren Mann lieben, daß ſie ſein Kind — denn der Knabe mußte ja ſein

Kind ſein, die Ähnlichkeit war zu augenfällig, ganz genau derſelbe Geſichtsſchnitt, das gleiche dunkle Haar — dieſes Kind ſeiner ſchwachen Stunde an ihr Herz nahm, ohne Groll, ohne Eiferſucht. Sie, die Kinderloſe, das Kind einer andern! Das war großartig, faſt zu großartig! Das begriff man denn doch nicht ganz.

Und Käte empfand inſtinktiv, daß in den Fragen, die man an ſie richtete, etwas verſteckt lag — war es Bewunderung oder Mitleid, Zuſtimmung oder Mißbilligung? — etwas, das man nicht faſſen, nicht einmal nennen konnte, nur argwöhnen. Und das machte ſie befangen. So gab ſie auf freundliche Fragen nach Wölfchen nur zurückhaltende Antworten, war knapp in der Erzählung, kühl im Ton und konnte doch ein heimliches Vibrieren ihrer Stimme nicht hindern. Das waren die zärtliche Freude, der Mutterſtolz, die ſich nicht unterdrücken ließen, die Wärme ihres Gefühls, die ihrer Stimme den verborgenen Unterton der Erregung liehen. Andre nahmen's für eine ganz andre Erregung.

Die Damen, die nach aufgehobener Tafel ſich noch im Garten ergingen, plauderten vertraulich. Die kieſerndufteden Gartengänge, in denen die Lampions nur bunt glühten, aber nicht erhellten, waren recht dazu geeignet. Man wandelte zu zweien und dreien, Arm in Arm, und ſah ſich vorſichtig erſt nach Lauſchern um: daß nur die gute Frau nichts hörte! Da war kaum eine unter den Frauen, die nicht ihre Beobachtungen gemacht hatte. Wie tapfer ſie ſich hielt, es war eigentlich ergreifend anzuſehen, wie Empfindlichkeit und Neigung, Abneigung und Wärme in ihr rangen, ſo wie die Rede auf das Kind kam! Und wie ſich dann

in ihren heiteren Blick eine Unruhe ſtahl — ach ja, ſie mochte viel durchgekämpft haben und noch immer durchkämpfen, die Arme!

Eine einzige meinte zwar, Schlieben viel zu lange und viel zu genau zu kennen, um nicht zu wiſſen, daß es zum Lachen — nein, daß es geradezu ungeheuerlich ſei — von ihm ſo etwas anzunehmen. Von ihm, dem Korrekten, der nicht nur in der äußeren Haltung und Erſcheinung, nein, ebenſo innerlich allezeit der untadlige Kavalier war. Von ihm, dem treueſten Gatten, der heute noch, nach langer Ehe, ſo verliebt in ſeine Käte war, als hätten ſie eben geheiratet. Die Sache lag ganz anders: ſie hatten ſich immer Kinder gewünſcht, was war natürlicher, als daß ſie ſich, nun ſie die Hoffnung endgiltig aufgegeben hatten, eins angenommen hatten?! Taten denn andre Leute das etwa nicht auch?!

Freilich, das kam ſchon vor, gewiß! Aber dann erfuhr man doch Näheres: ob es ein Waiſenkind war oder der illegitime Abkömmling aus hohen Kreiſen, ob es in der Zeitung ausgeboten worden war — ‚an edeldenkende Menſchen zu vergeben‘ — ob es das Kind eines verlaſſenen Mädchens oder der unerwünſchte Spätling einer ſchon überreich mit Kindern geſegneten Proletarierfamilie war und ſo weiter, immer wußte man doch wenigſtens einiges. Aber hier — warum denn hier ein ſolches Geheimnis?! Warum nicht offen erzählt: daher haben wir's, ſo und ſo trug's ſich zu?!

Frau Käte ganz offen nach der Herkunft des Kleinen zu fragen, war ſchwer; man hatte ſich ſchon früher einmal in dieſer beſtimmten Abſicht zu ihr begeben, aber gleich

nach den erſten einleitenden Sätzen war in die Augen der Frau etwas ſo Angſtvolles gekommen, in ihr Weſen etwas ſo ſcheu Ablehnendes, daß es mehr als taktlos geweſen wäre, das Geſpräch weiter zu verfolgen. Man ſah ſich gezwungen, das Fragen zu laſſen — aber merkwürdig, merkwürdig!

Auch die Herren im Rauchzimmer, die der Wirt einen Augenblick allein gelaſſen hatte, behandelten das gleiche Thema. Der Doktor wurde ins Gebet genommen.

„Hören Sie, verehrter Geheimrat, Ihr Toaſt war ja ſehr famos, eines Diplomaten würdig, aber uns machen Sie nichts vor! Sie ſollten auch nicht wiſſen, woher der Kleine ſtammt?! Na!“ Beſonders die beiden Sozien intrigierte es, daß Schlieben ſie ſo wenig eingeweiht hatte. Wenn man allen Kix und Kax im Geſchäftlichen zuſammen beſprach, hatte man doch auch ein gewiſſes Anrecht auf die Privatverhältniſſe, zumal man ſchon mit dem alten Herrn zuſammen gearbeitet hatte. Wo wäre der Paul heute, wenn ſie beide nicht für ihn eingetreten wären mit ihrer ganzen Arbeitskraft, zur Zeit, als er noch an allem andern mehr Intereſſe fand und mehr Geſchmack als am Geſchäft?! Der ſchon ältliche Meier, der ſein gutmütig-intelligentes, weinfrohes Geſicht über einem beträchtlichen Embonpoint trug, konnte ſich ordentlich über einen ſolchen Mangel an Vertrauen kränken: „Als ob wir ihm was in den Weg gelegt hätten — lachbar! Doktor, ſagen Sie mal wenigſtens eins: hat er den Jungen von hier?!“

Aber der andre Kompagnon, der etwas gallige Vormann, der alle Jahre nach Karlsbad mußte, unterbrach ſchroff: „Ich bitte Sie, Meier — Sie ſehn doch! Was

geht's uns auch an?! Von der letzten großen Reise wollen sie sich ihn mitgebracht haben — na, schön! Wo waren sie denn eigentlich zuletzt? Nach der Schweiz doch im Schwarzwald und dann in Spaa?!"

„Nein, an der Nordsee," sagte Hofmann ruhig. „Sie sehen's ja auch, der Junge hat ganz friesischen Typus!"

„Der —? Mit seinen schwarzen Augen?!" Nein, aus Hofmann war wirklich nichts herauszubekommen! Er machte ein so harmloses Gesicht, daß man hätte meinen können, es sei ihm Ernst anstatt Scherz. Aha, dahinter verschanzte er sich; er wollte eben nichts sagen! Man mußte das Thema fallen lassen.

Der Doktor, der sich im stillen schon der Ungeschicklichkeit geziehen — o weh, da hatte er, statt den guten Schliebens zu helfen, ihnen erst recht die Neugier auf den Hals gehetzt! — hörte voller Befriedigung, wie die Herren zur Politik übergingen. —

Es wurde Mitternacht, bis die letzten Gäste die Villa verließen; ihre heitere Unterhaltung und ihr Lachen war noch laut in der nächtlichen Stille und noch vom Ende der Straße her deutlich vernehmbar, als sich Mann und Frau am Fuß der Treppe, die zum Oberstock führte, trafen.

Noch standen alle Fenster der unteren Räume offen, das Silber lag noch auf dem Eßtisch, das kostbare Porzellan stand umher — mochte die Dienerschaft es vorläufig wegräumen! Käte fühlte eine große Sehnsucht, das Kind zu sehen. Sie hatte heute so wenig von ihm gehabt — den ganzen Tag Gäste! Und dann all die Fragen, die sie hatte hören, all die Antworten, die sie hatte geben müssen! Ihr Kopf brannte.

Als sie mit ihrem Mann zusammenstieß — Schlieben kam eilig aus seinem Zimmer, er hatte sich nicht einmal Zeit genommen, die Zigarren wegzuschließen — mußte sie lachen: aha, er wollte auch hinauf! Sie hing sich an seinen Arm, und so stiegen sie Stufe um Stufe im gleichen Tritt.

„Zu Wölfchen," sagte sie leise und drückte seinen Arm. Und er sagte, wie sich entschuldigend: „Ich muß doch mal sehen, ob der Junge von dem Lärm nicht wach geworden ist!"

Sie sprachen mit gedämpfter Stimme und traten vorsichtig auf wie Diebe. Sie stahlen sich ins Kinderzimmer — da lag er so ruhig! Im Schlaf hatte er sich aufgedeckt, die Beinchen zeigten ihr nacktes rosiges Fleisch, und ein warmer, lebensvoller, unendlich frischer Duft stieg auf von dem reinen, gesunden Kinderkörper und mengte sich mit dem Kraftgeruch der Kiefern, den die Nacht durch die geöffnete Fensterspalte hereinsandte.

Käte konnte nicht an sich halten, sie bückte sich und küßte das kleine Knie, das Grübchen in seiner festen Rundung zeigte. Als sie wieder aufblickte, sah sie das Auge ihres Mannes mit nachdenklichem Ausdruck auf das schlafende Kind geheftet.

Sie war so gewohnt, alles zu wissen, was ihn bewegte, daß sie fragte: „Was denkst du, Paul? Bist du verstimmt?"

Er sah sie ein paar Augenblicke mit einer gewissen Zerstreutheit an und dann an ihr vorbei; er war so in Gedanken, daß er ihre Frage gar nicht gehört hatte. Nun murmelte er: „Ob es nicht doch besser wäre, offen zu sein?! Hm!" Er schüttelte den Kopf und strich sich nachdenklich den Bart am Kinn spitz zu.

„Was ſagſt du, was meinſt du? — Paul!“ Sie legte ihre Hand auf die ſeine.

Das weckte ihn aus ſeinen Gedanken. Er lächelte ihr zu und ſagte dann: „Käte, wir müſſen den Leuten reinen Wein einſchenken! Warum denn auch nicht ſagen, woher er ſtammt? Ja, ja, es iſt viel beſſer, ich fürchte, wir werden ſonſt noch rechte Unannehmlichkeiten haben! Und wenn's der Junge nun beizeiten erfährt, daß er eigentlich nicht unſer Kind iſt — ich meine, unſer rechtmäßiges — was ſchadet das denn?“

„Um Gottes willen!“ Sie erhob die Hände wie in Entſetzen. „Nein — um keinen Preis — nein! Nie, nie!“ Sie ſank am Bettchen nieder, breitete beide Arme wie ſchützend über den Kinderkörper und ſchmiegte ihren Kopf an die kleine warme Bruſt. „Paul, dann iſt er uns verloren!“

Zitternd holte ſie ſchwer Atem. Es lag ein ſolches Grauen in ihrem Ton, eine ſo große Angſt, ein wahrhaft prophetiſcher Ernſt, daß es den Mann ſtutzig machte.

„Ich dachte nur — ich meine — ich fühle eigentlich längſt die Verpflichtung,“ ſagte er ſtockend, wie ſich wehrend gegen ihre Angſt. „Es iſt mir unangenehm, daß die — daß die Leute — nun, daß ſie reden! Käte, ſei nicht ſo merkwürdig, warum ſollen wir's denn nicht ſagen?“

„Nicht ſagen — warum nicht?! Paul, das weißt du doch ſelbſt! Erfährt er's — o, dieſe Mutter — o, dieſes Venn!“

Sie hielt den Knaben nur noch feſter umſchlungen; aber den Kopf hatte ſie von ſeiner Bruſt gehoben. Aus dem blaſſen Geſicht ſahen ihre Augen ganz verſtört ihren Mann an: „Haſt du die denn vergeſſen?!“

Ihr zitternder Ton wurde hart: „Nein, nie darf er's wiſſen! Und ich ſchwöre es, und du mußt es mir auch verſprechen, heilig verſprechen, heut an dieſem Tage, hier an ſeinem Bettchen, bei ſeinem friedlichen Schlaf — Paul, und wenn ich ſterben ſollte, auch dann nicht —" ſie ſteigerte ſich immer mehr in ihrer Erregung, ihr harter Ton wurde faſt ſchreiend — „nie werden wir's ihm ſagen! Und ich gebe ihn nicht her! Er iſt nur mein Kind, nur unſer Kind allein!"

Ihr Ton ſchlug um: „Wölfchen, mein Wölfchen, du wirſt doch nie von Mutterchen gehn?!"

Jetzt ſtrömten ihre Tränen, und unter dieſen Tränen küßte ſie das Kind ſo heftig, ſo inbrünſtig, daß es erwachte. Aber es weinte nicht, wie ſonſt wohl, wenn es im Schlaf geſtört ward.

Es lächelte, und beide Armchen um den Hals der ſich zu ihm Niederbeugenden ſchlingend, ſagte es, ſchlaftrunken noch, aber doch deutlich-klar: „Mutti!"

Sie ſtieß einen Laut des Entzückens aus, einen Ruf triumphierender Freude: „Hörſt du's? Er ſagt: ‚Mutti!'"

Sie lachte und weinte durcheinander wie in einem Übermaß von Glück und haſchte nach der Hand ihres Mannes und hielt ihn feſt: „Paul — Väterchen! — komm, gib du unſerm Kinde jetzt auch einen Kuß!"

Und Schlieben bückte ſich auch nieder. Seine Frau ſchlang den Arm um ſeinen Hals und zog ſeinen Kopf noch tiefer herab, dicht neben den ihren. Da legte das Kind den einen Arm um ſeinen Nacken, den andern um den ihren.

Sie waren ſich alle drei ſo nah in dieſer ſtillen

Sommernacht, in der alle Sterne glänzten und Mondſtrahlen ſilberne Brücken ſchlugen vom friedvollen Himmel hinab zur friedvollen Erde.

VII

Das waren Tage reinſten Glücks in der Villa Schlieben. Man hatte ſie nun gekauft, noch ausbauen laſſen und auch zum Garten noch ein Stück Land als Spielplatz dazu erworben. Es war nicht zu denken, daß der Junge nicht Platz genug haben ſollte, ſich auszutummeln. Sand wurde gefahren, ein Berg, ſo hoch wie eine Düne, darin er buddeln konnte. Und als er anfing, zum Turnen groß genug zu ſein, wurden eine Schaukel angeſchafft, ein Reck und ein Barren.

Aber dies alles war doch noch nicht ausreichend. Er ſtieg über ſämtliche Zäune der Nachbarvillen, über alle die mit Stacheldraht und Glasſcherben bewehrten Mauern.

„Herrlicher Junge," ſagte Geheimrat Hofmann, wenn er von Wolfgang ſprach. Sprach er mit ihm, ſo ſagte er freilich: „Du biſt ein ganzes Rauhbein! Warte nur, wenn du in die Schule kommſt, da werden ſie dich das Stilleſitzen lehren!"

Wolf war wild — ‚etwas zu wild' fand die Mutter. Schlieben machte der Übermut des Jungen Spaß, es ſteckte eben ſo viel überſchüſſige Kraft in ihm. Aber Käte

fühlte ſich ein wenig befremdet durch ſo viel Wildheit. Nein, befremdet war ſie eigentlich nicht, wußte ſie doch nur zu gut, woher dieſe Wildheit ſtammte; bange machte ihr die.

Sie ſchalt nicht über zerriſſene Hoſen — o, die konnten ja wieder erſetzt werden! — aber als er heimkam mit dem erſten Loch im Kopf, da wurde ſie ganz unglaublich erregt. Sie ſchalt heftig, ſie wurde ungerecht. Es war ihr nicht möglich, ihm das Blut zu ſtillen — huh, wie es rann! — wie einen Krampf begann ſie's am Herzen zu fühlen, mühſelig ſchleppte ſie ſich in ihr Zimmer und blieb da ſtumm in einem Winkel ſitzen, die Blicke ſtarr ins Leere gerichtet.

Als ihr Mann ihr, ſolcher Übertreibung wegen, einige Vorwürfe machte, ſagte ſie kein Wort dawider. Er tröſtete ſie dann: ſie konnte ja nun ganz ruhig ſein, die Sache war weiter nicht von Belang, das Loch genäht und der Junge ſeelenvergnügt, als ſei nie etwas geweſen!

Aber ſie fröſtelte in einem nervöſen Schauer und blieb blaß. Ach, wenn Paul wüßte, an was ſie dachte, immerfort denken mußte! Daß ſich ihm nicht die gleiche Erinnerung aufdrängte?! — — — O, Michel Solheid hatte blutend auf dem Venn gelegen — Blut war zur Erde getropft heute wie damals! Der kleine Knabe hatte ſich nicht beklagt, ebenſowenig, wie ſein — ſie ſträubte ſich ſelbſt in Gedanken gegen dieſes Wort — wie ſein Vater, wie Michel Solheid geklagt hatte! Und doch war das rote Blut hervorgeſpritzt wie ein Springquell; wieviel natürlicher wäre dabei ein Weinen geweſen! Empfand Wolf denn anders, wie andre Kinder empfanden?!

Käte ging die Reihe ihrer Bekannten durch: da war kein einziges Kind, das bei solcher Verwundung nicht geweint hätte, und es brauchte deshalb noch lange kein Feigling zu sein. Es war gewiß, Wölfchen war weniger feinfühlig. Nicht nur stumpfer gegen körperlichen Schmerz, nein — und das hatte sie schon mehrmals zu bemerken geglaubt — auch stumpfer in den Regungen der Seele. Selbst bei Freuden. Zeigten nicht andere Kinder ihr Beglücktsein, indem sie jubelnd in die Hände klatschten? Den begehrten Gegenstand: das Spielzeug, die Puppe, den Kuchen mit Rufen des Entzückens umhüpften? Er hatte nur ein stummes Danachgreifen; nahm's an sich, eben weil es ihm geboten ward, ohne all die kindliche Geschwätzigkeit, ohne dies anmutig-jauchzende Erfreutsein, das es so unendlich dankbar macht, Kinder zu beschenken.

‚Wie ein Bauer,' pflegte Schlieben zu sagen. Das gab ihr jedesmal einen Stich durchs Herz. War Wölfchen wirklich aus so anderm Holz?! Nein, ‚Bauer' durfte Paul nicht sagen! Wölfchen war doch nicht stupide, nur vielleicht ein wenig langsam im Denken, aber doch schlau genug! Und er war eben kein Großstadtkind; man lebte ja hier ganz wie auf dem Lande.

„Du Bauer!" Bei der nächsten Gelegenheit, als der Vater es wieder sagte — es war diesmal zum Lobe gesagt und nicht zum Tadel, aus Freude darüber, daß der Knabe sein Gärtchen so gut im Stande hielt — brauste die Mutter auf. Warum?! Schlieben begriff den Grund nicht. Warum sollte er sich nicht freuen? Hatte der Junge seinen kleinen Garten denn nicht allerliebst eingefriedigt? Aus Haselstöcken hatte er sich ein Staket errichtet, das zur

Verdichtung mit biegsamen Weidenruten durchflochten und mit Kiefernzweigen belegt war. Und Bohnen und Erbsen hatte er gesteckt, die er sich von der Köchin erbettelt hatte; und nun würde er auch noch Kartoffeln legen. Hatte ihn's jemand so tun geheißen? Nein, niemand! Die perfekte Köchin und das Hausmädchen waren Großstadtkinder, was wußten die von Erbsenstecken und Kartoffellegen?!

„Der geborene Landwirt," sagte lachend der Vater.

Wie im Schmerz aber wandte sich die Mutter ab; viel, viel lieber hätte sie gesehen, ihres Sohnes Garten wäre ein Unkrautfeld gewesen, als daß er so emsig pflanzte, jätete und begoß.

Sie hatte ihm Blumen geschenkt; aber für die hatte er weniger Interesse, sie gediehen ihm auch nicht so. Nur eine große Sonnenblume wuchs und wuchs; sie war bald so hoch wie der Knabe, bald noch höher, und er stand oft davor, das kindliche Gesicht ernst erhoben, und sah lange in ihr goldenes Rund.

Als der Sonnenblume goldene Blätter verschrumpften, dafür aber ihr Same reif ward — jeden Tag wurde der prüfend betrachtet und dann endlich eingeerntet —, kam Wolfgang zur Schule. Er ging schon ins siebente Jahr und war groß und stark; warum sollte er jetzt nicht mit andern Kindern lernen?

Die Mutter hatte es sich zwar wundervoll gedacht, ihm selber die Anfangsgründe beizubringen, hatte sie doch als junges Mädchen, das zu Hause nichts zu tun fand und sich gern weiterbilden wollte, das Seminar besucht und das Lehrerinnenexamen sogar mit Auszeichnung bestanden; aber — es war wohl schon zu lange her — hier versagte

ihre Kraft. Beſonders die Geduld. Das ging ſo langſam voran, ſo unſäglich langſam! War der Junge unbegabt? Nein, aber ſchwerfällig, von einer zu großen Schwerfälligkeit. Und ihr war oft, als redete ſie an wie gegen eine Mauer.

„Du biſt viel zu lebhaft,“ ſagte ihr Mann. Aber Gott im Himmel, wie ſollte ſie's ihm denn klarmachen, daß das ein ‚A‘ war und das ein ‚O‘, und wie ſollte ſie's ihm erklären, daß, legt man zu eins noch eins, es zwei ſind, wenn ſie nicht lebhaft dabei wurde?! Sie ereiferte ſich, ſie nahm die Rechenmaſchine und zählte dem Knaben die blauen und roten Kugeln vor, die wie runde Perlen an einer Schnur ſaßen; ſie wurde heiß und rot dabei, faſt heiſer, und hätte zuletzt vor Ungeduld und Verzagtheit weinen mögen, wenn Wölfchen daſaß und ſie mit ſeinen großen dunklen Augen ſo intereſſelos anſah und nach Stunden der Arbeit doch noch nicht wußte, daß eine Perle und noch eine Perle zwei Perlen ſind.

Mit Schmerz ſah ſie's ein, ſie mußte den Unterricht aufgeben. „Beim Lehrer wird es ſchon beſſer gehen,“ tröſtete Schlieben. Und es ging beſſer, wenn man auch nicht gerade ‚gut‘ ſagen konnte.

Wolfgang war nicht faul. Aber ſeine Gedanken wanderten. Das Lernen intereſſierte ihn nicht. Er hatte andres zu denken: ob die letzten Blätter im Garten wohl gefallen ſein würden, wenn er am Mittag aus der Schule nach Hauſe kam?! Und ob im nächſten Frühjahr der Star, dem er das Käſtchen hoch oben in die Kiefer genagelt hatte, ſich wohl wieder einfinden würde? Alle ſchwarzen Beeren hatte der abgepickt vom Holunderbaum und war dann fort-

gezogen mit Geſchrei; wenn der nun keine Holunderbeeren mehr fand, was fraß er dann?! Und bange Sorge rüttelte des Knaben Herz — hätte er ihm doch noch ein Säckchen voll Beeren mitgegeben! —

Jetzt lag der Schnee auf den Kiefern des Grunewalds. Als Wolfgang heute morgen zur Schule gegangen war, das Ränzel auf dem Rücken, das Hausmädchen als Begleitung neben ſich, hatte die weiße Decke unter ſeinen Stiefelchen geknirſcht und geknackt. Es war ſehr kalt. Und da hatte er einen Schrei gehört, einen hungrigen krächzenden Schrei. Das Hausmädchen meinte, es ſei eine Eule geweſen — pah, was die wußte! Ein Rabe war's, der hungrige Bettelmann im kohlſchwarzen Röcklein, wie in der Fibel ſtand!

Und an den dachte jetzt der Knabe, als er in der Schulbank ſaß und mit großen Augen auf die Wandtafel ſtarrte, an die der Lehrer Wörter ſchrieb, die man ergründen ſollte. Wie angenehm mußte es jetzt unter den Kiefern ſein! Da flog der Rabe und ſtreifte mit ſeinen ſchwarzen Flügeln den Schnee von den Äſten, daß der ſtäubte. Wohin er dann fliegen mochte?! Wie dem Star, ſo eilten dem Raben die Gedanken nach, weit, weit fort! Des Knaben Blick erglänzte, ſeine Bruſt hob ſich unter einem tiefen Atemzug — da rief ihn der Lehrer an.

„Wolfgang, ſchläfſt du mit offenen Augen? Wie heißt das hier?!“ Der Knabe fuhr zuſammen, wurde rot, dann blaß und wußte nichts.

Die andern Jungen wollten ſich totlachen — ‚ſchläfſt du mit offenen Augen?‘ — das war zu drollig geweſen!

Der Lehrer ſtrafte nicht, aber Wolfgang ſchlich doch nach Hauſe, als hätte er Strafe bekommen. Vor dem Hausmädchen, das ihn immer abholen kam, hatte er ſich verſteckt — nein, mit der ging er heute nicht! Auch den Kameraden war er davongelaufen — mochten ſie ſich heute mal ohne ihn balgen, morgen würde er ihnen deſto mehr Schneeballen aufbrummen!

Er ging ganz allein, bog von der Straße ab und wanderte planlos zwiſchen die Kiefern hinein. Er ſuchte den Raben, aber der war weit fort, und ſo begann auch er zu rennen, zu rennen, ſo raſch er nur konnte, riß den Torniſter vom Rücken und ſchleuderte ihn mit einem lauten Schrei weit von ſich in die breiten Äſte einer Kiefer hinein, daß er da hängen blieb, und nur Schnee in ganzen Stücken lautlos herunterklexte. Das machte ihm Spaß. Er raffte beide Hände voll Schnee, drehte feſte Bälle und begann nun die Kiefer, die ſeinen Torniſter gefangen hielt, regelrecht zu bombardieren. Aber ſie gab den Torniſter nicht her, und als er heiß und rot und müde war, aber ſehr erheitert, mußte er ohne Ränzel nach Hauſe gehen.

Das Hausmädchen war längſt da, als er ankam; mit rotem Kopf — ſo war ſie nach ihm umhergerannt — und mit böſem Blick öffnete ſie ihm die Tür. „Na," ſagte ſie ärgerlich, „wohl nachſitzen müſſen?"

Er ſtieß ſie zur Seite: „Halt deinen Mund!" Sie war ihm unleidlich in dieſem Augenblick, da er von draußen hereinkam, wo es ſo ſtill, ſo frei geweſen war.

Die Eltern ſaßen ſchon bei Tiſch. Der Vater betrachtete ihn mit Stirnrunzeln, die Mutter fragte mit ſanftem Vorwurf, der nicht frei von Beſorgnis war: „Wo

biſt du ſo lange geweſen? Lisbeth hat dich überall geſucht!"

„Nun?" Schliebens Stimme klang ſtreng.

Der Knabe hatte keine Antwort gegeben, es war ihm auf einmal, als ſei ihm die Zunge gelähmt. Was ſollte er denen hier drinnen denn von draußen erzählen?!

„Er hat ſicher in der Schule nachſitzen müſſen, gnäd'ge Frau," flüſterte das Hausmädchen beim Präſentieren der Bratenſchüſſel. „Ich werde es morgen ſchon von den andern Jungens 'rauskriegen und gnäd'ge Frau dann Beſcheid ſagen!"

„O du!" Der Knabe war aufgefahren; ſo leiſe ſie das geliſpelt hatte, er hatte es doch gehört. Der Stuhl polterte hinter ihm zu Boden, mit geballter Fauſt ſtürzte er auf das Mädchen los, packte es ſo gewaltig an, daß es gellend aufſchrie und die Schüſſel aus der Hand fallen ließ.

„Du Gans, du Gans!" Er heulte es laut heraus und wollte ſie ſchlagen; nur mit Mühe zerrte ihn der Vater zurück.

„Wölfchen!" Käte war die Gabel klirrend aus der Hand gefallen, mit weiten Augen, ganz ſtarr, ſah ſie auf ihren Jungen.

Das Mädchen beklagte ſich bitter: ſo war er immer, es war nicht auszuhalten, vorhin hatte er erſt geſagt: ‚Halt dein Maul!' Nein, das konnte ſie ſich nicht gefallen laſſen, lieber zog ſie! Und weinend lief ſie aus dem Zimmer.

Schlieben war empört. „Du ſollſt gegen Untergebene manierlich ſein! Gerade weil ſie dienen müſſen,

ſollſt du höflich ſein! Hörſt du?“ Und er faßte den Jungen mit kräftiger Hand, zog ihn übers Knie und gab ihm die wohlverdienten Schläge.

Die Zähne zuſammenbeißend, ohne Laut, ohne Träne, ließ Wolfgang die Strafe über ſich ergehen.

Aber der Mutter fiel jeder Schlag aufs Herz. Sie war ſelber wie geſchlagen, ganz zerſchlagen. Als ihr Mann nach dem ſtürmiſchen Mittageſſen ſeine Sieſta hielt, rauchte, die Zeitung las und ein wenig dabei einnickte, ſchlich ſie hinauf zur Kinderſtube, in die der Junge eingeſchloſſen worden war. Ob er weinte?

Sacht drehte ſie den Schlüſſel — er kniete auf dem Stuhl am Fenſter, die Naſe platt an die Scheibe gedrückt, und ſah aufmerkſam hinaus in den Schnee. Er bemerkte ſie gar nicht; da zog ſie ſich vorſichtig wieder zurück. Sie ging wieder hinunter, aber ſie fand nicht die innere Ruhe, um in ihrem Zimmer zu leſen; auf leiſen Sohlen, wie raſtlos, glitt ſie durchs Haus. Da hörte ſie, mitten zwiſchen Tellergeklapper, in der Küche Lisbeth zur Köchin ſagen: „Das laſſe ich mir denn doch nicht gefallen! Von ſo 'nem Bengel nicht! Was hat denn der hier zu ſuchen?!“

Von einem lähmenden Schrecken befallen, ſtand Käte ſtarr: was — was wußte die?! Es wurde ihr glühend heiß und dann eiſig kalt. ‚Von ſo einem Bengel nicht — was hat der hier zu ſuchen?‘ — o, um Gottes willen, ſo ſprach die?!

Sie lief wieder hinauf zur Kinderſtube; dort kniete Wölfchen noch immer am Fenſter.

Hier hemmte noch keine Nachbarvilla die Ausſicht: man ſah von dieſem Fenſter aus ein großes Stück un-

bebautes Feld, auf dem sommers Löwenzahn und Brennnessel zwischen wildem Hederich im Sande vegetierten, jetzt aber Schnee lag, hoch und rein, von keinem Fußtritt berührt. Es dunkelte schon der frühe Winterabend, nur dies weiße Feld schimmerte noch, und im bleichen Schein der Schneehelle dünkte der Mutter des Kindes Gesicht sehr blaß.

„Wölfchen!“ rief sie sanft. Und dann: „Wölfchen, wie konntest du zu Lisbeth sagen: ‚Gans‘ und ‚Halte dein Maul?!‘ O pfui! Woher hast du das?!“ Sie fragte es leise-traurig.

Da drehte er sich nach ihr herum, und sie sah, wie seine Augen brannten. Es flackerte darin wie eine geängstete, unruhige Sehnsucht.

Sie sah auch das, und ganz gegen alle Regeln der Pädagogik öffnete sie die Arme und flüsterte — als es ihr entflohen war, war ihr's selbst nicht klar, warum sie es gesagt hatte, hatte er doch alles, alles, was sein Herz begehrte — flüsterte: „Du armes Kind!“

Und er lief in ihre Arme.

Sie hielten sich umfangen, Herz klopfte an Herz; sie waren beide traurig, aber keiner von ihnen wußte, warum er selber so traurig, und auch nicht, warum der andere so traurig war.

„Es sind nicht die Schläge,“ murmelte er.

Sie strich ihm mit glättender Hand das strasse Haar aus der Stirn; sie fragte ihn jetzt nicht mehr. Denn — stieg dort aus dem Schneefeld nicht etwas auf, schwebte am Fenster empor und legte den Finger auf die Lippen: ‚Still, nicht fragen, nicht daran rühren?!‘

Aber sie blieb bei ihm und spielte mit ihm, ihr war, als dürfe sie ihn heute nicht allein lassen. Ja, sie mußte sich von jetzt ab überhaupt noch mehr um ihn kümmern! Wie eine Last fiel es ihr plötzlich auf die Seele: sie hatte ihn schon viel zu viel sich selber überlassen! Aber dann tröstete sie sich wieder: er war ja noch so jung, er war ja noch ganz weiches Wachs, das sie formen konnte, wie sie wollte! So am Fenster stehen und mit so brennenden Augen hinaus ins öde Feld starren, durfte er nie mehr! Nach was sehnte er sich? Hatte er denn nicht Liebe die Fülle? Und alles andre, was ein Kinderherz erfreut?!

Sie sah sich um in seinem hübschen Zimmer; da waren so viele Spielsachen aufgestapelt: Eisenbahnen und Dampfschiffe, Bleisoldaten und Bilderbücher und die allerneuesten Spiele.

„Komm, wir wollen spielen," sagte sie.

Da war er gleich dabei; sie erstaunte, wie rasch er seinen Kummer vergessen hatte. Gott sei Dank, er war doch noch ein ganz ahnungsloses, harmloses Kind! Aber mit welcher Unrast er die Spielsachen durcheinander warf! ‚Das ist dumm' und ‚das ist langweilig' — nichts fesselte ihn recht. Sie war bald ganz erschöpft von allem Vorschlagen und zu dem und jenem Spiel Animieren; sie glaubte nicht, daß sie je selber als Kind so schwer zu befriedigen gewesen war. Zehnmal schon hatte sie aufstehen wollen und fortgehen — nein, jetzt hielt sie's wirklich nicht mehr aus, der Kopf war ihr ganz toll, ihre Nerven sträubten sich, es war wahrhaftig leichter, am Kochherd zu stehen oder Hausarbeit zu verrichten, als mit einem Kind zu

ſpielen! — aber zehnmal hielt ihr Pflichtgefühl ſie wieder feſt und ihre Liebe.

Sie durfte ihn nicht allein laſſen, denn — mit dumpfer Angſt fühlte ſie's — denn dann kam jemand anders und nahm ihn ihr fort!

Blaß und abgemattet blieb ſie bei ihm ſitzen; er hatte ſie ſehr gequält. Zuletzt fand er, ganz vergeſſen im Winkel des Spielſchranks, ein wolliges Schäfchen, ein nur mehr dreibeiniges, zerzauſtes, altes Spielding aus ſeiner erſten Kinderzeit. Damit vergnügte er ſich; das machte ihm mehr Spaß als die andern koſtbaren Sachen. Wie ein ganz kleines Kind ſaß er auf dem Teppich, hielt das Schaf zwiſchen den Knieen und ſtreichelte es.

Als er endlich im Bette lag, ſaß ſie noch bei ihm und hielt ihm die Hand. Sie ſang, wie ſie ihn ſo oft eingeſungen hatte:

„Schlaf, mein ſüßes Kind,
Draußen geht der Wind,
Höre, wie der Regen fällt
Und wie Nachbars Hündchen bellt!
Hündchen hat den Mann gebiſſen,
Hat des Bettlers Kleid zerriſſen —"

Immer leiſer hatte ſie geſungen; jetzt glaubte ſie ihn eingeſchlafen, da riß er ungeſtüm ſeine Hand aus der ihrigen: „Hör auf mit dem Lied! Ich bin kein kleines Kind mehr!"

— — — — — — — — — — — — — —

Es war ein Glück, daß es in der Grunewaldkolonie keine Straßenjungen gab, ſonſt hätte Wölfchen ſicherlich mit denen geſpielt; ſo waren es doch nur Portierkinder. An beſſerem Verkehr fehlte es ihm freilich nicht; von Schul-

kameraden, deren Eltern gleich den ſeinen in Villen wohnten, wurde er eingeladen, und auch die Berliner befreundeten Familien, die es gerne ſahen, wenn ihre Kinder an Ferientagen hinaus konnten in den Grunewald, forderten ihn zu fleißigem Beſuche auf.

Alle Kinder kamen gern in den ſchattigen Garten, wo Tante Schlieben immer ſo freundlich war. Kuchen und Obſt gab's da genug und Reifen und Bälle und Krocket und Tennis, Kegel und Turngeräte. An ſonnigen Nachmittagen ſtieg helles Gelächter und Gekreiſch bis hoch hinauf in die grünen Wipfel der Kiefern, aber — Frau Käte ſah's mit Befremden — ihr Junge, der ſonſt doch immer ſo wilde, war dann der ſtillſte. Er machte ſich nichts aus dem Beſuch. Die Knaben in weißen und blauen Matroſenanzügen, deren friſche Geſichter ſich ſo wohlgeſittet über blendenden Kragen erhoben, waren ihm nicht lieb; er gewann keine rechte Fühlung mit ihnen. Am liebſten wäre er davongelaufen, da weit draußen hin, wo niemand anders ging, als ab und zu mit einem großen Sack ein Strolch, der mit ſeinem Drahthaken jedes Stullenpapier wendete, um zu ſehen, ob vom Sonntag nicht vielleicht doch etwas Koſtbares übrig geblieben ſei. Dem hätte er gern geholfen. Oder Kienäpfel in den großen Sack geſammelt.

Aber Freunde hatte Wolfgang doch auch. Da war Hans Flebbe — ſein Vater war Kutſcher bei dem Bankier, der ſchrägüber die prachtvolle Villa hatte und im Winter in der Bellevueſtraße in Berlin wohnte —, da waren auch noch Artur und Frida; aber deren Eltern waren nur Portierleute in einer Mietvilla, die von verſchiedenen Parteien bewohnt wurde.

Sobald dieſe drei aus der Schule nach Hauſe gekommen waren, fanden ſie ſich vor der Schliebenſchen Villa ein; ſie waren nicht wegzutreiben, geduldig warteten ſie, bis Wolfgang ſich zu ihnen geſellte.

„Mit meinem Hans iſt er wie 'n Bruder," pflegte der Kutſcher zu ſagen und Wolfgang immer mit einem ganz beſonders herablaſſenden Peitſchenſchwippen hoch vom Bock zu begrüßen. Und die Portierleute ſtellten befriedigt feſt: „Was er, der olle Schlieben is, der faßt immer an 'n Hut, und ſie, die Inädige, grüßt auch immer ſehr freundlich, aber was der Kleene is, der is doch noch janz anders!"

Es waren wilde Spiele, bei denen Frida ganz als Junge gerechnet wurde, die die vier Kameraden ſpielten: Nachlaufen, Verſteck, am liebſten Räuber und Gendarm. Ha, wie Wolfs, des Räuberhauptmanns, Augen funkelten, wenn er dem Gendarmen, Hans Flebbe, einen Tritt gegen den Bauch gab, daß der hintenüber zu Boden fiel und vor Schmerz eine Weile ſtarr liegen blieb.

„Ich habe ihn erſchoſſen," ſagte er ſtolz zu ſeiner Mutter.

Käte, durch das wilde Schreien der Kinder, die auf dem unbebauten Feld hinter der Villa raſten, ans Fenſter gerufen, hatte ihren Knaben hereingewinkt. Widerwillig war er gekommen; aber er war doch gekommen. Jetzt ſtand er atemlos vor ihr, und ſie ſtrich ihm das feuchte Haar aus dem ſchweißüberſtrömten Geſicht: „Wie ſiehſt du aus?! Und hier — ſieh mal!"

Vorwurfsvoll wies ſie auf ſeine weiße Bluſe, die war von oben bis unten beſchmutzt. Wo um alles in der Welt

nur hatte er sich gefielt, es gab ja hier gar nicht solche Pfützen?! Und die Hose! Das rechte Bein war der Länge nach aufgeschlitzt, das linke zeigte am Knie ein dreieckiges Loch.

Pah, das machte nichts! Schon wollte er wieder fortstürmen, er zitterte vor Ungeduld: die Kameraden hockten ja hinterm Busch, die trauten sich nicht eher heraus, als bis er, ihr Hauptmann, wieder bei ihnen war! Er wehrte sich gegen die haltende Hand; aber sein Sträuben half diesmal nichts, der Vater kam aus dem Nebenzimmer.

„Du bleibst hier! Pfui, schäme dich, dich der Mutter zu widersetzen! Marsch, auf dein Zimmer, mach deine Schularbeiten für morgen!"

Schlieben sagte es barsch. Es hatte ihn empört, zu sehen, wie der Junge sich mit Händen und Füßen der zarten Frau widersetzte.

„Du Rüpel, ich will dich lehren, wie man mit seiner Mutter umgeht! Hier" — er packte ihn ins Genick und schleifte ihn wieder näher heran — „hier, bitt ab, küsse der guten Mutter die Hand! Und versprich, daß du nicht mehr so wildern wirst, wie ein Straßenjunge! Voran — nun, wird's bald?!"

Die Zornesader auf des Mannes Stirn fing an zu schwellen. War das ein bockiger Bengel! Da stand er, die Bluse vorn auseinander gerissen, daß man das Fliegen der verschwitzten Brust sah — noch hatte er nicht ruhigen Atem gefunden, er keuchte noch vom wilden Lauf — und sah so verwildert aus, so verwüstet, so gar nicht wie guter Leute Kind! Das ging nicht länger so!

„Du wirst nicht mehr so toben — nie mehr —

hörſt du?“ ſprach der Vater ſtreng. „Ich verbiete es; ſpiele andre Spiele! Du haſt deinen Garten, Turngeräte, hundert Sachen, um die dich andre beneiden würden. Und jetzt voran, bitte ab!“

Der Knabe ging zur Mutter. Sie kam ihm auf halbem Wege entgegen, ſie hielt ihm ſchon die Hand hin. Er küßte dieſe, er murmelte auch: „Ich will es nicht wieder tun,“ aber Schlieben hörte keine Reue heraus. Es war etwas in dieſer verdroſſenen Art, das ihn reizte. Und er ließ ſich hinreißen.

„Das war keine Abbitte! Wiederhole die Bitte um Verzeihung — und deutlich!“

Der Knabe wiederholte ſie.

„Und nun verſprich, daß du nicht mehr ſo toben wirſt! ‚Liebe Mutter, ich verſpreche‘ — nun?!“

Kein Wort, kein Verſprechen.

„Was ſoll das heißen?“ Außer ſich ſchüttelte Schlieben den Jungen. Der aber preßte die Lippen aufeinander. Von unten herauf traf ein Blick ſeiner dunklen Augen den Vater.

Frau Käte fing den Blick auf — o Gott, das war der Blick — jener Blick — der Blick des Weibes!

Schützend hielt ſie beide Arme über den Knaben: nicht, nicht, o nicht ihn reizen! Sie zog ihn näher zu ſich und legte ihre Hände über ſeine Augen, daß er ſie ſchließen mußte, und flehte dabei mit den Blicken ihren Mann an: Geh, geh du!

Schlieben ging, aber er ſchüttelte unwillig den Kopf. „Du wirſt ſehen, was du aus dem Jungen erziehſt!“ Drohend hob er noch einmal die Hand: „Junge, ich ſage

dir, du wirſt parieren!“ Und dann machte er die Tür hinter ſich zu — nicht einmal ſeine Mittagsruhe konnte man mehr ungeſtört halten!

Vom Nebenzimmer aus hörte er die Stimme ſeines Weibes. Die klang ſo weich und dabei zitternd, wie in geheimer Angſt: „Wölfchen, Wölfchen, biſt du nicht mein gutes Kind?“

Keine Antwort. Herr des Himmels, dieſer fühlloſe Rüpel, hatte er auf dieſe Frage, in dieſem Ton, keine Antwort?!

Nun wieder die weiche, zitternde Stimme: „Willſt du denn nicht mein gutes Kind ſein?“

Wenn der Bengel jetzt nicht antwortete, dann —! Dem wider Willen Zuhörenden ſtieg das Blut zu Kopf, es zuckte in ſeinen Fingern, er wollte aufſpringen, wieder hineineilen und — aha, jetzt mußte er geantwortet haben! Freilich wohl nur durch ein ſtummes Nicken, aber Kätes Stimme klang innig erfreut: „Siehſt du, ich wußte es ja, du biſt mein gutes Kind, mein geliebtes Kind, mein — mein —!“

Nun, das war wahrhaftig auch nicht vonnöten, daß, nachdem der Junge eben noch ſo ungezogen geweſen war, Käte jetzt ſolche Liebestöne an ihn verſchwendete! Und geküßt mußte ſie ihn haben, umarmt! Ihre Stimme war erſtorben wie in einem zärtlichen Hauch.

Nun hörte Schlieben gar nichts mehr; kein Rauſchen ihres Kleides, keinen Laut — aha, jetzt flüſterte ſie wohl in ihn hinein?! Wie ſie den Bengel verwöhnte!

Doch jetzt — ein leiſes Weinen! War das noch Wolfs etwas harte, trotzige Knabenſtimme? Wirklich, er weinte

jetzt laut, und unterm Schluchzen stieß er kläglich hervor, kaum, daß man's verstehen konnte: „Ich mußte ihn — aber doch erschießen — er ist doch der Gendarm!"

Und nun war alles wieder still. Schlieben nahm die Zeitung auf, die er vorhin weggeworfen hatte, und begann zu lesen. Aber er war nicht recht bei der Sache, hartnäckig wanderten seine Gedanken immer wieder ins Nebenzimmer. War der Bengel nun vernünftig, sah er seine Ungezogenheit ein? Und war Käte nicht gar zu schwach?! Es war nichts, gar nichts mehr zu hören. Oder doch — knarrte jetzt drinnen nicht die Tür? Nein, Täuschung, alles still!

Nachdem Schlieben noch eine Weile gewartet hatte, ging er hinüber. Da war es in der Tat sehr still, denn Käte war ganz allein. Sie saß am Fenster auf dem erhöhten Tritt, hatte die Hände in den Schoß gelegt und sann vor sich hin. Sie schien ganz abwesend.

„Wo ist der Junge?"

Erschrocken fuhr sie zusammen und hob wie abwehrend beide Hände.

Nun sah er, daß sie blaß war. Der Ärger mit dem Jungen hatte sie doch wohl sehr angegriffen — wart', das sollte er büßen, doppelt so viel Exempel rechnete er heute zur Strafe!

„Ist der Junge bei der Arbeit?"

Sie schüttelte den Kopf und errötete. „Nein!"

„Nein —?! Warum denn nicht?" Er sah sie sehr erstaunt an. „Habe ich ihm denn nicht gesagt: sofort an die Arbeit?!"

„Das hast du gesagt. Aber ich habe ihm gesagt:

lauf! — Paul, sei nicht böse!" Sie sah, daß er auf-fahren wollte und legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm. „Wenn du mich lieb hast, laß ihn! Ach, Paul, glaube mir, glaube mir doch: er kann ja nicht dafür, er muß sich ausrennen, austoben, draußen sein — er muß!"

„Du hast immer Entschuldigungen! Denke doch nur an die Geschichte mit dem Tornister, aus seiner ersten Schulzeit — oben in die Kiefer hatte der Bengel den geworfen. Hätte nicht zufällig ein Arbeiter den Ranzen entdeckt und zu uns gebracht, weil er den Namen auf der Fibel las, hätten wir lange suchen können. Du hast es entschuldigt — nun, das war auch weiter nichts Schlimmes — ein Übermut — jetzt entschuldigst du aber ganz anderes! Und alles!" Der seiner Frau sonst so nachgiebige Mann erzürnte sich in seiner ernstlichen Besorgnis. „Ich bitte dich, Käte, sei nicht so unglaublich schwach mit dem Jungen! Wo soll das hin mit ihm?"

„Dahin!" Ernst zeigte sie auf ihn und sich. Und dann, mit einem Ausdruck tief-innerster Empfindung legte sie die Hand auf ihr Herz.

„Wieso? Ich verstehe dich nicht! Bitte, habe die Güte, dich etwas deutlicher auszudrücken, zum Rätselraten bin ich nicht gelaunt!"

„Wenn du's nicht errätst, wirst du's auch nicht verstehen, wenn ich dir es deutlicher sage!" Sie senkte den Kopf, und dann nahm sie wieder ihren früheren Platz ein; aber sie sann nicht mehr vor sich hin, sondern es schien ihm, als lausche sie mit geneigtem Ohr dem gellenden Triumphgeschrei, das hinterm Haus von dem wüsten Feld her bis übers Dach stieg.

„Du wirſt nie mit dem Jungen fertig werden!“

„O, ich werde ſchon!“

„Natürlich, wenn du ihm allen Willen läßt!“ Mit eiligem Schritt ging Schlieben aus dem Zimmer; der Unwille wollte ihn übermannen.

Vielleicht zum erſten Mal in ſeiner Ehe war Schlieben ernſtlich böſe auf ſeine Frau. Wie konnte Käte ſo unvernünftig ſein?! Seinen Befehl ſo wenig beachten, als wäre der gar nicht gegeben — ja, ſich in direkten Gegenſatz zu ihm ſtellen?! O, der Bengel war ſchlau genug, der zog ſchon ſeine Schlüſſe daraus! Und tat er's noch nicht, ſo fühlte er doch inſtinktiv, welchen Rückhalt er an der Mutter hatte. Es war geradezu unglaublich, wie ſchwach Käte war!

Die weiche, ſenſitive Art, die den Mann zuerſt an ſeiner Frau entzückt hatte, die den gleichen Zauber für ihn behalten hatte alle die Jahre hindurch, dünkte ihn jetzt auf einmal übertrieben — kindiſch. Ja, kindiſch war dieſe Ängſtlichtuerei, dieſe ewige Angſt vor dem, was vorbei und vergeſſen war! Von der Mutter hatten ſie doch nie mehr etwas gehört, warum deren Schatten denn bei jeder Gelegenheit wieder heraufbeſchwören? Geburtsſchein und Taufattest des Jungen hatte man doch ſicher in Händen, und das Venn war weit — er würde es nie ſehen — warum denn nur immer dies zitternde Bangen? Es lag gar kein Grund dazu vor. Sie lebten in ſo angenehmer Umgebung, Wolf wuchs in ſo geordneten Verhältniſſen auf, beſaß alles, was ein Kindergemüt ausfüllt und beglückt, daß es eine wahre Manie von Käte war, bei ihm eine Art von Heimatſehnſucht vorauszuſetzen. Wie ſollte er überhaupt dazu kommen? Er hatte ja gar keine Ahnung,

daß hier eigentlich nicht seine Heimat war. Es war traurig mit Kätes Übersensibilität — wahrhaftig, die Frau konnte einen mit nervös machen!

Und Schlieben fuhr sich über die Stirn, wie um unliebsame Gedanken mit einer Handbewegung fortzuscheuchen. Er zündete sich eine Zigarre an; heute eine extra feine, die er sonst seinen Gästen überließ, er hatte das Gefühl, sich über eine unangenehme Stunde forthelfen zu sollen. Denn unangenehm, wirklich unangenehm und schwierig blieb die Sache doch, wenn er auch hoffte, schon auf die richtige Lösung der Frage zu kommen: wie erzieht man solch ein Kind? Jedenfalls nicht so, wie Käte es tat! Das war ihm schon jetzt klar.

Blaue Rauchkringel in die Luft blasend, saß Schlieben in der Sofaecke seines Arbeitszimmers. Seine Stirn blieb gerunzelt. Da war er heute recht abgespannt aus dem Kontor gekommen, hatte allerlei Verwicklungen gehabt — Ärger genug — hatte eilige Briefe diktieren müssen, sich keine Pause gegönnt, und hatte nun zu Hause ein angenehmes Ausruhen erhofft — vergebens! Merkwürdig, wie ein einziges Kind den ganzen Haushalt, das ganze Leben verändert! Wenn der Junge nun nicht da wäre — — —?! Ja, dann hätte er jetzt eine friedliche kleine Mittagsruhe — ausgestreckt auf dem Diwan, die Zeitung vorm Gesicht — hinter sich und ginge nun zu Käte hinüber, um bei ihr in höchst gemütlichem Tête-à-tête den Kaffee zu trinken, den sie mit so viel Anmut in der summenden Wiener Maschine selber bereitete. Er hatte immer so gern still zugesehen, wie ihre schlanken, gepflegten Hände sich geräuschlos dabei bewegten. Schade!

Er seufzte. Aber dann bezwang er sich: nein, einer augenblicklichen Verdrießlichkeit wegen durfte man ihn nicht wegwünschen! Wie viel frohe Stunden hatte ihnen das kleine Wölfchen doch bereitet! Es war reizend gewesen, seine ersten Schritte zu beobachten, seine ersten zusammenhängenden Worte zu belauschen. Und war nicht Käte in seinem Besitz so glücklich — oho, wer sagte da: glücklich gewesen?! — sie war es ja noch! Es ging ihr nichts über den Jungen. Und daß der Stunden des ungetrübten Beglücktseins durch ihn jetzt nicht mehr ganz so viele waren als vormals, das war ja nur natürlich. Er war eben nicht mehr das Bübchen, das dort, dort drüben aus jener Ecke, bis hierher zum Sofa den ersten kühnen Lauf gewagt und, jauchzend über den eignen Wagemut, des Vaters Bein umklammert hatte. Er fing jetzt an, ein selbständiger Mensch zu werden, einer mit eignen Wünschen, nicht mehr mit solchen, die in ihn hineingetragen worden waren; ureigne Willensäußerungen gaben sich kund. Jetzt wollte er dies und wollte jenes und nicht nur mehr das, was die Erzieher wollten. War das aber nicht natürlich? Überhaupt, wenn ein Kind erst in die Schule geht, was stellt sich da nicht alles ein?! Man mußte Nachsicht haben, wenn man sich nicht auch gleich die ganze Lebensführung beeinflussen lassen wollte — erst die Eltern, dann das Kind!

Schlieben fühlte, wie er sich nach und nach beruhigte. Ein Junge — welche Unsumme von Wildheit, Rüpligkeit, Ungebundenheit, ja Ungebärdigkeit ist nicht in dem Wort mit einbegriffen! Und alle, alle, die jetzt Männer waren, waren einst doch auch Jungen!

Die Zigarre ging ihm aus; er hatte vergeſſen, daran zu ziehen. Mit einem eigentümlich milden Gefühl, das nicht frei von einer leiſen Sehnſucht war, gedachte Schlieben der eignen Knabenzeit. Nur ehrlich: hatte er nicht auch getobt und gelärmt, ſich beſchmutzt, erhitzt und Hoſen zerriſſen und dumme Streiche gemacht, mehr als genug?!

Wunderbar, wie genau er ſich jetzt auf einmal einzelner Strafpredigten erinnerte und der Tränen, die er der Mutter ausgepreßt hatte; auch noch ſehr deutlich der Tracht Prügel, die er einmal für eine Lüge erhalten hatte. Sein Vater hatte dazumal geſagt — plötzlich war's ihm, als hörte er die Stimme, die ſonſt gar nicht ſonderlich feierlich, ſondern recht alltäglich geklungen hatte, jetzt aber durch den Ernſt geadelt wurde, hier in der Stube widerhallen —: ‚Junge, alles kann ich dir verzeihen, nur das Lügen nicht!' Ah, es war damals recht unerquicklich geweſen in dem engen Kontor, wo der Vater am hölzernen Stehpult lehnte und den Stock auf dem Rücken hielt. Das Käppchen, das er ſeiner Glatze wegen trug, hatte er in der Erregung ſchief geſchoben, ſeine blauen freundlichen Augen blickten ſcharfſpähend und zugleich betrübt.

‚Alles kann man verzeihen, nur das Lügen nicht' — ei, hatte der Junge, der Wolfgang, denn gelogen?! Bewahre! Einfach ungezogen war er geweſen, wie es auch die beſten Kinder einmal ſind!

Schlieben fühlte eine Beſchämung: und er, er wollte dem Jungen dieſe einfache Ungezogenheit ſo übel nehmen?!

Er ſtand vom Sofa auf, ſtieß den Reſt ſeiner Zigarre in den Aſchenbecher und ging hinaus, um ſich nach Wolfgang umzuſehen.

Er traf die vier im vollen Glück des Spiels. Sie hatten sich ein Feuerchen angezündet auf dem unbebauten Land dicht hinterm Gartengitter, so daß die überhängenden Büsche des Gartens sie wie ein Dach beschützten.

Eng hockten sie zusammen; sie waren jetzt im Lager. Frida hielt Kartoffeln in der Schürze, die in der Asche gebraten werden sollten; aber das Feuerchen wollte nicht brennen, das Reisig schwelte nur. Wolfgang lag bäuchlings auf der Erde und blies, auf die Ellenbogen gestützt, mit aller Kraft seiner Lungen. Aber die reichte doch nicht aus, das Feuer wollte und wollte nicht brennen.

Leise war Schlieben herangekommen, in ihrem Eifer hatten die Kinder ihn gar nicht bemerkt. „Will's nicht brennen?" fragte er.

In einem heftigen Emporschnellen war Wolfgang sofort auf den Füßen. Er war rot und frisch gewesen, nun wurde er blaß, sein offener Blick senkte sich scheu, ein trübseliger Ausdruck verlängerte sein rundes Kindergesicht und ließ ihn älter erscheinen

„Muß ich 'reinkommen?" Es klang kläglich.

Schlieben überhörte die Frage mit Absicht; er hatte ihn eigentlich hereinholen wollen, aber nun zögerte er plötzlich zu sagen: ja. Es war doch hart für den Jungen, nun fortzumüssen, ehe das Feuerchen brannte, ehe die Kartoffeln gebraten waren! So sagte er nichts, sondern bückte sich, und als er doch noch nicht tief genug herabkam, kniete er nieder und blies mit dem vollen Odem seiner breiten Brust in das schwach-knisternde Gezweig. Sofort sprühten Funken, und ein aufzüngelndes Flämmchen wurde rasch zur Flamme.

Ein Jauchzen ſtieg auf. Frida hüpfte im Kreis, ihre Zöpfe flogen: „Et brennt, et brennt!“ In ihren Jubel ſtimmten Artur und Hans mit ein; auch ſie hüpften von einem Fuß auf den andern, klatſchten in die beſchmutzten Hände und ſchrieen gellend: „Et brennt, et brennt!“

„Kinder, Ruhe!“ Schlieben war amüſiert durch dieſe Seligkeit. Er kommandierte: „Reiſig her, aber recht trockenes,“ ſelber von einem Eifer erfaßt, dieſe noch unſichere, bald ſich duckende, bald hoch aufflackernde Flamme zu erhalten. Er blies und ſtocherte und feuerte nach; der Wind trieb ihm den Rauch ins Geſicht, daß er huſten mußte, aber er wiſchte ſich die tränenden Augen und hatte auch nicht acht, daß ſein Beinkleid vom Knieen auf dem Grund grünlich-naſſe Flecke bekam und etwaige Vorübergehende ſich ſehr wundern würden, Herrn Paul Schlieben bei ſolcher Beſchäftigung zu ſehen. Es machte ihm jetzt ſelber Spaß, unterm blaßblauen Herbſthimmel, an dem die weißen Wolken flogen und die Schwalben zwitſchernd dahinſchoſſen, ein Kartoffelfeuerchen zu unterhalten. Er hatte ſo etwas nie gekannt — war er doch ein Stadtkind — aber es war ſchön, wirklich ſchön!

Die Kinder trugen Reiſig zu, Wolfgang nahm's und brach es überm Knie — knack — die Stecken ſprangen wie Glas. Wie der Junge das im Griff hatte!

Hoch loderte die Flamme, eine behagliche Wärme ſtrömte vom Feuerchen aus: da mußte man ſich die Hände dran wärmen können — wahrhaftig, es tat gut!

Und dann folgte des Mannes Auge dem Rauch, den der Wind vom Acker aufhob, einem leichten Wölkchen gleich. Grau erſchien erſt das Wölkchen, doch je höher es flog,

deſto lichter wurde es, freundlicher Sonnenſchein durchſchimmerte es verklärend. Es ſchwebte hinauf, immer hinauf, immer körperloſer, ungreifbarer, bis es ganz verflog — ein Ahnen, ein Hauch.

Es war nun an der Zeit, die Kartoffeln einzubuddeln; Wolfgang war geſchäftig dabei. Man hatte nicht mehr geſchürt, die Flamme war zuſammengeſunken, aber die Aſche barg die ganze Glut. Mit großen Augen ſtanden die Kinder herum, ganz ſtill, faſt den Atem anhaltend, und doch zitternd vor Erwartung: wann würde die erſte Kartoffel gar ſein?! Ah, roch es nicht ſchon ſo gut?! Witternd blähten ſie die Näschen. Aber Schlieben klopfte jetzt ſeine Beinkleider ab und ſchickte ſich zum Gehen an — es würde doch zu lange dauern, bis die Kartoffeln fertig waren! Faſt empfand er etwas wie Bedauern. Aber es ging wirklich nicht, daß er noch länger hier umherſtand, was ſollten die Leute eigentlich von ihm denken?!

Schlieben hatte ſich jetzt ſelber wiedergefunden. „Genug jetzt," ſagte er, und dann ging er, ſorgſam die aufgebuddelten, unwegſamen Stellen des Feldes vermeidend. Da hörte er Tritte dicht hinter ſich. Er drehte ſich um: „Wolf?! Nun, was willſt du?"

Die dunklen Augen des Knaben ſahen ihn traurig an.

„Gehſt du auch nach Hauſe?" Ein Erſtaunen lag in Schliebens Frage — er hatte doch gar nicht geſagt, daß der Junge mitkommen ſollte?!

Ein herrlicher Duft kam von den Kiefern her, die Luft atmete ſich ſo frei, ſo leicht, und dieſer blaßblaue Himmel mit den gewiſchten weißen Wolken, hatte etwas

ſo ungemein Klares, den Blick Erhellendes. Weiße Fäden flogen über Land, vom reinen Oſt getrieben, hingen ſich an grünbenadelte Äſte und ſchimmerten da wie Elfengeſpinſt. Und die Sonne war noch angenehm warm, ohne zu brennen, und ein kräftigender, bitterlich-herber Geruch ſtrömte von den goldfarbenen Blättern der Büſche, die die Rückſeiten der Gärten abſchloſſen.

Der Mann holte tief Atem; ihm war, als ſei er plötzlich um zehn, um zwanzig — nein, um dreißig Jahre jünger. Um mehr noch!

„Na, lauf nur," ſagte er.

Der Knabe ſah ihn an, als habe er ihn nicht recht verſtanden.

„Lauf," ſagte er noch einmal kurz und bündig und lächelte dabei.

Da ſtieß der Junge einen Schrei aus, einen ſo gellend-jauchzenden Schrei, daß die Kameraden, die auf den Hacken ums Kartoffelfeuerchen kauerten, ſofort mit einſtimmten, ohne zu wiſſen warum.

Im dunklen Auge des Knaben, der die Freiheit liebte, die freie Luft, den freien Lauf, flammte es auf. Er ſagte es nicht, daß er beglückt war, aber er ſchöpfte ſo tief Atem, als fiele ihm eine Laſt von der Bruſt. Und Schlieben ſah auf dem Geſicht, das jetzt anfing ſich zu vergröbern, die weiche Rundung der Kindlichkeit im Mager-Jungenhaften zu verlieren, einen Zug, der es fein und ſchön machte.

Blitzſchnell, wie aus ſtraffem Bogen geſchnellt, flog Wolfgang zurück übers Feld.

Schlieben ging in ſeinen Garten zurück; vorſichtig, da-

mit ſie nicht knarrte, öffnete er die Gittertür und ſchloß ſie ebenſo leiſe wieder — Käte brauchte es nicht zu wiſſen, wo er geweſen war! Aber da ſtand ſie ſchon am Fenſter.

Es war etwas rührend Ratloſes in ihrer Haltung, ein bängliches Forſchen in ihrem Blick — nein, ſie brauchte ihn ſo nicht anzuſehen, er war ihr nicht böſe!

Und er nickte ihr zu.

Als das Hausmädchen fragte, ob der Herr nicht wiſſe, wo der Junge ſei, ſchon dreimal habe ſie nun die Milch warm machen laſſen und auf- und abgetragen, ſagte er faſt kleinlaut, mit einer Entſchuldigung im Ton: „Na, das iſt ja nicht ſo ſchlimm, Lisbeth! Wärmen Sie ſie nachher zum vierten Mal — es iſt ihm ſo geſund draußen!“

Zweites Buch

VIII

Frida Lämke feierte ihren zehnten Geburtstag. „Därfſt du kommen, kriegen wer Kuchenſchnecken mit Roſinen, aber därfſt du nich kommen, jibt's nur Schrippen wie alle Tage," ſagte ſie zu ihrem Freund Wolfgang. „Sieh man zu, det ſe dir laſſen!" Es lag ihr am meiſten daran, daß Wolfgang kam; wegen Flebbe wurden keine Unterſchiede gemacht, obgleich der immer ſagte, ſie wäre ſeine Braut.

Und Wolfgang quälte ſeine Mutter. „Laß mich doch hingehen — warum denn nicht? Ich möchte doch ſo gern — warum denn nicht?!"

Ja, warum denn nicht?! Mit dieſem Warum lag er ihr ſeit vierundzwanzig Stunden in den Ohren; es zermürbte ſie ganz. Was ſollte ſie ihm ſagen — daß ihr Frida mißfiel? Aber was hatte das Mädchen denn eigentlich getan, daß es ihr mißfiel? Nichts! Es knickſte immer höflich, war ſtets ordentlich gekleidet, hatte ſogar das blaue Band mit einer gewiſſen Anmut in den blonden Zopf geflochten. Die Eltern waren auch ganz

reſpektable Leute, und doch — immer trieben ſich dieſe Kinder auf der Straße herum, jederzeit, ſommers und winters! Man mochte vorbeikommen, wann man wollte, immer waren dieſe Lämkes vor der Tür! War es die Straße ſelber, die ſie aus dieſem ſtupsnaſigen, für ſein Alter ſehr entwickelten Mädchen anſah? Nein, zu dieſen Leuten hingehen, ins Haus, hinunterſteigen in dieſe Atmoſphäre der Portierſtube, nein, das durfte er nicht!

„Ich möchte nicht, daß du hingehſt," ſagte ſie. Sie hatte doch nicht das Herz, dieſen bittenden Augen gegenüber zu ſagen: ‚Ich will es nicht!'

Und das Kind erſah ſeinen Vorteil. Es fühlte deutlich: ‚ſie kämpft mit ſich', und mit einer grauſamen Hartnäckigkeit verfolgte es ſeinen Wunſch.

„Laß mich doch — ach, laß mich doch! Ich bin aber ſehr traurig, wenn ich nicht darf. Dann hab' ich zu nichts mehr Luſt. Warum ſoll ich denn nicht? Mutti, ich will dich auch ſo liebhaben, wenn du mich gehen läßt — laß mich — ja? Ich will aber doch!"

Sie konnte ſich nicht mehr retten vor ihm, er ging ihr nach auf Schritt und Tritt, er faßte ihr Kleid, und — wenn ſie's ihm auch verwies, die Bitte noch öfter zu wiederholen —, ſie fühlte es, er dachte doch unabläſſig nur das eine. So zwang er ſie.

Schlieben verhielt ſich weit weniger ablehnend gegen dieſe Einladung von Lämkes. „Warum nicht? Es ſind ja ganz anſtändige Leute. Das ſchadet dem Jungen nichts, wenn er auch mal in die Kreiſe hineinguckt. Ich bin auch als Junge zu unſern Leuten in die Wohnung gekommen. Und warum denn nicht?!"

Sie wollte ſagen: ‚Das war auch etwas ganz andres, bei dir hatte es keine Gefahr‘ — aber dann beſann ſie ſich und ſagte es nicht. Sie wollte ihm nicht ſchon wieder mit ihren Befürchtungen, ihren Zweifeln, ihrer geheimen nagenden Angſt kommen, die keinen greifbaren Grund hatte, ſich nicht deutlich machen ließ, wie man am Ende jede andre Empfindung erklären kann. Wie ein ſinkender Nebel ſchwebte ſtets etwas über ihr. Aber warum es ihm ſagen?! Sie wollte ſich weder darüber ſchelten noch darüber auslachen laſſen; beides würde ihr gleich empfindlich ſein. Er war ja nicht mehr ſo wie früher! O — ſie empfand es mit einer leiſen Bitterkeit — wie hatte er ſie doch vormals verſtanden! Jede Regung, jede Schwingung ihrer Seele hatte er mitgefühlt. Dieſes ahnende Verſtehen war ihm abhanden gekommen — oder verſtand ſie ihn vielleicht nicht mehr?!

Aber er war doch noch ihr lieber Mann, ihr guter, getreuer, den ſie liebte wie ſonſt auf der Welt nichts mehr — nein, den ſie ſo liebte, wie ſie Wölfchen liebte! Das Kind, ach, das Kind, das war die Sonne, um die ſich ihr Leben drehte!

Wenn Paul doch noch ſo wäre, wie er früher geweſen war! Sie mußte ihn jetzt ſo oft heimlich anſehen und ſich mit einer gewiſſen Verwunderung auch in ſeine äußere Perſönlichkeit hineinfinden. Nicht daß ihm das Breiterwerden ſchlecht ſtand; die Fülle, die ſeine ſchlanke Geſtalt mit der einſt etwas ſteifen, immer korretten Haltung angenommen hatte, paßte zu ſeinen Jahren, zu den ſilbrigen Fäden, die im Bart und an den Schläfen zu ſchimmern begannen. Paßte zu der bequemen Samtjoppe,

die er jetzt immer anzog, sowie er nach Hause kam, paßte zu seinem ganzen Wesen. Merkwürdig, daß jemand ein so praktischer Mensch werden konnte, dem früher alles Geschäftliche lästig, ja, höchst zuwider war! Jetzt würde er nicht mehr das fremde Kind aus dem Venn auflesen, und — einen langen Blick heftete Käte auf den Gatten —, jetzt würde er's nicht mehr bei sich aufnehmen wie eine Gabe aus Märchenland!

Ob die Jahre auch sie so verändert hatten?! Ihr Spiegel zeigte ihr keine zu große Veränderung. Da war noch ganz dieselbe mädchenhafte Figur, die doppelt zart erschien neben der Behäbigkeit des Gatten. Noch war ihr Haar blond, und sie errötete noch wie ein junges Mädchen, dem schon ein streifender Blick das leicht bewegliche Blut unter die zarte Haut treibt. Ja, äußerlich war sie noch jung geblieben! Aber innerlich überkam sie doch oft eine Müdigkeit. Wolf machte ihr den Kopf gar so warm. Eine Mutter, die zehn, fünfzehn Jahre jünger war als sie, die würde es vielleicht nicht gleich ihr empfinden, wieviel Kräfte solch ein Kind kostet! Würde die nicht noch lachen, wenn es ihr schon zum Weinen war?

O Gott, welch ungestüme, unerschöpfliche Lebenskraft war in diesem Jungen! Sie war erstaunt, verwirrt, erschöpft davon. Wurde er denn nie müde? Immer auf den Beinen, um sechs schon auf, immer heraus, heraus! Schon um Tagesgrauen hörte sie ihn sich rastlos werfen. Er schlief neben ihnen, die Verbindungstür nach seinem Zimmer blieb immer auf, obgleich ihr Mann darüber schalt: der Junge wäre groß genug, brauchte die Aufsicht nicht. Nachts wenigstens könnte man sich die Störung ersparen!

Aber ſie wollte, ſie mußte auch ſeinen Schlaf bewachen. Oft hörte ſie ihn ſprechen im Traum, ſo tief Atem holen, als beenge ihn etwas. Dann ſchlüpfte ſie aus dem Bett, leiſe, leiſe, damit ihr Mann ſie nicht hörte, zündete kein Licht an, ſuchte ſich taſtend, auf bloßen Füßen, den Weg ins Nebenzimmer. Und dann ſtand ſie an ſeinem Bett. Noch hatte er das hübſche Gitterbett ſeiner erſten Knabenjahre — aber wie lange noch, und dies Bett war zu klein?! Wie er wuchs, ſo unheimlich ſchnell! Vorſichtig, mit leichter Hand, fuhr ſie über ſeine Decke und fühlte darunter den langgeſtreckten Knabenleib. Jetzt warf er ſich, ſtöhnte, bäumte ſich auf wie einer, der gegen etwas anringt. Was hatte er nur? Jetzt ſprach er undeutlich. Von was träumte er denn ſo lebendig? Er ſchwitzte über und über.

Wenn ſie ihn nur ſehen könnte! Aber ſie traute ſich nicht, Licht zu machen. Was ſollte ſie ihrem Mann ſagen, wenn er, vom Lichtſchein geweckt, ſie fragen würde: ‚Was machſt du denn da —?‘ Und Wölfchen würde auch aufwachen und fragen: ‚Was willſt du denn?‘

Ja, was wollte ſie denn eigentlich?! Darauf wußte ſie ſich keine beſtimmte Antwort. Wiſſen hätte ſie nur mögen, was ſeine Seele im Traum ſo beſchäftigte, daß er ſeufzte und rang. Von was träumte er? Von wem?! Wo war er im Traum?!

Zitternd ſtand ſie auf ihren bloßen Füßen an ſeinem Bett und lauſchte. Und dann beugte ſie ſich über ihn, ſo dicht, daß ſein Atem, unruhig und heiß, ihr Geſicht anwehte, und hauchte wiederum ihn an — mengten ſie nicht ſo ihre Atemzüge, gab ſie ihm nicht ſo Odem von ihrem

Odem? — und flüſterte leiſe und doch ſo eindringlich, bittend und beſchwörend zugleich: „Die Mutter iſt hier, die Mutter iſt bei dir!“

Aber mit einem Ruck warf er ſich auf die andre Seite, drehte ihr den Rücken zu und murmelte. Lauter Unverſtändliches, ſelten ward ein Wort deutlich, aber es war genug auch ſo; ſie fühlte: er war nicht hier, nicht bei ihr — weit fort! Suchte ſeine Seele im Traum die Heimat, die er nicht kannte, die er nicht einmal ahnen konnte und die doch ſo mächtig war, daß ſie ihn, auch unbewußt, an ſich zog?!

Von einer Unruhe ohnegleichen gepeinigt, ſtand Käte an Wolfgangs Bett: eine Mutter und doch keine Mutter! Ach, ſie war ja nur eine fremde Frau am Bett eines fremden Kindes!

Und ſie ſchlich ſich zurück auf ihr Lager und vergrub ihre hämmernde Stirn tief in die Kiſſen. Heftig fühlte ſie ihr Herz pochen, und ſie ſchalt ſich ſelber darüber, daß ſie ſich ſo unnütze Gedanken machte. Sie änderte ja nichts dadurch, ward nur müde und traurig.

Wenn Käte nach ſolchen Nächten aufſtand, fühlte ſie den beſorgten Blick ihres Mannes, und ihre Hände, die das reiche Haar aufſteckten, zitterten. Gut, daß ihr eine Nadel entfiel, da konnte ſie ſich doch raſch bücken und ihr überwachtes Geſicht mit den umſchatteten Augen ſeinen forſchenden Augen entziehen. —

„Ich bin wieder gar nicht mit dem Befinden meiner Frau zufrieden,“ klagte Schlieben dem Arzt. „Sie iſt wieder ſchrecklich nervös!“

„So?!“ Geheimrat Hofmanns freundliches Geſicht

wurde energiſch. „Ich will Ihnen was ſagen, lieber Freund, da geh'n Sie nur gleich dagegen an!“

„Das nützt nichts!“ Schlieben ſchüttelte den Kopf. „Ich kenne doch meine Frau. Der Junge macht's, der verdammte Junge!“

Und er nahm ſich Wolfgang vor. „Hör mal, du mußt die Mutter nicht immer ſo quälen! Merke ich noch einmal, daß ſie ſich über dich kränkt, weil du ungezogen biſt, ſo ſollſt du mich kennen lernen!“

Quälte er denn die Mutter?! Wolfgang machte ein verdutztes Geſicht. Und ungezogen war's doch auch nicht, wenn er gern zu Lämkes wollte! Das quält, wenn man innen ſitzen muß, während draußen der Wind pfeift und einem ſo luſtig das Haar zerwühlt! Und das quälte ihn auch, daß er heute nicht zu Lämkes ſollte.

„So geh nur hin,“ ſagte Käte. Sie fuhr ſogar noch vor Tiſch nach Berlin hinein und kaufte eine Puppe, eine hübſche Puppe mit blonden Locken, mit Augen, die ſich ſchloſſen und öffneten, und mit einem roſa Kleid. „Die bringe Frida zum Geburtstag mit,“ ſagte ſie am Nachmittag und händigte ſie dem Knaben ein. „Halt! Vorſicht!“

Er hatte ungeſtüm zugepackt, es freute ihn doch zu ſehr, daß er Frida was bringen konnte. Und in einer ſeltenen Regung — er war kein Freund von Zärtlichkeiten — reckte er der Mutter das Geſicht hin und empfing, in einer Aufwallung von Dankbarkeit, ihren Kuß. Er ließ ihn ſich mehr gefallen, als daß er nach ihm verlangte, ſie fühlte das wohl, aber ſie war doch froh darüber, und mit einem Lächeln, das ihr ganzes Geſicht erhellte, ſah ſie ihm dann nach.

„Aber vor Dunkelwerden bist du wieder zu Hause,“ hatte sie ihm noch zugerufen. Ob er sie gehört hatte?

Wie er lief, davonjagte, leichtfüßig wie ein Hirsch! Noch nie hatte sie ein Kind so rasch laufen sehen. Er warf die strammen Beine, daß die Hacken hinten gegen die Schenkel schlugen; der Wind blies ihm den breitkrempigen Matrosenhut in den Nacken, da riß er ihn ganz ab und rannte barhäuptig weiter, so eilig hatte er's.

Was zog ihn nur so mächtig zu diesen Leuten?!

Von Kätes Gesicht verschwand das Lächeln, sie trat vom Fenster zurück. —

Wolfgang war glücklich. Er saß bei Lämkes in der Stube, in der zur kälteren Jahreszeit auch gekocht wurde. Die Schlafstätte der Eltern war durch einen Vorhang abgegrenzt; Frida schlief auf dem Sofa und Artur nebenan in dem Kämmerchen, das auch die Schippen und Besen, die Vater Lämke zur Haus- und Straßenreinigung brauchte, beherbergte.

Noch war es nicht Winter, noch freundlicher Herbst, aber doch roch es schon in der Stube hübsch warm und mollig. Mit dem zarten Duft der blassen Monatsrose und des Nelkenstocks, der Myrte und des Geraniums, die, dicht an das fast ebenerdige Fenster gerückt, alle blühten, mischte sich der strengere Geruch des Kaffees, den Frau Lämke in der großen Emaillekanne brühte. Zu Hause bekam Wolfgang nie Kaffee, hier bekam er welchen; und er schlürfte ihn, wie er die andern ihn schlürfen sah, nur empfand er ein noch größeres Behagen dabei. Und nie hatte ihm ein Stück Torte so gut geschmeckt wie diese ein-

ſache Schnecke, die eher Semmel als Kuchen war; er kaute mit offenem Mund, und als Frau Lämke ihm, dem geehrteſten Gaſt, noch eine zweite Schnecke zuſchob, nahm er ſie mit ſtrahlendem Geſicht.

Frau Lämke fühlte ſich ſehr geſchmeichelt durch ſeinen Beſuch. Aus der Puppe aber hatte ſie ſich nicht viel gemacht; die hatte ſie Frida gleich weggenommen und in den Schrank geſchloſſen: „Det de ihr nich jleich verknutſchſt! Un iebrigens biſte doch keen Herrſchaftskind, det uff alle Dage mit Puppens ſpielt. Schade um det Jeld!“ Aber nachher, als Vater Lämke aus der Portierloge, wo er in ſeinen Mußeſtunden ſaß und Stiefel flickte, herunterkam, um auch eine Taſſe Geburtstagskaffee zu trinken und eine Schnecke zu eſſen, wurde die Puppe doch wieder vorgeholt und ihm gezeigt.

„Fein, was? Hat ſie von Wolfjangen ſeine Mama. Sieh mal, Lämke“ — die Frau hob der Puppe das roſa Kleidchen auf und zeigte darunter das weiße, mit einer kleinen Spitze beſetzte Volantröckchen — „ſo 'ne Friſur, janz jenau ſo 'ne hatte ik Frida'n um 't Tauffkleidchen jenäht. Jotte doch, ſie war doch det erſte, da denkt man, et is noch wat Beſondret! Ach ja —,“ ſie ſeufzte und legte die Puppe wieder in den Schrank zurück, in dem neben allerlei Krimskram die reinen Bettbezüge und ihr und Fridas Sonntagshut lagen — „wie de Zeit verjeht! Nu is ſe ſchonſt neune!“

„Zehne,“ verbeſſerte Frida. „Ich bin doch heute zehne jeworden, Mutter!“

„Richtig — nee, ſchonſt zehne!“ Die Frau lachte und ſchüttelte den Kopf, über dieſe Vergeßlichkeit verwundert

Und dann nickte ſie ihrem Manne zu: „Weeßte noch, Lämke, wie ſe jeboren wurde?“

„Un ob,“ ſagte er und ſchenkte ſich nochmals aus der unerſchöpflichen Kanne ein. „Det war 'ne ſchöne Tur, wie ſe jeboren wurde — na, ich danke! Die Jöhre hat dir ſcheene zujeſetzt! Un mir mit, ich kriegte ordentlich Manſchetten. Aber nu, Alte — ä, zehn Jahre her, nu is et ja bald jar nich mehr wahr!“

„Un wenn et hundert her wäre, det verjäße ik nich, o nee!“ Die Frau hob abwehrend die Hand. „Ik wollte mir jrade wie heute, ſo um viere 'rum, Kaffee kochen, ik hatte ſo 'n Fieper drauf, da jing 't los. Jrade noch, daß ik bis iebern Flur kam — weeßte, du warſt damals noch in de Werkſtelle bei Stiller, un wir wohnten in de Alte-Jakob, fünf Treppen links — un ik kloppte bei den Krawattenfritze drieben an un ſagte: ‚Ach, ſein Se doch ſo jut,‘ ſagte ik, ‚ſchicken Se man fix Ihre Kleene bei die Wadlern, Spittelmarcht zehne, die weeß ſchon‘ — au weih, war mich ſchlecht! Un ik fiel uf'n nächſten Stuhl; ſe hatten alle Mühe, det ſe mir noch 'rieber kriegten. Un nu jing det los, ik konnte nich an mir halten, bei'n beſten Willen nich; ik jloobe, ſe haben mir drei Häuſer weit ſchreien jehört. Un det dauerte, det dauerte — et wurde Abend — du kamſt zu Hauſe — et wurde Mitternacht — morjens fünfe, ſechſe, ſieben — da endlich um neune ſagte de Wadlern: ‚det Kind, det is an'n Ende —‘“

„Mutter,“ unterbrach ſie der Mann und zwinkerte nach den Kindern hin, die ganz ſtill am Tiſch ſaßen und mit weitgeöffneten, neugierigen Augen lauſchten, „nu laß't man jut ſind! Det is ja nu allens lange vor-

bei, de Jöhre is da, un is dich ja ſoweit janz jut jeraten!"

„Punkte elfe wurde ſe jeboren," ſagte Frau Lämke träumeriſch und nickte ernſthaft dabei und atmete dann ſo tief auf, als hätte ſie einen hohen Berg überklettert. Und dann rief ſie ihre Tochter zu ſich heran, heute, am zehnten Geburtstag ihrer Erſtgeborenen, von Leid und Freude einer nach zehn Jahren noch ſo unendlich lebendigen Erinnerung überflutet.

„Komm man, Frida!" Und ſie gab ihr einen Kuß.

Frida, ganz verdutzt durch dieſe unvermittelte Zärtlichkeit, lachte ihren Bruder Artur und die beiden andern Knaben dumm an, und dann entſchlüpfte ſie zur Türe: „Können wer jetzt ſpielen jehn?"

„Macht, det ihr 'rauskommt!"

Da ſtürzten ſie voller Fröhlichkeit aus der dunklen Portierwohnung, die unten im Souterrain lag, hinauf.

So hell war's auf der Straße, ſo heiter ſchien die Sonne, Wind wehte friſch, fern flog ein Drache übers Feld. Wenige Fußgänger, keine Wagen. Die Straße gehörte ihnen, und mit Hallo ſtürmten ſie dahin: wer zuerſt dort am Laternenpfahl an der Ecke war, der war Hauptmann!

Wolfgang hätte ſich dieſe Ehre ſonſt nie nehmen laſſen, aber heute mußte er Gendarm ſein, er war der letzte geweſen. Langſam und ſtumm war er den andern gefolgt. Etwas ſaß ihm im Kopfe feſt, das machte ihn ſchwerfällig und hemmte ſeinen Lauf; er mußte darüber denken, denken. Das wurde er nicht los, ſelbſt als er mitten drin war im Lieblingsſpiel; erſt dann vergaß er's, als er mit Hans

Flebbe eine große Balgerei hatte. Dieſer hatte ihn ins Geſicht gekratzt, darum riß er ihm jetzt ein Büſchel Haare aus. Am nächſten Gartengitter hielten ſie ſich gepackt.

Artur, ein kleiner Schwächling, hatte ſich nicht am Streite beteiligt, aber er ſchrie, die Hände in den Hoſentaſchen, mit kreiſchender Stimme hinein in den Kampf, den die beiden wortlos miteinander ausfochten.

„Flebbe, hau ihm! Mit de Fauſt unter de Neeſe — tüchtig!“

„Wolfjang, man zu! Zeig ihm, was 'ne Harke is, immer 'ruf uff ihn!“

Frida hüpfte lachend von einem Bein aufs andere, der blonde Zopf tanzte auf ihrem Rücken. Aber dann wurde ihr Lachen auf einmal ein wenig verlegen-bang: der mehrere Jahre ältere Hans hatte Wolfgang untergekriegt und hämmerte ihm nun mit der Fauſt ins Geſicht.

„Flebbe, du!“ Sie zerrte ihn an der Bluſe, und als das nichts half, ſtellte ſie ihm flink ein Bein. Da ſtolperte er darüber, und Wolfgang, gewandt den Augenblick nutzend, ſchwang ſich nach oben und beſorgte es nun dem Feind grimmig.

Das war kein Spiel mehr, keine gewöhnliche Jungensbalgerei. Wolfgang fühlte ſein Geſicht wie Feuer brennen, ein Kratz lief ihm die Wange herab bis zum Kinn, vor ſeinen Augen tanzten Funken. Jetzt hatte er alles vergeſſen, was ihn vorher ſo ſtumm gemacht, er fühlte eine wilde Luſt, laut brüllte er auf.

„Du, Wolfjang! Wolfjang, nee, det jilt nich,“ ſchrie der Unparteiiſche. „Det is doch keen Spaß nich mehr!“ Artur ſchickte ſich an, Wolf, der auf des Gegners Bruſt kniete, die Beine feſtzuhalten.

Ein Ruck, und er flog zur Seite. Zitternd vor Wut kehrte ſich Wolf nun auch gegen ihn; ſeine ſchwarzen Augen funkelten. Das war kein wohlgezogenes, wohlgekleidetes, herrſchaftliches Kind mehr, das war eine ganz elementare, ungezügelte, unbezwungene Kraft. Er ſchnaufte, er keuchte — da, ein Ruf!

„Wolfjang, Wolfjang!“

„Du,“ mahnte Frida, „Mutter ruft! Un euer Mädchen ſteht bei un winkt!“

Von der Haustür her tönte wiederum Frau Lämkes Stimme: „Wolfjang, Wolfjang!“ Und nun ließ ſich auch Lisbeth ſpitzen Tones vernehmen: „Na, wird's bald? Sollſt zu Hauſe kommen!“

Frau Lämke lachte. „Na, laſſen Se man, ſe waren ſo verjniegt!“ Aber dann bekam ſie doch einen Schreck, als ſie des Knaben beſchmutzten Anzug ſah, und fing an, daran herumzuwiſchen. „Jotte, wie ſieht de ſcheene Bluſe aus — un de Hoſen!“ Sie bekam einen roten Kopf und wurde noch röter, als ſie den feurigen Kratz bemerkte, der über des jungen Herrn Backe lief. „Dir haben ſe ja ſcheene zujericht' — Föhren, verdammte! Na, wartet ihr man!“ Sie drohte Hans Flebbe und den eigenen Kindern, aber es war doch kein wirklicher Ernſt in ihrer Drohung. Halblaut, mit einem ſchmunzelnden Zucken um die Mundwinkel, ſagte ſie zu Lisbeth, die in ſtarrer Entrüſtung daſtand: „Dolle Föhren, was? Na, det is nu ebent nich anders, ſo waren wer alle auch, als wer noch jung waren!“ Und ſich wieder zu Wolfgang wendend, fuhr ſie ihm gutmütig mit der arbeitsrauhen Hand über den feurigen Kratz: „Det war doch 'n Hauptſpaß, was, Wolfjang?“

„Ja," ſagte er aus tiefſter Seele. Und dann, als er ihr Auge ſo freundlich-verſtändnisvoll auf ſich gerichtet ſah, war es ihm, als wäre er dieſer Frau ſehr gut. —

Es war ein herrlicher Nachmittag geweſen. Aber als er nun neben Lisbeth nach Hauſe ging, ſprach er nicht davon; ſie hätte ja doch die Naſe gerümpft.

„Na, gnäd'ge Frau is ſchön böſe," ſagte Lisbeth — ſie ſprach mit dem Knaben nie anders als von der ‚gnädigen Frau' — „was bleibſte denn auch ſo ewig lange?! Haſt du nicht gehört, daß gnäd'ge Frau geſagt hat, du ſollſt vor Dunkelwerden zu Hauſe kommen?"

Er blieb ſtumm. Mochte die nur ſchwatzen, das war ja gar nicht wahr! An ihr vorbeiſehend, ſtarrte er in die Dämmerung. Aber als er zu Hauſe ins Zimmer trat, merkte er doch, daß die Mutter auf ihn gewartet hatte. Böſe war ſie freilich nicht, aber ſein Abendbrot: ein Ei, ein Schinkenbrötchen, die Milch im ſilbernen Becher, alles zierlich zurechtgemacht, ſtand ſchon da, und ſie ſaß gegenüber ſeinem Platz, hatte die gefalteten Hände auf das weiße Tiſchtuch gelegt und die Brauen ungeduldig-finſter zuſammengezogen.

Die große Hängelampe, deren Gaslicht hell über den Tiſch leuchtete und den geſenkten Frauenſcheitel goldig flimmern ließ, machte das Geſicht nicht heller.

Die Mutter war in Seide, in heller Seide, in einem Kleid mit Spitzen, das über Hals und Arme nur etwas wie einen ganz dünnen Schleier hatte. Aha — nun fiel's ihm ein — ſie ſollte ja um acht Uhr den Vater, der heute zu Mittag gar nicht nach Hauſe gekommen war, in der Stadt treffen und mit ihm in eine Geſellſchaft gehen! Aha,

darum hatte er ſo früh nach Hauſe kommen müſſen?! Als ob er nicht allein ins Bett finden könnte!

„Du kommſt ja ſo ſpät," ſagte ſie.

„Du hättſt ja ſchon gehen können," ſagte er.

„Du weißt, mein Kind, daß ich nicht ruhig bin, wenn ich dich nicht hier zu Hauſe weiß!" Sie ſeufzte: „Wie könnte ich das auch!"

Erſtaunt ſah er ſie an: warum ſagte ſie das? Hatte ihn etwa wieder jemand verpetzt? Warum war ſie ſo komiſch?!

Mit großen Blicken, als ſei ſie ihm ganz fremd in dieſem Kleide, das ſo nackt an Hals und Armen ließ, betrachtete er ſie. Nachdenklich ſchob er die Biſſen ſeines Abendbrotes in den Mund und kaute langſam. Er mußte auf einmal wieder ſo ſehr an das denken, was er Frau Lämke hatte erzählen hören. Wie e r geboren wurde, davon hatten ſich Vater und Mutter nie etwas erzählt!

Und er hielt plötzlich inne mit Kauen und fragte in die Stille des Zimmers, in die Stille, die zwiſchen ihm und ihr war, ganz unvermittelt hinein: „Wie ich geboren wurde, hat's da auch ſo ſehr lange gedauert?"

„Wie — was — wer — du?!" Sie ſah ihn ſtarr an.

Sie ſchien ihn nicht verſtanden zu haben! Darum ſchluckte er raſch den Biſſen, den er noch im Munde hatte, herunter und ſagte recht laut und deutlich: „Ob's auch ſo lange gedauert hat, wie ich geboren wurde? Bei Frida hat's ſehr lange gedauert. Haſt du auch ſo geſchrieen wie Frau Lämke?"

„Ich — ?! Wer — ich?!" Sie wurde glühend rot und dann ſehr blaß. Für einen Moment ſchloß ſie die Augen, ihr ſchwindelte; es ſauſte ihr vor den Ohren, ſie ſprang

vom Stuhl auf, hatte das Gefühl, fortlaufen zu müſſen und konnte doch nicht. Mit bebenden Händen hielt ſie ſich am Tiſch, aber die feſte Eichenplatte war etwas Unſicher-wackelndes, Wogendes, Gleitendes geworden. Was — was ſprach der Junge da? O Gott!

Sie biß ſich auf die Lippen, ſchöpfte tief Atem, wollte ſagen: ‚Laß doch ſolch dumme Fragen,‘ und konnte das doch nicht. Sie rang mit ſich. Endlich ſtieß ſie heraus: „Unſinn! Mach raſch, iß auf! Dann gleich zu Bett!“ Ihre Stimme klang ganz rauh.

Wieder traf ſie des Knaben verwunderter Blick. „Warum biſt du auf einmal ſo — ſo — ſo eklig? Wenn man nicht mal was fragen darf!“ Und verdroſſen ſchob er den Teller zurück und hörte auf zu eſſen.

Warum antwortete ſie ihm nicht? Warum erzählte ſie ihm nicht ſo etwas, wie Frau Lämke ihrer Frida erzählt hatte? War er denn nicht auch geboren? Und hatte ſich denn die Mutter nicht auch gefreut, wie er dann geboren war? Es war recht häßlich von ihr, daß ſie ihm nichts davon ſagte! Merkte ſie denn nicht, wie gern, wie ſchrecklich gern er etwas davon wiſſen wollte?!

Eine brennende Neugier war auf einmal in dem Kinde erwacht. Die quälte ihn, fraß förmlich an ihm. Die ganze Nacht würde er nicht ſchlafen können, immer, immerfort darüber denken müſſen! Und er wollte doch gern ſchlafen, es war langweilig, wach zu liegen — er wollte, er mußte es wiſſen!

Käte ſah, wie ſich des Knaben Antlitz verfinſterte. Ach, der arme, arme Junge! Hätte ſie ihn doch nur nicht zu jenen Leuten gehen laſſen! Was hatte er dort erfahren, was wußte er? Hatten ſie ihn mißtrauiſch gemacht? Was

wußten dieſe Leute? O, die hatten ihm Mißtrauen eingeflößt, wie würde er ſie denn ſonſt mit ſolchen Fragen quälen?!

Heiße Angſt ſchoß in ihr auf, und doch fühlte ſie ihre Hände und Füße kalt werden wie Eis. Aber ſtärker noch als ihre Angſt war ihr Mitleid — da ſaß er, ach, ſo traurig, und hatte Tränen in den Augen! Das arme Kind, das von ſeiner Geburt zu wiſſen verlangte und dem ſie nichts ſagen konnte, ſagen wollte, ſagen durfte! O, jetzt nur einen guten Gedanken, das richtige Wort!

„Wölfchen," ſagte ſie ſanft, „du biſt noch zu jung dazu — jetzt noch nicht! Ein andermal! Du verſtehſt das ja noch gar nicht! Wenn du erſt älter biſt — ein andermal erzähle ich dir!"

„Nein, jetzt!" Sie hatte ſich ihm genähert, er faßte ſie am Kleid, hielt ſie feſt; mit der ihm eigenen, etwas ſchwerfälligen Hartnäckigkeit beharrte er: „Jetzt! Ich will es wiſſen — ich muß es wiſſen!"

„Aber, Wölfchen, ich — ich habe jetzt keine Zeit! Ich muß fort — ja, ich muß wirklich fort, es iſt höchſte Zeit!" Sie blickte im Zimmer herum und war ganz verwirrt: „Ich — nein, ich kann dir nichts erzählen!"

„Du willſt nicht," ſagte er. „Und Frau Lämke hat es doch ihrer Frida erzählt!" Der Ausdruck mauliger Verdroſſenheit ſchwand aus dem dunklen Knabengeſicht und machte dem einer wirklichen Betrübnis Platz: „Du haſt mich lange nicht ſo lieb, gar nicht ſo richtig lieb, wie Frau Lämke ihre Frida hat!"

Sie ihn nicht lieb haben —?! Sie ihn nicht lieb haben —?! Und das glaubte er?! Käte hätte aufſchreien mögen. Wenn eine ihr Kind lieb hatte, ſo war ſie's gewiß,

und doch fühlte dieſes Kind inſtinktiv: hier fehlt etwas! Fehlte dann nicht auch jenes rätſelhafte Band, das eine wirkliche Mutter und ihr wirkliches Kind ſo unlösbar-geheimnisvoll, ſo tief innen verbindet?

„Wölfchen,“ ſagte ſie zitternd-weich, „mein liebes Wölfchen,“ und ſtrich ihm mit der eiskalten Hand über die heiße Stirn. „Das glaubſt du doch ſelber nicht, was du da ſagſt! Wir haben uns doch ſo lieb, nicht wahr?! Mein Kind — mein geliebtes Kind, ſag?!“

Sie ſuchte ſeinen Blick, ſie klammerte ſich an ſeine Antwort.

Aber die Antwort, die ſie erſehnte, kam nicht. Er ſah an ihr vorbei. „Du erzählſt mir ja doch nichts!“

Das kam nicht aus ihm! Jetzt auf einmal dies brennende Verlangen! Das hatte ihm jemand eingeflößt, es konnte nicht anders ſein! „Wer —“ fragte ſie ſtockend — „wer hat dir geſagt — du ſollſt mich ſo fragen? Wer?!“

Sie hatte ihn bei den Schultern gefaßt, er machte ſich frei. „Och, was biſt du ſo komiſch! Nee — niemand! Aber ich möcht's doch wiſſen. Ich ſag' dir doch, ich möcht's wiſſen! Es quält mich ſo — ich weiß nicht warum — es quält mich eben!“

Es quälte ihn — jetzt ſchon, ſo früh?! O, dann war's eine Ahnung, eine Ahnung — wer wußte woher? — eine unbewußte Ahnung aus allererſten Kindheitstagen! Wie ſollte das werden?! ‚Gott, Gott, hilf mir!‘ ſchrieen ihre Gedanken. Jetzt galt es zu erfinden, zu erdichten, auszudenken! Dieſe quälenden Fragen durften niemals, nie mehr wiederkommen!

Und ſie zwang ſich, zu lächeln, und als ſie fühlte,

daß dies Lächeln kein Lächeln war, legte ſie, hinter ſeinen Stuhl tretend, ihre Wange auf ſeinen Scheitel und ihre beiden Hände um ſeinen Hals. So konnte er nicht nach ihr umblicken. Und mit gedämpfter Stimme, wie man Kindern ein Märchen erzählt, ſprach ſie:

„Väterchen und ich waren ſchon lange verheiratet — denk mal an, faſt fünfzehn Jahre ſchon! — und Väterchen und ich wünſchten uns ſo ſehr einen lieben Jungen oder ein liebes Mädchen, damit wir nicht ſo allein wären. Mal war ich eines Tages ſehr traurig, denn alle andern Frauen hatten ſchon ein liebes Kind, nur ich nicht, und ich ging draußen umher und weinte, da hörte ich auf einmal eine Stimme — vom Himmel kam die — nein, ein Stimmchen — ein Stimmchen, das — und — und —“ Sie verwirrte ſich, ſtotterte und ſtockte: was ſollte ſie jetzt weiter ſagen?!

„Hm,“ machte er ungeduldig. „Und —?! Erzähl doch weiter! Und —?!“

„Und am andern Tag lagſt du in unſrer Wiege,“ ſchloß ſie, ungeſchickt-haſtig, mit faſt erſticktem Ton.

„Und —“ er hatte ſich von ihren Händen befreit, ſich umgedreht und ſah ihr nun ins Geſicht — „das iſt alles?!“

„Nun — und wir — wir freuten uns ſehr!“

„Wie dumm!“ ſagte er gekränkt. „So iſt doch nicht ‚Geboren-werden‘?! Frau Lämke erzählt es ganz anders. Du weißt es ja gar nicht!“ Zweifelnd ſah er ſie an.

Sie wich ſeinem Blick aus, aber der ſeine ließ ſie nicht los. Ihr war, als blickten dieſe forſchenden Augen ihr bis auf den Grund der Seele. Da ſtand ſie wie eine Lügnerin und wußte nichts mehr zu ſagen.

„Du weißt es ja gar nicht," wiederholte er noch einmal, bitter enttäuſcht. „Gute Nacht!" Und ſchlorrte zur Tür.

Sie ließ ihn gehen, rief ihn nicht zurück zum Gutenachtkuß. Starr blieb ſie ſitzen.

Oben, im Zimmer über ſich, hörte ſie ſeine Tritte. Jetzt ſchleuderte er ſeine Stiefelchen aus, jetzt polterten ſie in der Ecke — jetzt ward es ſtill.

O, was ſollte ſie ihm dereinſt ſagen, wenn er mit vollem Bewußtſein Fragen an ſie richtete, ein zu Fragen berechtigter, Antwort heiſchender Menſch?! Sie ließ ſich auf den Stuhl fallen, auf dem er geſeſſen hatte, und ſtützte den Kopf in beide Hände.

IX

Die Freundſchaft mit Lämkes wurde eingeſchränkt. Nie mehr ſollte ihr Kind dorthin gehen! Eine Art von Eiferſucht war in Käte aufgequollen gegen dieſe gewöhnliche Frau, die ſo unpaſſende Sachen ſprach, die vor Kinderohren ſich ſo gar keinen Zwang antat.

Frau Lämke konnte ſich jetzt nicht mehr des freundlichen Grußes der feinen Dame rühmen; dieſe ging jetzt am Hauſe vorüber und ſah ſie nicht mehr an, ſchien es nicht zu hören, daß ſie reſpektvoll grüßte: ‚Juten Tag, jnäd'ge Frau!'

„Du, wat habe ick denn eijentlich deine Mama jetan?“ fragte ſie eines Tages Wolfgang, als ſie, vom Einholen zurückkehrend, ihn nach langer Zeit einmal wieder ſah. Er lehnte am Gitter des ſchrägüberliegenden Grundſtücks und ſtarrte unverwandten Blickes nach ihrer Haustür.

Er fuhr zuſammen; er hatte ſie gar nicht kommen hören. Und dann tat er, als bemerke er ſie nicht und ſchnippte mit der Gerte, die ſeine Hand hielt, in die Luft.

„Kommſte denn jar nich mehr bei uns?“ fragte ſie weiter. „Haſte dir mit Atur'n jehauen oder mit Frida'n jezankt? Nee, wat denn, det kann ja nich ſind, die hat ja ſchonſt ſo ſehr uf dir jelauert! Die Jnädige läßt dir woll nich, was?! Nanu, wir ſind woll nich mehr jut jenug? Nee freilich, wir ſind nur Portjehs und unſre Kinder Portjehskinder!“

In ihren gutmütigen Ton miſchte ſich die Gereiztheit der Kränkung, und der Knabe horchte auf. Er wurde glühend rot.

„Na ja, ick ſehe ſchon, du därfſt nich! Na, meintwejen, denn nich!“ Erbittert wendete ſie ſich zum Gehen.

„Na, was 's denn noch?!“ Er hatte ſie durch einen Laut zurückgehalten; ſie blieb ſtehen — wider Willen. Es war etwas in dem Blick der Knabenaugen, die ſie jetzt voll anſahen, das ſie feſthielt. „Nee, nee, mein Sohn,“ ſagte ſie gutmütig, „du kannſt ja nich dafor, ick weeß ja!“

„Sie läßt mich nicht,“ murrte er zwiſchen den Zähnen und hieb mit der Gerte durch die Luft, daß es ſauſte.

„Warum denn nich?“ forſchte die Frau. „Hat je nich jeſagt, warum de nich mit Atur'n und Frida'n mehr ſpielen ſollſt? Atur hat jetzt 'nen neuen Trieſel — ei weih,

der tanzt! Un Frida von die Dame oben bei uns 'nen wunderſcheenen Ball!"

Des Knaben Augen flammten. Er holte mit dem Fuß aus und ſtieß ein Steinchen, das vor ihm lag, ſo heftig von ſich, daß es im Schwung hinüberflog bis zur andern Seite der Straße. „Und ich ſpiele doch mit ihnen!"

„Na, na, man nich ſo trotzig," ermahnte jetzt die Frau. „Et kann ja ſind, vielleicht waren die Föhren unjezogen — lieber Jott, man kann doch nich for allens ufkommen, wat ſe treiben — weeßte, Wolfjangchen, Mama'n mußte doch jehorchen, wenn ſe 't nu mal durchaus nich will!" Sie ſeufzte. „Wir haben dir ſehr lieb jehabt, mein Sohn! Aber det is immer ſo: erſt is de Freundſchaft jroß, aber denn beſinnen ſich die Reichen uf eenmal! Du biſt ja ooch jetzt eijentlich ſchonſt zu jroß, um in'n Keller bei uns zu ſitzen —"

Sie wollte noch weiter ſchwatzen, da fühlte ſie ſich an der Hand gefaßt. Es war ein ſehr feſter Griff, mit dem die Knabenhand die ihre hielt. Sich zu ihm herunterneigend, denn ſie war groß und hager und ihr Auge vom ewigen Halbdunkel der Portierwohnung nicht mehr ſcharf, ſah ſie, daß er Tränen in den Augen hatte. Sie hatte ihn noch nie weinen ſehen und bekam förmlich einen Schrecken.

„Laß man jut ſind, laß man, Wölfchen! Nee aber, ſo weene doch nich, um Jottes willen nich, det wär't noch jrade wert!" Den Zipfel ihrer groben blauen Arbeitsſchürze nehmend — ſie war nur eben mal vom Waſchfaß fortgelaufen — wiſchte ſie ihm die Augen, und dann die Backen herunter, und dann ſtrich ſie ihm übers

Haar, das so straff und dicht auf dem runden Kopfe lag.

Er stand still, wie angewurzelt, auf der schon frühlingslichten, sonnenhellen Straße; er, der so scheu vor Zärtlichkeiten war, ließ sich also streicheln und scheute es auf einmal nicht, wenn dies auch andre Leute sahen.

„Ich komme doch wieder in den Keller, Frau Lämke! Da kann sie sagen, was sie will. Ich komme doch zu Ihnen!"

Als er nun davonging, nicht trabend, wie es sonst seine Art war, sondern langsam, mit einem bedächtigen Tritt, wunderte sich die Frau, die ihm nachsah, wie groß er schon war. —

Frau Käte hatte einen schweren Stand. Wie sie sich auch wehrte, förmlich dagegen stemmte, daß der Verkehr mit Lämkes wieder aufgenommen wurde, der Knabe war stärker als sie. Er setzte es durch, daß die Kinder, wenn er denn nicht zu ihnen hin sollte, wenigstens zu ihm kommen durften. In den Garten wenigstens — das hatte er der Mutter abgerungen.

Es war wie ein Kampf gewesen zwischen ihm und ihr, zwar ohne laute Worte und heftige Szenen, ohne direkte Verbote von ihrer Seite, ohne Bitten von der seinen; es war ein weit ernsteres, stummes Ringen. Sie hatte den Trotz in ihm gefühlt, der sich gegen sie bäumte, den Widerstand in ihm, der immer weiter und weiter sich erhob bis zur Abneigung — ja, Abneigung gegen sie! Oder bildete sie sich das etwa nur ein?!

Gern hätte sie sich mit ihrem Manne darüber ausgesprochen — ach, es war ihr ein solches Bedürfnis! —

aber sie fürchtete dessen Lächeln. Oder dessen indirekten Vorwurf. Er hatte erst neulich einmal gesagt: ‚Es ist keine Kleinigkeit, ein Kind zu erziehen. Schon ein eignes ist schwer, wie viel schwerer noch ein' — nein, ein ‚fremdes' sollte er nicht wieder sagen, nein, dies nicht noch einmal! Dieses Kind war ihr kein fremdes, es war ihr eignes! Ihr geliebtes Kind!

Sie gab Wolfgang nach. Es war ja auch nicht gefährlich, wenn die Kinder hierher zu ihm kamen in den Garten, da hatte sie sie ja immer unter Augen und Ohren. Und gut wollte sie zu ihnen sein, das nahm sie sich vor, es die Kinder nicht entgelten lassen, daß sie ihrer Freundschaft wegen schon manch heimliche Träne hatte am Abend in ihr Kissen weinen müssen. Lieb wollte sie ihrem Knaben den Garten machen, so lieb, daß er nie mehr hinaus verlangte auf die Straße!

Aber als sie am Ostertag, an dem sie Wolfgang erlaubt hatte, seine Freunde, die Lämkes und auch den Kutscherſohn, in den Garten zu laden, die bunten Eier versteckte, die Nestchen und Häschen und Küken in den treibenden Buchsbaum bettete und zwischen die ersten blühenden Büschelchen der blauen Scylla, erhob sich in ihrem Herzen etwas wie Zorn. Nun würden diese Kinder mit ihren schlechten Manieren und ihren trappsigen Schuhen kommen und ihr die Beete vertreten, diese sorgsam gepflegten Rabatten, auf denen unter deckendem Reisig schon die Hyazinthen Knospen trieben und die Tulpen sich reckten. Schade darum! Und daß man diesen ersten wirklichen Frühlingstag nicht still genießen konnte, ungestört dem flötenden Amsellied lauschen! Und gesperrt hatten sie sich noch! Hans Flebbe

freilich hatte ohne Empfindlichkeit zugesagt — der Kutscher wenigstens wußte, was sich schickte —, aber die Lämkes hatten durchaus nicht kommen wollen; das heißt ihre Mutter hatte es nicht gewollt. Zweimal hatte man Lisbeth hinschicken müssen; das zweite Mal war die ganz empört zurückgekommen: ‚ne, was solch ein Volk sich einbildet!‘ „Lieber Junge, ich kann dir nicht helfen, sie wollen doch nicht,“ hatte Käte sagen müssen, aber da hatte sie's ihm angemerkt, wie niedergeschlagen er war, und in der Nacht hörte sie ihn seufzen und sich rastlos werfen. Nein, das durfte nicht sein! Seinen Arm, der sich so stürmisch um ihre Taille geschlungen hatte, als sie ihm die Erlaubnis gegeben hatte, die Kinder zu laden, wollte sie auch um ihren Nacken fühlen. Und so hatte sie sich denn hingesetzt und geschrieben — an diese ungebildete Frau geschrieben: ‚Geehrte Frau Lämke,‘ und sie gebeten, den Kindern doch das Eiersuchen zu erlauben, Wolfgang zur Freude.

Nun waren sie da. Angetan mit ihren besten Sachen, standen sie steif und still auf dem Gartenweg und sahen nicht einmal nach den Rabatten hin. Käte hatte sich immer eingebildet, es besonders gut zu verstehen, Kinder aus sich herauszulocken. Hier verstand sie es nicht. Sie hatte Fridas ganz neues, buntkariertes Kleid gelobt und ihr den blonden Zopf, an dem die blaue Schleife baumelte, in die Höhe gehoben: „Ei, wie dick!“ — auch Arturs blanke Stiefel hatte sie beachtet und Flebbes pomadisiertes Haar, das er, mit einem Scheitel in der Mitte, wie angeklebt über seinem blühenden Lakaiengesicht trug. Auch nach den Osterzensuren hatte sie gefragt, ohne doch längere Antworten herauszubekommen, als ‚ja‘ und ‚nein‘.

Die Kinder waren befangen. Besonders Frida; sie war die Älteste, und sie fühlte heraus, was da Gezwungenes in den freundlichen Fragen war. Sie machte ihren Knicks wie immer, schnell und schnippisch wie eine Bachstelze, die eilig auf und nieder wippt, aber ihre hohe Mädchenstimme klang heute nicht so hell; sie sprach gedämpfter, fast bedrückt. Und sie lachte nicht. Artur richtete sich nach der Schwester, und auch Hans Flebbe nach dem Mädchen, an dem er ohnehin alles nachahmenswert fand. Wie die armen Schlucker standen die beiden Jungen da, guckten unverwandt auf ihre Stiefelspitzen und schnüffelten, da sie es nicht wagten, ihre Taschentücher herauszuziehen und zu benutzen.

Käte verzweifelte. Sie konnte es nicht begreifen, daß ihr Wolfgang an solchen Gespielen ein Gefallen fand; heute war er übrigens genau so wie die andern, wortkarg und ungeschickt. Selbst als das Eiersuchen anhub, stellten sich die Kinder dumm an; man mußte sie förmlich auf den Versteck stoßen.

Müde, fast gereizt wandte sich Käte endlich dem Hause zu; nur ein Weilchen wollte sie drinnen bleiben. Nein, das hier war auf die Dauer nicht auszuhalten, immer in die Kinder hineinzureden und ihnen doch keine Gegenäußerung zu entlocken!

Aber sie hatte kaum ihr Zimmer betreten, so horchte sie auf: von außen drang ein Schrei zu ihr, so hell, so jauchzend-schrill, wie segelnder Schwalben Schrei. So schrieen Kinder in höchster Lust — o, sie kannte das von früher her, von ganz früher, ehe noch Wölfchen gekommen war! Da hatte sie solchen Schreien oft sehnsüchtig gelauscht. Aha

— ein bitteres Gefühl regte ſich in ihr —, nur ſie mußte gehen, dann waren die Kinder luſtig, dann war Wolfgang luſtig!

Sie war ans Fenſter getreten und ſah, die Stirn an die Scheibe gelehnt, hinaus in den Garten. Wie ſie rannten, ſprangen, hüpften, lachten! Wie losgelaſſen! Sie ſpielten Nachlaufen. Gleich einem Wieſel ſchoß Frida hinter die Büſche, um dann mit ſpitzem, durchdringendem Gelächter wieder aufzutauchen und, kreiſchend, aufs neue zu verſchwinden. Wild ſetzte Wolfgang hinter ihr drein. Er achtete nicht auf die Rabatten mit den treibenden Blumen, der Mutter Freude; mitten hinein tappte er, unbekümmert, ob er die Hyazinthen knickte oder die Tulpen, einzig nur bedacht, der flinken Frida den Weg abzuſchneiden.

Und die beiden andern machten es ihm nach. O, wie wurden jetzt die Beete zertrampelt! Alle drei Jungen waren hinter dem Mädchen her. Der blonde Zopf flog wie eine goldne Schnur im Sonnenſchein — jetzt flog er hier, jetzt flog er da — nun hatte Wolfgang ihn erhaſcht und ſtieß ein Triumphgeſchrei aus. Frida verſuchte ihn loszureißen, der Knabe hielt feſt. Da drehte ſie ſich blitzgeſchwind um, und, übers ganze Geſicht lachend, faßte ſie ihn mit beiden Armen feſt um den Leib.

Es war eine harmlos luſtige Umſchlingung, ein Trick des Spiels — nicht zur Gefangenen wollte das Mädchen gemacht ſein, es wollte ſo tun, als ſei es ſelber die Fangende —, es war eine ganz kindlich-unbefangene Berührung, aber Käte wurde rot. Ihre Stirn zog ſich in Falten: aha, das Mädchen von der Straße zeigte ſich! Kaum daß man den Rücken gewendet hatte!

Und mit einem Gefühl des Haſſes gegen dieſes Mädchen, das, ſo jung es auch noch war, doch ſchon verſuchte, ihren Knaben an ſich zu locken, ging die Mutter wieder in den Garten. —

Wenn Käte gedacht hatte, heute abend, nachdem die Kinder, beladen mit Oſtereiern und vollgeſättigt, nach Hauſe gegangen waren, einen ſtürmiſchen Dank von ihrem Jungen zu ernten, ſo hatte ſie ſich getäuſcht. Wolfgang ſagte kein Wort.

Sie mußte ihn fragen: „Nun, war's denn ſchön?"

„Hm!"

Das konnte ebenſogut ‚ja' als ‚nein' bedeuten. Aber daß es ‚nein' bedeutet hatte, erfuhr ſie, als er ihr gute Nacht ſagte. Auf Wunſch des Vaters mußte er ihr immer die Hand küſſen; er tat das auch heute mit der unfreien, ſchon ſo echt jungenhaften, etwas täppiſchen Bewegung. Sein dunkler glatter Kopf bückte ſich einen Augenblick vor ihr — nur einen kurzen Augenblick — ſeine Lippen ſtreiften flüchtig ihre Hand. Es war kein Druck in dieſem Kuß, keine Wärme.

„Haſt du dich denn gar nicht amüſiert?" Sie konnte es nicht unterlaſſen, ſie mußte doch noch einmal fragen. Und er, der aufrichtig war, ſagte geradezu:

„Immer, wenn's grade hübſch wurde, kamſt du!"

„Nun, dann werde ich euch künftig nicht mehr ſtören!" Sie verſuchte zu lächeln. „Schlaf wohl, mein Sohn!" Sie küßte ihn, aber als er gegangen, war neben dem Gefühl einer gewiſſen Eiferſucht, überflüſſig zu ſein, von andern völlig erſetzt zu werden, eine große Angſt in ihr: wenn er jetzt ſchon ſo war, o, wie würde er erſt ſpäter ſein?! —

Wolfgang konnte ſich nicht beklagen, die Mutter ließ

die Kinder ſo oft zu ihm in den Garten kommen, wie er ſie haben wollte — und er wollte ſie faſt alle Tage. Die Freundſchaft, die im Winter brach gelegen hatte, blühte im Sommer doppelt auf.

„Laß ſie doch nur,“ hatte Paul zu ſeiner Frau geſagt, als ſie ihn mit geſpannt gehobenen Augenbrauen anſah: was würde er ſagen, würde er's wirklich gern ſehen, daß Wolfgang mit dieſen Kindern in ſeinem Garten tobte?! „Ich finde es nett, wie der Junge mit den Kindern iſt,“ ſagte er. „Ich hätte nie gedacht, daß er ſich ſo anſchließen könnte!“

„Du findeſt es nicht nachteilig, daß er immer nur mit dieſen — dieſen — nun, mit dieſen Kindern umgeht, die doch einer ganz andern Sphäre angehören?“

„Ach was! Nachteilig?!“ Er lachte. „Das hört ſpäter ſchon ganz von ſelber auf. Es iſt mir bedeutend lieber, er hält ſich an ſolcher Leute Kinder als an die von Protzen. Er bleibt ſo eben viel länger ein einfaches Kind!“

„Meinſt du?!“ Nun ja, in gewiſſer Beziehung mochte Paul recht haben! Wölfchen war anſpruchslos, ein Apfel, eine einfache Brotſchnitte waren ihm ebenſo lieb wie Torte. Aber es wäre doch beſſer und ihr lieber geweſen, er hätte ſich wähleriſcher gezeigt — hierin wie auch in anderm. Sie gab ſich alle Mühe, ihm eine feinere Zunge anzuerziehen.

Als die Köchin eines Tages ganz empört kam: „Gnädige Frau, nu will der Wolfgang ſchon nich mehr von der guten Zervelatwurſt, un Braten von Mittag will er auch nich mehr auf die Stulle — ‚immer dasſelbe‘, räſonniert er — was denn nu?“ — da freute ſie ſich. End-

lich war es ihr gelungen, ihm beizubringen, daß man nicht sinnlos in sich hinein ißt, ohne jede Wahl, nur um des Essens willen!

Hätte sie gesehen, wie er bei Frau Lämke Schmalzbrot mit Zwiebelleberwurst stopfte, oder Kartoffelkuchen in Öl gebacken heiß aus der Pfanne hinunterschlang, sie hätte sich nicht mehr gefreut. Aber so war sie dankbar für jede noch so kleine, feinere Regung, die sie an ihm zu beobachten glaubte. Sie merkte gar nicht, wie sehr sie sich selber quälte.

Ach, warum unterstützte sie ihr Mann nicht in der Erziehung?! Wenn er's doch täte! Aber er verstand sie eben nicht mehr!

Schlieben hatte es aufgegeben, seiner Frau hineinzureden. Ein paar Mal hatte er's versucht, aber seine Einwendungen waren gescheitert an der Hartnäckigkeit, mit der sie an ihren Prinzipien festhielt. Warum sollte er sich mit ihr entzweien?! So viele Jahre hatten sie glücklich miteinander gelebt — bald waren sie ein Silberpaar — und nun sollte dieses Kind, dieses Bürschchen, das noch kaum orthographisch schreiben konnte, dem der Lehrer eben die ersten lateinischen Regeln eindrillte — dieses Kind, das im Grunde weder sie noch ihn etwas anging — dieses fremde Wesen sollte sie beiden alten Eheleute auseinander bringen?! Da ließ man eben viel lieber manches geschehen, was Käte vielleicht besser anders gemacht hätte. Mochte sie sehen, wie sie auf ihre Weise mit dem Jungen fertig wurde — sie hatte ihn ja so unendlich lieb! Und wenn der dann einst, nicht mehr das Spielzeug, ihren zarten Händen entwachsen war, dann war er, der Mann, ja

noch immer da, um ihn die kräftigere Hand fühlen zu laſſen. In dem Jungen war ja zum Glück kein Falſch!

Schlieben war nicht unzufrieden mit Wolfgang. Ein Überflieger war der freilich nicht in der Schule, gehörte durchaus nicht zu den erſten, hielt ſich aber immerhin doch noch in einer anſtändigen Mitte. Nun, ein Gelehrter brauchte er ja auch nicht zu werden!

Von all dem, was Paul Schlieben einſt in jüngeren Jahren nur einzig erwägenswert gefunden hatte — Wiſſenſchaft, Kunſt und deren Studium —, hielt er jetzt nicht mehr das gleiche wie früher. Jetzt war er zufrieden in ſeinem Kaufmannsberuf. Und da dieſes Kind nun einmal in ſein Leben hineingeraten war, ohne eignes Zutun in ſolche Verhältniſſe gekommen war, war es auch die Pflicht deſſen, der ſich ‚Vater‘ von ihm nennen ließ, ihm eine Zukunft zu geſtalten. Und ſo machte ſich Schlieben einen feſten Plan. Wenn der Junge ſo weit war, daß er das Einjährigenzeugnis hatte, nahm er ihn aus der Schule, ſchickte ihn ein Jahr nach Frankreich, nach England, eventuell nach Amerika, immer in große Häuſer, und wenn er dann vom unterſten Lehrling angefangen und was gelernt hatte, dann nahm er ihn zu ſich in die Firma. Er dachte es ſich ſchön, manches dann auf jüngere Schultern wälzen zu können. Und verläßlich würde der Junge wohl ſein, das merkte man ihm ja ſchon jetzt an!

Wenn Käte nur nicht ſo übertriebene Anforderungen ſtellen wollte! Immer war ſie hinter dem Jungen her — wenn nicht in Perſon, ſo doch in ihren Gedanken. Sie quälte ihn — er war eben nun mal kein anſchmiegendes Kind — und machte es ſie denn ſelber glücklich?!

Manchmal, wenn des Knaben Blick, ſo über den Tiſch weg, wie hilfeſuchend zu dem Manne flog, nickte ihm dieſer unmerklich, beſänftigend zu. Ja, mit Käte war es wirklich je länger, deſto weniger leicht auszukommen! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Schliebens verreiſten. Der Gatte hatte ſeiner Frau wegen den Sanitätsrat konſultiert, und dieſer hatte Franzensbad verordnet. Nun dahin konnte er ſie beim beſten Willen nicht begleiten! Er würde die Zeit benutzen, und, da er auch lange nicht ausgeſpannt hatte, einige Fußwanderungen in Tirol unternehmen. Ein paar Pfund Gewichtsabnahme konnten nicht ſchaden.

Aber wo ſollte währenddeſſen Wolfgang bleiben?!

„Nun, zu Hauſe," ſagte der Vater. „Er iſt ja alt genug; elf Jahre. Die Vormittage iſt er in der Schule, die Nachmittage im Garten, und alle paar Tage mag Hoffmann nach ihm ſehen — dir zur Beruhigung!"

Es war der Mutter ein unerträglicher Gedanke, das Kind allein zurückzulaſſen. Am liebſten hätte ſie es mit ſich genommen. Aber Paul war ärgerlich geworden: „Das fehlte noch!" Und der Arzt hatte geſagt: „Durchaus nicht!"

Käte hatte dann ihren Mann veranlaſſen wollen, den Knaben mitzunehmen: „Wie geſund würde es ihm ſein, ſich mal ſo recht auszulaufen!"

„Nun, ich denke, das beſorgt er ſchon gründlich hier. Ich bitte dich, Käte, der Junge iſt kerngeſund, gib doch nicht immer ſo an mit ihm! Und ich werde ihn doch auch nicht ganz unnützerweiſe aus der Schule nehmen!"

Freilich, zurückkommen, womöglich zu den Letzten ge-

hören, durfte er nicht! Käte war ja ſo ehrgeizig für ihren Sohn. So würde ſie eben, da die Juliferien ſchon beinahe verſtrichen waren und ſie in dieſer paſſenderen Zeit nicht mit ihm gereiſt waren, nun auch zu Hauſe bleiben! Sie erklärte, nicht fort zu können.

Aber Arzt und Mann beſtimmten über ſie weg; je nervös-ängſtlicher ſie ſich weigerte, deſto dringender erſchien ihnen eine ernſtliche Kur. Der Tag der Abreiſe wurde ſchon in Ausſicht genommen.

Vorher kündigte aber noch Lisbeth: nein, wenn die gnädige Frau auf ſo lange fortging und der Herr auch, nein, dann ging ſie auch! Mit Wolfgang, mit dem Jungen allein bleiben?! Nein, das tat ſie nicht!

Sie mußte ſich in den nahezu zehn Jahren, die ſie im Hauſe geweſen war, ganz gut geſpart haben, denn auch die Verſicherung einer Lohnzulage konnte ſie nicht halten. Sie beharrte bei ihrer Kündigung und warf einen böſen Blick nach dem Knaben, der eben von draußen übers Fenſterbrett ſein lachendes Geſicht hereinhob.

Käte war außer ſich. Nicht nur, weil ſie ungern die langbewährte Dienerin entbehrte, ſie hatte auch ſo beſtimmt darauf gerechnet, Lisbeth würde während ihrer Abweſenheit ein wachſames Auge auf den Knaben haben. Und es ſchmerzte ſie, daß dieſe in einem ſo gehäſſigen Tone von Wolfgang ſprach. Was hatte ihr das Kind denn getan?!

Aber Lisbeth zuckte nur wortlos die Achſeln und ſetzte eine verdroſſen-beleidigte Miene auf.

Der Hausherr nahm ſich den Knaben vor: „Sage mal, Junge, was haſt du eigentlich mit der Lisbeth gehabt? Sie hat gekündigt, und, wie mir ſcheint, geht ſie

deinet wegen. Hör' mal —" er ſah ihn ſcharf an — „du biſt wohl frech gegen das Mädchen geweſen?"

Des Knaben Geſicht wurde ganz hell: „O, das iſt gut, das iſt gut, daß die geht!" Er beantwortete gar nicht die an ihn geſtellte Frage.

Schlieben zog ihn am Ohrläppchen: „Antworte, biſt du frech gegen ſie geweſen?"

„Hm!" Wolfgang nickte und lachte den Vater an. Und dann ſagte er, noch triumphierend in der Erinnerung: „Geſtern erſt! Da hab' ich ihr eine ins Geſicht gegeben. Warum ſagt ſie denn immer, ich hätte hier nichts zu ſuchen?!"

Schlieben erzählte ſeiner Frau nichts hiervon; ſie würde ſich ja nur wieder neue grüblerische Gedanken machen. Dem Jungen hatte er auch keinen Klaps gegeben, ihm nur ein wenig mit dem Finger gedroht. —

Lisbeth zog ab. Wie eine beleidigte Königin verließ ſie das Haus, dem ſie ſo lange treu gedient hatte und in dem ſie ſich ſo viel hatte gefallen laſſen müſſen, wie ſie beim Abſchied weinend ihrer ebenfalls ergriffenen Herrin verſicherte.

Ein andres Mädchen war gemietet worden, freilich eins, auf das Käte von vornherein keine beſondere Zuverſicht ſetzte — Lisbeth hatte gleich einen ganz anders intelligenten Eindruck gemacht — aber es blieb keine Wahl, da keine Ziehzeit war; und ſie ſollte doch ſo raſch als möglich ins Bad.

So kam Cilla Pioſchek aus der Warthegegend in die Villa Schlieben.

Sie war ein großes, ſtarkes Mädchen mit einem Geſicht, rund und geſund, weiß und rot. Sie war erſt achtzehn, aber ſie hatte ſchon lange gedient, ſchon als ſie noch in die Schule ging drei Jahre als Kindermädchen beim Gutsinſpektor. Der Hausherr amüſierte ſich über ſie — ſie verſtand keinen Witz, nahm alles für wahr und ſagte alles grade heraus, wie ſie's dachte —, aber die Hausfrau nannte das ‚dummdreiſt'. Mit der alten Köchin und dem Diener ſtand die Neue dagegen auf beſſerem Fuß als Lisbeth, denn ſie ließ ſich vieles gefallen.

„Du kannſt ganz beruhigt abreiſen," ſagte Paul. „Tu mir den Gefallen, Käte, ſperre dich nicht länger. In ſechs Wochen, ſo Gott will, biſt du mir ganz geſund wieder da, und ich ſehe hier —" leicht tupfte ſein Finger — „hier nicht mehr die kleinen Fältchen an den Augenwinkeln!" Er küßte ſie.

Und ſie erwiderte ſeinen Kuß, nun, da ſie ſich von ihm trennen ſollte, zum erſten Mal in ihrer Ehe auf ſo lange Zeit; denn früher waren ſie immer, immer zuſammengereiſt, und ſeit Wölfchen ins Haus gekommen war, hatte er auch nur auf höchſtens vierzehn Tage einmal Urlaub von ihr erbeten. Sie hatte das Kind nie allein gelaſſen. Und nun ſollte ſie auf ganze ſechs Wochen von den Ihren gehen?! Sie hing ſich an ihn. Es drängte ſich ihr förmlich auf die Lippen, zu fragen: ‚Warum gehſt du nicht mit mir wie früher? Franzensbad und Spaa — das iſt doch ein ſo großer Unterſchied nicht!' Aber wozu das ſagen, wenn er nicht einmal mit dem leiſeſten Gedanken daran gedacht hatte?! Jahre waren hingegangen, von der Innigkeit, die ſie einſtmals ſo verbunden hatte, daß ſie nur gemein-

ſam genießen konnten und ſich nie getrennt hatten, war eben doch manches abgebröckelt unterm Flügelſchlag der Zeit!

Sie ſeufzte und entzog ſich ſacht ſeinem Arm, der ſie umſchlang. „Wenn jemand hereinkommt, uns ſo miteinander ſieht! So alte Eheleute!“ ſagte ſie mit dem Verſuch zu ſcherzen. Und er lachte, wie es ſie dünkte, ein bißchen verlegen und machte nicht den Verſuch, ſie zu halten.

Aber als nun eines frühen Morgens der Wagen vor der Türe ſtand, der ſie nach dem Berliner Abfahrtsbahnhof bringen ſollte, als die zwei großen Koffer aufgeladen waren und das Handgepäck, als er ihr jetzt die Hand reichte zum Einſteigen und dann neben ihr Platz nahm, konnte ſie doch nicht an ſich halten: „Ach, wenn du doch mitführeſt! Ich mag nicht allein reiſen!“

„Hätteſt du mir's doch ein bißchen eher geſagt!“ Er war ganz betroffen; es tat ihm aufrichtig leid. „Wie gut hätte ich dich den einen Tag hinbringen, dort inſtallieren, und den andern Tag wieder zurückſein können!“

O, er verſtand es eben nicht, dieſes: ‚wenn du doch mitführeſt‘! Mit ihr auch dableiben — das hatte ſie gemeint.

Schmerzlich ſuchte ihr Blick das Fenſter oben im Hauſe, hinter dem Wölfchen noch ſchlief. Schon geſtern abend hatte ſie ihm Adieu ſagen müſſen, da die Abreiſe ſo ſehr früh war. Vorhin hatte ſie nur noch einmal mit einem ſtummen Lebewohl an ſeinem Bett geſtanden, und vorſichtig, um ihn nicht zu wecken, war ihr Handſchuh über ſeinen ſchwer auf dem Kiſſen ruhenden Kopf gefahren. Ach, wie gerne hätte ſie jetzt noch ein liebes Wort mit ihm geſprochen!

„Grüßen Sie den Jungen, grüßen Sie den Jungen,“

ſagte ſie ganz raſch, haſtig mehrmals hintereinander zu der Köchin und zu Friedrich, die am Wagen ſtanden. „Und ſorgen Sie gut für ihn! Hören Sie?! Grüßen Sie den Jungen, grüßen Sie den Jungen!“ Andres konnte ſie nicht mehr ſagen, auch nichts andres mehr denken. „Grüßen Sie den —“

Da klirrte oben das Fenſter! Beide Arme ausſtreckend hob ſie ſich halb vom Sitz.

Oben reckte der Junge den dunklen Kopf heraus. Seine Wangen blühten, heiß vom Schlaf, über dem weißen Nachthemd.

„Adieu! Adieu! Komm geſund wieder! Und ſchreib mir auch mal!“

Er rief es ſehr vergnügt und nickte herunter; und hinter ihm hob ſich, freundlich lachend, das runde, geſundweiß und rote Geſicht der Cilla.

X

Käte wußte ſelber nicht, wie ſie ſo über die Wochen der Trennung hinwegkommen konnte. So ſchlimm, wie ſie ſich's vorgeſtellt hatte, war es nicht. Sie fühlte, daß eine größere Ruhe über ſie kam, eine Ruhe, die ſie zu Hauſe nie finden konnte; und dieſe Ruhe tat ihr wohl. Sie ſchrieb ganz zufriedene Briefe, und die heiteren Berichte ihres Mannes von ‚herrlichen

Bergen' und ‚herrlichem Wetter' freuten ſie. Auch von Hoffmann, der ihr, wie er's verſprochen hatte, treulich Kunde gab, hörte ſie Gutes.

‚Der Junge iſt prächtig auf dem Zeuge', ſchrieb er, ‚um den brauchen Sie ſich keine Sorge zu machen, liebe Frau! Er muß jetzt freilich ſeine Geſpielen entbehren — ein Junge und ein Mädel ſind krank —, denn mit dem dicken Stöpſel, der noch übrig iſt, langweilt er ſich allein. Er iſt meiſt für ſich im Garten; Friedrich hat ihm Salatpflanzen gegeben, auch Radieschen hat er ſich geſät. Bei der Schularbeit habe ich ihn übrigens auch ſchon getroffen.'

Gott ſei Dank! Es war der Frau, als könne ſie nun, wie einer Laſt ledig, frei atmen. Den Brief des alten Freundes trug ſie lange in der Taſche mit ſich herum, las ihn beim Spazierengehen, im Sitzen auf einer Bank und abends, wenn ſie im Bette lag. ‚Ein Junge und ein Mädchen ſind krank —' o, die armen Kinder! Was mochte ihnen fehlen? Aber, Gott ſei Dank, er war nun meiſt für ſich im Garten allein! Das war das Beſte!

Sie ſchrieb an ihren Jungen einen Brief, ſo recht vergnügt, und er antwortete ihr, und auch vergnügt. Der Brief an ſich war freilich ein wenig drollig. ‚Teure Mutter —' wie komiſch! Und der ganze Stil — wie aus einem Briefſteller abgeſchrieben! Sie nahm ſich vor, dieſen Brief in ihren nächſten an Paul einzulegen — was der wohl dazu ſagen würde?! ‚Teure Mutter!' — aber das freute ſie doch, und auch das ‚Dein gehorſamer Sohn', das darunter ſtand. Sonſt enthielt der Brief eigentlich nichts, nichts von dem, was er trieb, nicht einmal etwas

von den Lämkes, auch kein ſehnſüchtiges ‚Komm bald wieder‘; aber er war doch mit Sorgfalt geſchrieben, ſauber und deutlich, nicht ſo hingekritzelt, wie er ſonſt zu kritzeln pflegte. Und daraus erſah ſie ſeine Liebe.

Auch ein Bildchen hatte er ihr beigelegt: ein kleines Viereck mit Spitzenpapierrand, darauf ein ſchneeweißes Lämmchen ein roſenrotes Fähnchen hielt; darunter ſtand in goldiger Schrift: „Agnus Dei, miserere nobis.“

Wo hatte er das nur her?! Gleichviel woher, er hatte ihr etwas ſchenken wollen! Und das kleine geſchmackloſe Bildchen rührte ſie tief. Der gute Junge!

Sie legte das Bildchen mit dem Gotteslamm ſorgfältig zu ihren Wertſachen; da ſollte es immer bleiben. Eine zärtliche Sehnſucht überkam ſie nach dem Knaben, und ſie begriff nicht, wie ſie ſo lange ſchon hatte ohne ihn aushalten können. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Auguſt war vorüber, der September ſchon faſt halb vergangen, als Käte nach Hauſe zurückkehrte. Ihr Mann, der vor ihr eingetroffen war, kam ihr entgegengereiſt; in Dresden trafen ſie ſich, und ihr Wiederſehen war ein ſehr herzliches. Er konnte ſich gar nicht genug freuen über ihre klaren Farben, ihren klaren Blick; und ſie wiederum fand ihn prächtig gebräunt, jugendlicher, faſt ſo ſchlank wie einſt.

Hand in Hand ſaßen ſie in dem Coupé, das er ſich hatte reſervieren laſſen; ganz allein, wie junge Liebesleute. Sie hatten ſich unendlich vieles zu ſagen — da war nichts, gar nichts, was ſie ſtörte. Mit großer Innigkeit ſahen ſie ſich in die Augen.

„Wie freu' ich mich, dich wiederzuhaben," ſagte ſie, als er lange und lebhaft von ſeiner Reiſe erzählt hatte.

„Und ich erſt dich!" Er nickte ihr zu und drückte ihre Hand. Ja, es war ihnen wirklich beiden, als wären ſie eine Ewigkeit getrennt geweſen! Er zog ſie noch näher an ſich, hielt ſie ſo feſt, als wäre ſie ein ihm ſchon halb entriſſen geweſenes, teures Gut, und ſie ſchmiegte ſich an ihn, lehnte den Kopf an ſeine Schulter und lächelte verträumt.

Vor ihren halb geſchloſſenen Augen tanzten auf einem ſchwertbreiten, ſchrägen Sonnenſtrahl unzählige goldne Stäubchen; das gleichmäßige Raſſeln der Fahrt und das ſtille Gefühl einer großen Freude im Herzen lullte ſie ein.

Plötzlich fuhr ſie auf — war's ein Ruck, ein Stoß?! Wie ein Schreck hatte ſie's durchfahren: ſie hatte ja noch gar nicht nach dem Kinde gefragt!

„Wölfchen — was macht Wölfchen?!"

„O, dem geht's ſehr gut! Aber nun erzähle du mal, mein Herz, wie haſt du denn die langen Tage dort hingebracht? Wie war der Tag eingeteilt? Alſo morgens zum Brunnen — erſt mal einen Becher, dann den zweiten — und dann? Nun?!"

Sie erzählte nicht. „Wölfchen iſt doch geſund?" fragte ſie haſtig. „Es ſtimmt gewiß nicht ganz — du erzählſt ja ſo wenig von ihm?! Ich habe immer ſchon ſolche Ahnung gehabt! Ach Gott, ſo ſage doch!" Faſt gereizt klang ihr Ton — wie konnte Paul nur ſo gleichgiltig ſein! „Was fehlt Wölfchen?"

„Fehlt?!" Er ſah ſie ganz verwundert an. „Aber

ich bitte dich, Käte, warum soll ihm denn durchaus etwas fehlen?! Er ist kerngesund!"

„Wirklich —?! Aber so erzähle doch, erzähle!"

Er lachte über ihre Ungeduld. „Was läßt sich von so einem Jungen erzählen?! Er schläft, ißt, trinkt, geht in die Schule, kommt nach Hause, läuft in den Garten, schläft, ißt, trinkt wieder und so fort, vegetiert wie die Pflanze im Sonnenschein. Erzähle du lieber, wie's dir geht!"

„O, mir — mir —" das kam ihr auf einmal so überflüssig vor — „mir, ganz gut, du siehst es ja!" Welch eine Gleichgiltigkeit hatte er gegen das Kind! Und sie — die Mutter — hatte es auch so lange vergessen können?! Eine solche Beschämung kam über sie, daß sie hastig den Kopf von ihres Mannes Schulter hob und sich gerade aufsetzte. Nun waren sie keine Liebesleute mehr, nur Eltern, die sich um ihr Kind zu kümmern hatten!

Und sie sprach nur von ihm.

Paul fühlte den plötzlichen Umschwung in der Stimmung seiner Frau. Eine Verstimmung beschlich ihn: waren sie doch wieder auf dem alten Fleck?! Hatte sie schon wieder für nichts andres Interesse mehr als für den Jungen?! Er empfand keine Neigung weiter, von seiner Reise zu erzählen.

Immer einsilbiger wurde die Unterhaltung; an der nächsten Station kaufte er sich eine Zeitung, und sie lehnte sich in die Ecke und versuchte zu schlafen. Aber so abgespannt sie auch war, es gelang ihr nicht; ihre Gedanken kreisten unruhig in allen möglichen Wendungen immer um den einen Punkt: also ihm fehlte nichts!

Gott ſei Dank! — Wie gleichgiltig Paul doch war —, aber ob Wölfchen ſich ſehr freuen würde, daß ſie nun wieder kam? Der liebe Junge — der geliebte Junge!

Zuletzt mußte ſie doch ein wenig geſchlummert haben, denn auf einmal hörte ſie, wie von ganz weit her, die Stimme ihres Mannes: „Mach dich fertig, mein Herz! Berlin!“ — und fuhr auf.

Schon waren ſie im Gewirr zahllos ſich kreuzender Gleiſe. Jetzt rauſchte der Zug unter die Glashalle.

„So weit wären wir!“ Er half ihr hinaus, und ſie fing an vor Ungeduld zu zittern. Das war ja endlos, dieſes Treppab- und Treppauflaufen, dieſes Hinübergehen auf den andern Bahnſteig und dann das Warten und Lauern auf den Vorortzug! Ob Wölfchen auch noch nicht ſchlief? Es würde dunkel ſein, bis ſie draußen waren!

„Kommt der Zug bald? Wieviel Uhr iſt es? Mein Gott, wie lange das dauert!“

„Beruhige dich, der Junge wartet auf dich! Was denkſt du wohl, der ſitzt jetzt abends noch immer lange bei der Cilla; am Tage hat ſie nicht ſo viel Zeit für ihn. Ein nettes Mädchen! Du haſt einen guten Griff getan!“

Sie überhörte das ganz, dachte ſie doch immerwährend daran, wie ſie ihn finden würde. Ob er ſehr gewachſen war?! Sich verändert hatte?! Kinder in ſeinem Alter ſollen ſich ja immerfort ändern — ob er ſich verhäßlicht hatte oder ob er noch ſo hübſch war? Gleichviel — früher hatte ſie mehr auf das Äußere gegeben — wenn er jetzt nur lieb, recht lieb war! Schon hörte ſie ſeinen Jubelſchrei, ſchon fühlte ſie ſeine Arme um ihren Nacken, ſeinen Kuß auf ihrem Mund.

Der Wind, der angenehm abendlich geworden war, nach dem immerhin noch heißen Herbsttag, fächelte ihr Gesicht, ohne die von innen heraus glühenden Wangen kühler machen zu können. Als sie vorm Hause anhielten, das, anmutig versteckt, mit seinen Balkonen voll leuchtend roter Geranien hinter den immergrünen Kiefern unterm reichgestirnten Septemberhimmel lag, klopfte ihr das Herz, als wäre sie viel zu weit und zu rasch gelaufen. Endlich! Sie atmete tief auf: nun war sie wieder bei ihm!

Aber er kam ihr nicht entgegengelaufen. Daß er auch gar nicht aufgepaßt hatte!

„Sie werden auf der Veranda, hinten heraus, sitzen," sagte Schlieben. „Da sitzen sie immer des Abends!" Er blieb ein wenig zurück. Mochte Käte den Jungen nur erst mal für sich allein begrüßen!

Und sie eilte durch die Halle, an dem freundlich strahlenden Gesicht der Köchin vorüber, sah nicht den Friedrich, der jetzt die Dienerlivree angelegt hatte, nachdem er vorher noch alles mit seinen selbstgezogenen Blumen dekoriert hatte; sie bewunderte weder seine gärtnerischen Erfolge, noch die selbstgebackene Torte, die die Köchin auf den festlichen Tisch gestellt hatte. Aus der Halle war sie in ihren kleinen Salon und von da durchs Eßzimmer gelaufen, dessen Tür auf die Veranda führte. Die Tür war geöffnet — nun stand sie auf der Schwelle — die draußen gewahrten sie nicht.

Von den Windlichtern auf dem Verandatisch brannte nur eins, leidlich hell, um nahebei zu leuchten. Aber Cilla tat nichts. Den Strumpf, den sie stopfen sollte, hatte sie im Schoß; ihre rechte Hand, in der sie die lange Stopf-

nadel hielt, ruhte läſſig auf dem Tiſchrand. Sie hatte ſich ein wenig hintenüber gelehnt; ihr Geſicht, in dieſem Zwielicht feiner und ſchöner, war emporgehoben; ſie ſchien nachzudenken, den Mund halbgeöffnet.

Von Wolfgang ſah man nichts. Aber jetzt hörte die Mutter ihn ſprechen im Ton des Bedauerns: „Weißt du nicht weiter? O!“ Und dann drängend: „Weiter, Cilla, weiter, es war ja ſo ſchön!“

Aha, nun ſah ſie auch ihn! Er ſaß dem Mädchen zu Füßen, auf einem ganz niedrigen Schemel, dicht an deſſen Knie gedrückt. Und er wendete das Geſicht jetzt zu dem Mädchen auf — bittend, begehrend — ſah es an mit Augen, die wie polierter dunkler Achat glänzten, und ſprach in einem Tone, wie die Mutter ihn noch nie von ihm gehört zu haben glaubte: „Singe, Cillchen! Liebes Cillchen, ſinge!“

Die Magd ſtimmte an:

„‚Bebe nicht, ſprach ſie mit leiſer Stimme‘ —

Ach nee!

‚Ich erſcheine nicht vor dir im Grimme‘ —

Nee, auch nich!

‚Warum glaubt' ich Schwache deinen Schwüren,‘ —

Nee, ich weiß nich weiter. Nu ſag einer! Un ich hab's bei mir zu Hauſe doch ſo ofte geſungen. Bei uns im Dorfe, wenn wer abends gingen, mein Schatz un ich. J,“ — ſie ſtampfte ärgerlich auf — „daß mer ſo was auch vergeſſen tut!“

„Ärger' dich nicht, Cillchen! Du mußt dich nicht ärgern. Fang' doch noch mal von vorne an, das macht ja nichts. Ich hör's gern noch mal, immer noch mal! Fein iſt das!“

‚Cillchen — Cillchen‘ — wie ſpielerig das klang, ordentlich zärtlich! Und wie er an ihren Lippen hing!

Käte ſtreckte den Kopf weit vor; ſie ſtand ſchon auf der Veranda, und die beiden bemerkten ſie noch immer nicht.

Die Magd ſang, leierig und zeternd, wie ſie daheim auf der Dorfſtraße geſungen hatte, aber des Knaben Augen glitzerten und wurden groß dabei. Seine Lippen bewegten ſich, als ob er's mitſänge:

„Heinrich lag bei ſeiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin von dem Rhein,
Schlangenbiſſe, die den Falſchen quälten,
Ließen ihn nicht ſüßen Schlafs ſich freun.

Zwölfe ſchlug's, es drang durch die Gardine.
Plötzlich eine kleine weiße Hand,
Was erblickt er? Seine —“

Die Sängerin ſtockte — ein tiefer Atemzug zitterte plötzlich über die Veranda. Der Knabe ſchrie erſchrocken laut auf — da ſtand ſie, da ſtand ſie!

„Aber Wolfgang — Wölfchen!“ Die Mutter ſtreckte ihm die Arme entgegen, doch er verbarg den Kopf in dem Schoße der Magd.

Kätes finſterer Blick ſtreifte das Mädchen: was war das für ein Unſinn, ihm ſolche Lieder vorzuſingen!

„Och, die Frau — die gnädige Frau!“ Rot werdend ſchnellte Cilla auf und ließ alles, was ſie auf dem Schoß hatte — Strumpf, Stopfei, Wollknäuel und Schere — zu Boden gleiten; auch den Jungen.

Warum waren die beiden ſo erſchrocken?! Als ſei ſie ein Geſpenſt, ſo ſtarrte Wolfgang ſie ja an!

Er war jetzt aufgeſtanden, hatte die Mutter begrüßt

mechaniſch das Geſicht zu ihr aufgehoben, um ihren Kuß zu empfangen; aber ſie merkte ihm keine Freude an. Oder war es Befangenheit, eine knabenhafte Scham, weil ſie ihn belauſcht hatte? Seine Augen ſahen ſie gar nicht voll an, ſtreiften ſie aber immerfort von der Seite. War ſie ihm denn fremd geworden — ſo fremd?!

Eine unſägliche Enttäuſchung durchzog der Heimkehrenden Herz, und ohne daß ſie es beabſichtigte, klang der Ton ſchroff, in dem ſie das Mädchen jetzt hinausgehen hieß. Sie ſetzte ſich auf den eben verlaſſenen Platz am Tiſch und zog ihren Knaben an ſich.

„Wie iſt dir's denn gegangen, Wölfchen? Nun ſage doch — gut?!"

Er nickte.

„Haſt du denn auch Mutterchen ein bißchen vermißt?!"

Er nickte wieder.

„Ich habe dir auch ſo viele ſchöne Sachen mitgebracht!"

Da wurde er lebhaft. „Haſt du auch für Cilla was mitgebracht? Einen Nähkaſten mit allerlei drin könnte die gut gebrauchen; weißt du, ſie hat nur ſo 'nen alten von der Schule her. Och, die kann mal fein erzählen — ſo gruſelig! Und ſingen! Laß dir das mal vorſingen:

‚Ein niedliches Mädchen, ein junges Blut,
Erkor ſich ein Landmann zur Frau,
Doch ſie war einem Soldaten ſo gut
Und bat ihren Alten ganz ſchlau —'

Ich ſag' dir, zum Schießen iſt das!"

Und lachend begann er weiterzuträllern:

„Er möchte doch fahren ins Heu, juchhei,
Ins Heu, juchhei —"

„St — — —!“ Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Das iſt gar kein ſchönes Lied — ein garſtiges Lied! Das wirſt du nie mehr ſingen!“

„Aber warum denn nicht?“ Er ſah ſie mit runden Augen erſtaunt an.

„Weil ich es nicht wünſche,“ ſagte ſie kurz. Sie war empört: morgen, ja morgen, da würde ſie dem Mädchen aber ihre Meinung nicht vorenthalten!

Jetzt waren ihre Wangen nicht mehr heiß; eine empfindliche Kühle ſchauerte über die Veranda, die ihr eiſig bis an's Herz griff. Als Paul rief: „Aber, Käte, wo ſteckſt du denn? Lege doch erſt ab!“ folgte ſie raſch ſeinem Ruf.

Der Knabe blieb allein ſtehen und ſah mit blinzelnden, träumeriſchen Augen in die milde, jetzt ganz dunkle Nacht. Ha, das war doch ſo ſchön, wie die Cilla geſungen hatte! Morgen mußte Cilla wieder ſingen und erzählen! Wenn ſie nun auch wieder da war! Ein ungeſtörtes Plätzchen würde doch noch zu finden ſein! —

Käte ſchlief gar nicht in dieſer erſten Nacht, obgleich ſie todmüde war. Vielleicht zu müde. Sie hatte noch eine lange Auseinanderſetzung mit Paul gehabt, als ſie ſchon zu Bette lagen. Er hatte ihr recht gegeben, daß weder das eine noch das andre Lied ſehr paſſend war, aber — „Du lieber Gott,“ hatte er geſagt, „was hört man als Kind nicht alles, und es geht ſpurlos an einem vorbei!“

„An dem nicht!“ Und dann klagte ſie: „Ich habe ſo oft verſucht, ihm wirklich Schönes vorzuleſen, das Beſte unſerer Dichter — aber gar kein Intereſſe, noch gar kein Verſtändnis! Und für ſolche — ſolche“ — ſie ſuchte einen Ausdruck und fand ihn nicht — „für ſo etwas be-

geiſtert er ſich! Aber ich leide es nicht, ich dulde es nicht! Dergleichen darf nicht in ſeine Nähe!"

„Dann entlaſſe die Dienſtboten," hatte er ärgerlich geſagt. Er war eben im Einſchlafen und wollte nicht mehr geſtört ſein. „Gute Nacht, mein Herz, ſchlaf dich aus! Übrigens biſt du ja nun wieder da und wirſt ſchon das Deine tun!"

Ja, das würde ſie auch! —

Sie ließ den Knaben von nun ab nicht mehr aus den Augen. Und ihre Ohren waren überall. Es lag kein Grund vor, das Mädchen zu entlaſſen — es war ehrlich und ſauber, tat ſeine Schuldigkeit — nur mit Wölfchen durfte es nicht mehr allein ſein. Wolfgang ging jetzt ins zwölfte Jahr, eine Überwachung durch eine Dienerin war überhaupt nicht mehr möglich.

Aber es war ſchwer für Käte, ihren Vorſätzen treu zu bleiben. Ihr Mann machte doch auch ſeine Anſprüche, und ihr Haus, ihre Geſelligkeit; es war nicht möglich, alles andre abzuſchütteln, aufzugeben, zu verabſäumen, nur um des einen: um des Kindes willen. Und ſie durfte Paul doch auch nicht anhaltend verſtimmen, ihn womöglich ernſtlich gegen das Kind erzürnen; davor zitterte ſie. Sie mußte zuweilen mit ihrem Mann in Geſellſchaft gehen, er freute ſich, wenn ſie — gut angezogen — als liebenswürdige Frau geſucht ward. Er ging gerne — ach, und viel, viel zu oft! Gerade dieſen Winter hatte ſie geglaubt, doppelt auf der Hut ſein zu müſſen. Und ſie inſtruierte die Köchin und den Diener, erſuchte beide dringend, aufzupaſſen. Die waren ganz verwundert: wenn die gnädige Frau ſo wenig zufrieden war, ſollte die gnä-

dige Frau doch der Cilla kündigen, zum ersten Januar gab's ja Mädchen genug!

Unwillig wendete sich Käte ab: wie häßlich von den Dienstboten, die andre herausbeißen zu wollen! Ungerecht durfte sie gegen das Mädchen denn doch nicht handeln. Und wenn ein andres ins Haus kam, konnte es da nicht ebenso sein?! Dienstboten sind immer eine Gefahr für Kinder. —

Wolfgang entwickelte sich sonst sehr gut, besonders körperlich. Nicht, daß er gerade so sehr in die Höhe schoß; er ging mehr in die Breite, wurde stämmig, mit einem festen Nacken. Wenn er mit den Lämkes vor der Tür Schneeballen warf, sah er älter aus als der gleichaltrige Artur, sogar älter als Frida. Er wurde eben anders genährt als diese Kinder. Mit Wohlgefallen sah die Mutter seine reine, frische Haut, die gepflegt war durch warme Bäder und die tägliche kalte Abreibung am Morgen. Und zum Friseur mußte er alle vierzehn Tage, da wurde der dichte, glatte, dunkle Haarschopf, der aber trotz aller Sorgfalt etwas Grobfädiges behielt, verschnitten, gewaschen und mit stärkender Essenz eingerieben. Beinahe verkümmert sahen die Lämkes aus gegen ihn; sie hatten ja auch vor nicht zu langer Zeit erst die Nachwehen des Scharlach überstanden. Wenn nur Wölfchen das nicht auch bekam! Käte hatte große Angst davor. Bis vor kurzem hatte sie ihn von den Lämkes ferngehalten; aber freilich in der Schule war stete Ansteckungsgefahr. Ach Gott, man kam wegen des Kindes eben nie zur Ruhe! —

* * *

Sie hatten ſich recht munter draußen getummelt. Der See, der unterhalb der Villen, wie ein ſtilles Auge zwiſchen den dunklen Waldrändern liegt, war zugefroren; Wolfgang und die halbe Klaſſe liefen dort Schlittſchuh. Käte war nach Tiſch auch eine Weile am Ufer auf und ab gewandert und hatte ihren Jungen beobachtet. Wie nett er ſchon lief! Sicherer und beſſer als mancher der Jünglinge, die da Achter zogen und Kreiſe beſchrieben, holländerten und mit ihren Damen tanzten. Er verſuchte auch ſchon allerlei Kunſtſtücke, er hatte wirklich Courage. Daß er nur nicht hinfiel oder einbrach! Und immer lief er der tiefen Mitte des Sees zu, wo noch Strohwiſche ſteckten! Der Mutter war, als könnte ihm nichts geſchehen, wenn ſie hier am Ufer ſtand und ihn unabläſſig mit den Augen verfolgte. Endlich aber erſtarrten ihre Füße gänzlich, und ſie mußte heimgehen.

Als er gegen Dunkelwerden nach Hauſe kam, war er unendlich friſch. Mit Freudigkeit ſprach er vom Eislauf. „Ha, das war mal fein! Ich möchte immer ſo laufen — morgen, übermorgen — alle Tage — und immer weiter, weiter! Der See iſt viel zu klein!“

„Biſt du denn gar nicht müde?“ fragte die Mutter und lächelte ihn an; ſie konnte ſich nicht ſatt an ihm ſehen, er ſah ſo ſtrahlend aus.

„Müde?“ Ein faſt geringſchätziges Lächeln zog ſeine Mundwinkel herab. „Ich werde nie müde. Von ſo was nicht! Die Cilla hat geſagt, ſie möchte auch gern mal mit mir laufen!“

„Ach, warum nicht gar?!“ Schlieben, der mit beim Kaffeetiſch ſaß, lächelte gutgelaunt; es machte ihm Spaß,

den frischen Jungen ein wenig zu necken. „Dann wird sich die Mutter eben während der Eiszeit ein zweites Hausmädchen engagieren müssen!“

Wolfgang verstand den leisen Spott nicht. Ganz glücklich rief er: „Ja, das soll sie tun!“ Aber dann wurde sein Gesicht lang: „Aber sie hätte keine Schlittschuhe, sagt sie. Vater, du mußt ihr welche kaufen!“

„Den Kuckuck werd' ich — na, das fehlte noch!“ Der Hausherr lachte laut auf. „Nein, mein Junge, die Cilla in Ehren, aber sie Schlittschuh laufen zu lassen, das wäre denn doch ein bißchen übertrieben! Nicht wahr?“

Er sah zu seiner Frau hin, die ganz gegen ihre Gewohnheit laut mit den Tassen klapperte. Sie sagte nichts, sie nickte nur stumm mit gänzlich veränderter, kühler Miene.

Der Knabe begriff das nicht: warum sollte die Cilla nicht Schlittschuh laufen?! Hatte die Mutter was gegen sie? Komisch! Immer, wenn ihm was so recht, recht gefiel, gefiel's ihr nicht!

Er stützte, an seinem Arbeitspult sitzend, den Kopf in beide Hände; der war ihm schwer. Die Augen brannten ihm und tränten, wenn er sie fest aufs Heft richtete — er mußte doch wohl müde geworden sein. Das wurde keine gute lateinische Arbeit! Im Geist sah er schon, wie der Lehrer die Achseln zuckte und ihm, über so und so viel Köpfe weg, das Heft auf die Bank feuerte: ‚Schlieben, zehn Fehler! Junge, Mensch, zehn Fehler! Wenn du dich nicht zusammennimmst, kommst du Ostern nicht mit nach Quarta herüber?!‘

Pah, das war ihm ja ziemlich egal — nein, eigentlich ganz egal. Es war ihm überhaupt jetzt alles egal, schreck-

lich egal! Er fühlte ſich auf einmal todmüde. Warum ſie nur der Cilla nichts gönnen wollte? Die erzählte doch ſo fein! Was hatte die doch geſtern abend, als die Eltern aus waren und ſie ſich an ſein Bett geſchlichen hatte, erzählt? Von — von —?! Er konnte nichts mehr zuſammenbringen, ſeine Gedanken verwirrten ſich.

Der Kopf ſank vornüber aufs Pult; die Arme lang vor ſich über ſeine Bücher geſtreckt, ſchlief er ein.

Als er erwachte, mochte wohl eine Stunde vergangen ſein, aber er fühlte ſich doch nicht ausgeruht. Fröſtelnd, mit ſtarren Augen ſah er ſich im Zimmer um. Alle Glieder taten ihm weh.

Und ſie taten ihm auch die Nacht durch noch weh, er konnte nicht ſchlafen; mit ſchweren Füßen ſchleppte er ſich am anderen Nachmittag auf die Eisbahn.

Viel früher als ſonſt kam er vom Schlittſchuhlaufen wieder nach Hauſe. Er mochte nichts eſſen und nichts trinken, immer kam ihn eine Übelkeit an. „Sieht der Junge heute grün aus," ſagte der Vater. Die Mutter ſtrich ihm beſorgt die Haare aus der Stirn: „Fehlt dir was, Wölfchen?" Er verneinte.

Aber als wieder der Abend gekommen war und der Wind draußen in den Kiefern flüſterte und eine geſpenſtiſche Hand an die Fenſter rührte — huh, eine kleine weiße Hand wie in Cillas Lied —, lag er im Bett, ſchüttelte ſich vor Froſt, trotz der weichen warmen Decke, fühlte, daß ihm der Hals weh tat und daß es in ſeinen Ohren ſtach und brannte.

„Er iſt krank," ſagte Käte ſehr beſorgt am Morgen. „Wir wollen doch gleich Hofmann kommen laſſen!"

„Ach, es wird ſchon nicht ſo ſchlimm ſein," be-

ruhigte der Mann. „Laß ihn im Bette, gib ihm Zitronenlimonade zum Schwitzen und auch was zum Abführen. Er hat ſich den Magen verdorben oder iſt erkältet!“

Aber ſchon am Mittag mußte der Arzt herbeitelephoniert werden. Der Knabe lag, nicht mehr klar, in hohem Fieber.

„Scharlach!“ Prüfend beſah der Sanitätsrat die entblößte Bruſt und zog dann ſorgfältig die Decke wieder höher. „Aber der Ausſchlag iſt noch nicht recht heraus!“

„Scharlach —?!“ Käte glaubte in die Kniee ſinken zu müſſen — o, davor hatte ſie ſich immer ſo ſehr gefürchtet!

* * *

Das friſche Froſtwetter mit dem blanken Sonnenſchein und dem faſt ſommerblauen Himmel hatte aufgehört. Graue Tage mit ſchwerer Luft hingen über dem Villendach; Käte, die am Fenſter des Krankenzimmers ſtand und mit überwachten Augen hinausſtarrte in die ſchwarzen Kiefernwipfel, die da trauerten in der Nebeltrübe, glaubte nie grauere geſehen zu haben.

Die Krankheit hatte den Knaben mit Macht gepackt; als ſei ſein vollſaftiger, wohlgenährter Körper ſo recht ein Herd, in dem die Flammen des Fiebers wüteten. Hofmann ſchüttelte den Kopf: überall war der Scharlach ſo gutartig aufgetreten, nur hier nicht! Und er warnte vor Erkältung, verordnete dies und das, tat ſein Beſtes — nicht bloß aus Pflicht, nein, aus tiefſtem, herzlichſtem Anteilgefühl heraus — er war dem ſtrammen Jungen immer ſo gut geweſen. Sie taten alle ihr Beſtes. Jede Vorſicht

wurde angewendet, jede Rückſicht — es ſollte ja alles, alles für ihn geſchehen!

Käte war unermüdlich. Die Hilfe einer Krankenſchweſter hatte ſie abgelehnt; mit Heftigkeit wehrte ſie ſich gegen ihren Mann, gegen den alten Freund: nein, ſie wollte ihr Kind allein pflegen! Eine Mutter wird nicht müde, o nein!

Paul hatte nie geglaubt, daß ſeine Frau ſo viel leiſten und dabei ſo geduldig ſein könnte — ſie, die Nervöſe, ſo unermüdlich, ſo unverzagt! Wohl hatte ſie immer einen leiſen Tritt gehabt, nun hörte man ihn gar nicht mehr, wenn ſie durch die Krankenſtube glitt; bald war ſie an der linken Seite des Bettes, bald an der rechten. Sie, deren Kräfte ſo leicht verſagten, wenn auch der Wille gut war, war immer, immer auf dem Platz. Es gab viele Nächte, in denen ſie keine Stunde Schlaf fand; wie ein Schatten ſaß ſie dann am Morgen in dem großen Lehnſtuhl am Bett, aber ſie war doch voller Freudigkeit: Wölfchen hatte ja faſt zwei Stunden geſchlafen!

„Tu dir nicht zu viel, tu dir nicht zu viel," bat der Mann.

Sie wies ihn ab: „Ich fühl's nicht! Ich tu' es ja ſo gerne!"

Wie lange ſollte das ſo gehen? Würden, konnten dieſe Kräfte anhalten?! „Laß doch wenigſtens das Mädchen eine Nacht bei dem Jungen wachen! Sie will dich ja ſo gerne ablöſen!"

„Die Cilla —?! Nein!"

Cilla hatte ſich immer und immer wieder angeboten: o, ſie wollte wohl gut aufpaſſen, ſie verſtand's, war

doch auch ein kleiner Bruder von ihr am Scharlach geſtorben! „Laſſen Sie mir,“ bat ſie, „ich ſchlafe nich, ich paſſe ſo gut auf!“

Aber Käte wies ſie zurück. Es war ihr jedesmal wie ein Stich, wenn ſie in den Nächten, die ſo ſchwarz und lang waren, ihren Knaben im Fiebertraum ſprechen hörte: „Cillchen — wir wollen doch fahren ins Heu — juchhei — Cillchen!“

O, wie ſie dieſes rundwangige Mädchen mit den hellen Augen haßte! Aber mehr als ſie es haßte, fürchtete ſie es. In den Stunden der Finſternis, in jenen Stunden, in denen ſie nichts hörte als das Stöhnen des Kranken und das raſtloſe Pochen des eignen Herzens, wandelte ſich ihr das Mädchen in eine andre Geſtalt. Groß und breit tauchte die auf aus der Nacht, ſtellte ſich dreiſt ans Bett des Kindes, und in ihrem Blick, der ſtumpf war und ohne Intelligenz, flammte doch etwas auf vom Triumph der Macht.

Dann faßte die überwachte Frau ſich wohl an die Schläfen, in denen es hämmerte, und ſtreckte die Arme aus, wie abwehrend: nein, nein, du da, geh fort! Aber das Phantom blieb ſtehen am Bett des Kindes. Wer war es: die Mutter — das Venn — die Dienſtmagd — Frau Lämke?! Ach, alle waren eins!

Über Kätes Geſicht liefen qualvolle Tränen. Wie der Junge jetzt lachte! Sie beugte ſich über ihn, ſo dicht, daß ihrer beider Atemzüge ſich mengten und, wie ſie es früher ſchon getan hatte, flüſterte ſie ihm auch jetzt zu: „Mutterchen iſt hier, Mutterchen iſt bei dir!“

Aber er gab kein Zeichen des Erkennens. — — — —

Cilla hatte ein dick verweintes Geſicht, als ſie die Küchentür im Souterrain, an der leiſe geklopft wurde, öffnete. Flüſternd ſagte Frau Lämke guten Tag; ſie hatte bis jetzt immer die Kinder herangeſchickt, aber geſtern waren die mit einem ſo verwirrenden Bericht nach Haus gekommen, daß die Unruhe ſie nun ſelber hertrieb. Sie wollte ſich erkundigen. Draußen vor dem Gitter hielten zwei Doktorwagen, das hatte ſie aufs neue erſchreckt.

„Wie jeht's denn, wie jeht's denn heute?“

Das Mädchen brach in Tränen aus. Es zog ſtumm die Frau in die Küche, wo die Köchin, ohne in irgend einer Kaſſerolle zu rühren, am Herd lehnte und Friedrich eben, auf einen Druck der elektriſchen Klingel von oben, wie ein Gehetzter hinaufſchoß.

„Nee, ich ſage ſchon!“ Die Lämke ſchlug die Hände zuſammen. „Is 's denn ſchlimm, wirklich ſo ſchlimm mit den Jungen?“

Cilla nickte nur, ihre überſtrömenden Augen in der Schürze verbergend, aber die Köchin ſagte dumpf: „Es jeht zu Ende!“

„Zu Ende — ſtirbt er wirklich — der Wolfjang, der Junge?!“ Die Frau ſtarrte ungläubig: das konnte ja nicht ſein! Aber ſie war ſchreckensbleich geworden.

Die Köchin lenkte ein: „Nu, ſchlimm jenug is 's! Unſer Doktor hat noch 'nen andern Profeſſor zujezogen, 'nen janz berühmten — jeſtern war der ſchonſt hier — aber ſie jlauben nich, daß ſe noch was machen können. Die Krankheit is auf die Nieren jeſchlagen und aufs Herz. Er kennt einen ja jar nich mehr! Heut morgen

war ich drinne, ich wollt' ihn doch jerne noch mal ſehn — da lag er janz ſteif und ſtill, wie aus Wachs. Ich jlaube, das wird niſcht mehr!" Die gutmütige Perſon weinte.

Sie weinten alle drei, um den Küchentiſch ſitzend. Frau Lämke vergaß ganz, daß ſie dieſe Küche nie mehr hatte betreten wollen, und daß ihr Kohl, den ſie daheim zum Mittageſſen aufgeſetzt hatte, nun wohl verbrannte. „Jotte doch, Jotte doch," ſagte ſie ein über das andre Mal, „wie wird ſie da über wegkommen, ſo 'n Kind — ſo 'n einzig liebet Kind!"

Oben ſtanden die Ärzte am Krankenbett, der alte Hausarzt und die noch junge Autorität. Sie ſtanden zur Rechten und zur Linken.

Der Ausſchlag war ganz zurückgetreten; keine Spur von Röte war mehr auf dem Geſicht des Knaben, der die Augen mit den erſchreckend dunklen Wimpern beharrlich geſchloſſen hielt. Die Lippen waren blau. Die breite, aber jetzt förmlich eingeſunkene Bruſt zitterte und arbeitete.

Bei jedem mühſamen Atemzug atmete Käte mühſam mit. Sie ſaß im Seſſel zu Füßen des Bettes, ſteil aufrecht; ſo hatte ſie die ganze Nacht geſeſſen. Ihr angſtvoll-bohrender Blick flog über die bedenklichen Geſichter der Ärzte und ſtierte dann an ihnen vorbei ins Leere. Da ſtanden ſie, zur Rechten und zur Linken — aber da, da — ſahen ſie's denn nicht?! — da zu Häupten ſtand der Tod!

Mit einem unartikulierten Laut bäumte ſie ſich auf, dann ſank ſie, wie geknickt, in ſich zuſammen.

Die Ärzte hatten dem todkranken Kinde eine Injektion gemacht; die Herzſchwäche war ſehr groß und ließ das

Schlimmſte befürchten. Dann empfahl ſich die Autorität: „Auf morgen!“ — aber es lag ein Achſelzucken und ein ‚Wer weiß!?‘ in dieſem ‚Auf morgen‘.

Der Hausarzt war noch geblieben; er konnte als Freund nicht gehen. Käte hatte ſich an ihn geklammert: „Helfen Sie! Helfen Sie doch meinem Kinde!“ Nun ſaß er mit Schlieben unten in deſſen Arbeitszimmer; Käte hatte allein bei dem Kranken bleiben wollen, nur in der Nähe wiſſen wollte ſie ihn.

Stumm ſaßen die beiden Männer bei einem ſtarken Wein. „Trinken Sie, trinken Sie doch, lieber Freund,“ ſagte wohl der Hausherr; aber er ſelber trank auch nicht. Wie wird ſie's ertragen, wie wird ſie's ertragen?! Das ſurrte beſtändig durch ſeinen Kopf. Die Stirn in tiefe Falten gezogen, verſank er in ein Brüten. Und der Arzt ſtörte ihn nicht.

Droben lag Käte auf den Knieen. Vor dem Seſſel, in dem ſie all die bangen Nächte durchwacht hatte, war ſie niedergeſunken und hielt die Hände gegen ihre emporgehobene Stirn gedrückt. Jetzt ſuchte ſie da oben, jetzt ſuchte ſie den Gott, der ihr das Kind, das er ihr einſt gütig in den Weg gelegt hatte, nun wieder grauſam entreißen wollte. Sie ſchrie zu Gott in ihrem Herzen:

‚Gott, Gott! Nimm ihn mir nicht! Du darfſt ihn mir nicht nehmen! Ich habe ſonſt nichts mehr auf der Welt! Gott, Gott!‘

Alles, was ſie um ſich hatte, was ſie ſonſt noch beſaß, — auch ihr Mann — war vergeſſen. Sie hatte jetzt nur dieſes Kind. Dieſes einzige Kind, das ſo lieb, ſo gut, ſo klug, ſo brav, ſo folgſam, ſo ſchön, ſo reizvoll, ſo über

alle Maßen liebenswert war, das ihr Leben ſo hoch beglückt, ſo reich gemacht hatte, daß ſie arm, bettelarm wurde, wenn es von ihr ging.

„Wölfchen, mein Wölfchen!“

Wie war er immer, immer lieb geweſen, ſo ganz ihr Kind! Jetzt wußte ſie nichts mehr von Tränen, die ſie ſeinetwegen vergoſſen hatte; hatte ſie je welche geweint, ſo waren es Freudentränen, ja, nur Freudentränen geweſen. Nein, ſie konnte ihn nicht miſſen!

Aus ihrer betenden Stellung auffahrend, rutſchte ſie näher an ſein Bett. Seinen erkaltenden Körper nahm ſie in ihre Arme, bettete ihn in Verzweiflung an ihre Bruſt und hauchte ihren glühenden Atem über ihn hin. All ihre Wärme wollte ſie ausſtrömen laſſen in ihn, mit der Kraft ihres Wollens ihn feſthalten auf dieſer Erde. Wenn ſeine Bruſt nach Luft rang, ſo rang auch ihre Bruſt, wenn ſein Herzſchlag ſtockte, ſtockte auch der ihre. Sie fühlte ſich kalt werden durch ſeine Kälte, ihre Arme erlahmen. Aber ſie ließ ihn nicht. Sie rang mit dem Tode, der zu Häupten ſtand — wer war ſtärker, der Tod oder ihre, der Mutter, Liebe?!

Niemand konnte ſie von des Knaben Bette verdrängen, auch nicht die Krankenſchweſter, die Hofmann, als er endlich am Nachmittag in die Stadt zurück mußte, herausgeſandt hatte. Mit ſanfter Gewalt verſuchten die Pflegerin und Schlieben ſie emporzuziehen: „Nur eine Stunde Ruhe, nur eine halbe! Nebenan oder auch hier auf dem Sofa!“

Aber ſie ſchüttelte den Kopf und blieb auf den Knieen: „Ich halte ihn, ich halte ihn!“ —

Es wurde Abend. Es wurde Mitternacht. Es hatte

vordem ſtark geweht draußen, nun war es ſehr ſtill geworden. Totenſtill. Kein Wind rüttelte mehr an den Kiefern, die ums Haus ſtanden; kerzengerade gereckt ſtanden ſie gegen den hellen Froſthimmel, ihre Kronen waren ſteif wie aus unbiegſamer Pappe geſchnitten. Unbarmherzig flinzelten die Sterne; in der ſchimmernden Silberplatte des gefrorenen Sees, den das ſtarke Wehen reingefegt hatte vom feuchten Schnee der vorhergehenden Tage, ſpiegelte ſich der Vollmond. Eine grimmige Kälte war urplötzlich gekommen, die alles einzufangen ſchien mit ihrem Todeshauch.

Fröſtelnd ſchauerten die Wachenden zuſammen. Als Schlieben auf den Thermometer ſah, war er erſchrocken, wie wenig der ſelbſt hier im Zimmer zeigte. Verſagte die Heizung? Man ſah ja den eignen Atem. Hatten die Leute nicht neue Kohlen aufgeſchippt?

Er ging ſelber hinab ins Souterrain, er hätte klingeln können, aber es war ihm ein Bedürfnis, etwas zu tun. O, wie war man doch ſo ſchrecklich tatenlos! Stumm kauerte ſeine Frau jetzt im Lehnſtuhl, mit großen ſtarren Augen; die Pflegerin ſchlief halb, nichts regte ſich im Zimmer. Auch das Kind lag ſo ſtill, als wäre es ſchon tot.

Eine große Bangigkeit befiel den Mann, der jetzt durch das nächtliche Haus tappte. Es war etwas ſo Lähmendes in dieſer Stille; alles — die Zimmer, die Treppe, die Halle — alles kam ihm auf einmal ſo fremd vor. Fremd und leer. Wie waren ſie doch vordem belebt geweſen vom Hauch der Jugend, erfüllt von der ganzen unbändigen Unbekümmertheit eines wilden Knaben!

Schwer ſtützte er ſich aufs Treppengeländer, unſicher taſtete er ſich hinab. Ob die Leute unten noch auf waren?!

Er fand sie noch alle. Um den Tisch in der Küche, die jetzt so kalt war, als hätte nicht den ganzen Tag ein helloderndes Feuer im Herd gebrannt, saßen sie frierend beisammen. Die Köchin hatte einen starken Kaffee gekocht, aber auch der hatte ihnen nicht wärmer gemacht. Durchs ganze Haus schlich eine Todeskälte; es war, als seien Eis und Schnee von draußen hereingekommen, als fege der Todeshauch der erstarrten Natur auch hierinnen vom Giebel bis zum Keller.

Es nützte nichts, daß noch mehr Kohlen dem großen Ofen in den Rachen geschüttet wurden, nichts, daß das Wasser heißer durch alle Röhren strömte. Kein Mensch bekam wärmere Füße, wärmere Hände.

„Wir wollen es bei dem Patienten mit einem sehr heißen Bad versuchen," sagte die Pflegerin. Sie hatte schon oft in ähnlichen Fällen dieses letzte Mittel von Erfolg gekrönt gesehen.

Alle Hände rührten sich. Die Köchin feuerte, die beiden andern schleppten das kochende Wasser hinauf; aber Cilla trug mehr und rascher wie der Friedrich. Sie fühlte ihre ganze unerschöpfliche, schaffensfreudige Jugendkraft. Wie gern tat sie das für den guten Jungen! Und bei jedem Eimer, den sie in die vors Bett gestellte Wanne schüttete, murmelte sie leise ein Stoßgebet; sie konnte sich nicht bekreuzen, sie hatte keine Hand frei, konnte auch nicht niederknieen, aber sie war gewiß, die Heiligen würden sie doch erhören.

„Heilige Maria! Heiliger Joseph! Heilige Barbara! Heiliger Schutzengel! Heiliger Michael, streite für ihn!"

Unten hatte sich die Köchin ihr Gesangbuch vorgesucht:

ſie war eine Proteſtantin und brauchte es nicht alle Tage. Nun ſchlug ſie es auf, aufs Geratewohl: wie es traf, ſo traf's! O weh! Zitternd zeigte ſie es dem Friedrich. Da ſtand:

‚Wenn ich einmal ſoll ſcheiden,
So ſcheide nicht von mir —‘

O weh, der Junge mußte ſterben! Sie waren beide wie gelähmt vor Schreck.

Derweilen flog die flinke Cilla treppauf, treppab. Ihr war nicht mehr ſo bange. Er würde nicht ſterben, des war ſie jetzt ſicher.

Als ſie ihn drinnen in die Wanne hoben, Schlieben und die Pflegerin, und die Mutter die ſchwachen Hände unterhielt wie zur Unterſtützung, ſtand Cilla draußen vor der Tür und rief wieder ihre Heiligen an. Gern hätte ſie ihr Andachtsbüchlein, ihr ‚Brot der Engel‘, zur Hand gehabt, aber es fehlte an Zeit, es zu holen. So ſtammelte ſie nur ihr ‚Hilf‘ und ‚Erbarme dich‘, ihr ‚Gegrüßet‘ und ‚Streite für ihn‘ mit der ganzen Hingabe ihrer Gläubigkeit.

Und drinnen begannen ſich die Wangen des todbleichen Knaben zu röten. Die Lippen, die ſich ſo lange zu keinem Laut geöffnet hatten, ſtießen jetzt einen Seufzer aus. Er war warm, als ſie ihn ins Bett zurücklegten. Bald war er heiß; das Fieber ſetzte wieder ein.

Die Schweſter blickte beſorgt: „Jetzt Eis! Wir müßten es mit Eisblaſen verſuchen!“

Eis! Eis!

„Iſt Eis im Hauſe?“ Haſtig kam Schlieben aus der Krankenſtube heraus, er ſtieß faſt die Tür gegen die Stirn des betenden Mädchens.

Eis! Eis! Sie waren beide miteinander hinunter-

gelaufen. Aber auch die Köchin wußte keinen Rat: nein, Eis war nicht da, man hatte nicht geglaubt, welches nötig zu haben.

„Schnell, zur Apotheke!“

Der Diener ſtob davon, aber — großer Gott — ehe der zur Apotheke gelangte, jemanden weckte und wieder zurück war, konnte die Flamme da oben ſo hoch aufgeflammt ſein, daß die arme kleine Kerze ſchon aufgezehrt war! Ganz wirr vor Angſt blickte der Mann umher, da ſah er, wie Cilla mit Fleiſchbeil und Waſſereimer zur Hintertür lief.

„Ich hole Eis!“

„Wo denn?!“

„Da!“ Sie lachte und hob den bewehrten Arm, daß das Beil blitzte. „Unten im See iſt ja Eis genug. Ich geh', welches hacken!“

Schon war ſie hinaus; er lief hinter ihr drein, ohne Hut, ohne Mütze, nur mit dem leichten Hausrock bekleidet, den er im Zimmer trug.

Vor der aufglimmenden Hoffnung wichen die Schrecken der Nacht, er fühlte augenblicklich die Kälte gar nicht. Aber als nun die Villen ſo ganz verſchwunden waren hinter den Kiefern, als er nun ſo einſam am Rande der eiſigen Seefläche ſtand, die wie ein hartes Metallſchild glänzte, von ſchwarzen, ſchweigſamen Rieſen drohend umgeben, da fror ihn doch, daß er glaubte, erfrieren zu müſſen. Und er fühlte eine Bangigkeit, wie er ſie noch nie gefühlt hatte. Eine tödliche Angſt.

Kam nicht eine Stimme zu ihm? He! Dort aus dem Walde, der wie ein Dickicht erſchien im blauen, verwirrenden Schimmer des Mondlichts?! Und höhnte und ſpottete, lachte halb, klagte halb! Schrecklich — wer ſchrie ſo?!

„Der Kauz ſchreit," ſagte Cilla jetzt, hob mit beiden Händen das Beil rücklings über die Schulter und ließ es niederſauſen mit Kraft. Das Eis am Rande ſplitterte. Es knackte und krachte; bis weit in den See hinaus ging der Ton: ein Murren, ein Grollen, eine Stimme aus der Tiefe.

Würde der Knabe ſterben — würde er leben?!

Verſtört ſah Schlieben ſich um. O Gott ja, auch das war umſonſt! Würde umſonſt ſein! Trotz all ſeiner Mannhaftigkeit empfand er eine Schwäche — heute, hier war er ſchwach. Hier war die Nacht und die Einſamkeit und der Wald und das Waſſer — all das hatte er ſchon oft geſehen, es war ihm vertraut geweſen —, aber ſo war es noch nie geweſen, ſo ſtill und doch ſo ſchreckhaft belebt. So hoch waren die Bäume noch nie geweſen, ſo groß noch nie der See, ſo fern noch nie die bewohnte Welt!

Es ſchien ihm etwas zu lauern hinter jener dicken Kiefer — ſtand da nicht ein Jäger und legte an, bereit, ihm einen Pfeil durchs Herz zu ſchießen?! Das Schweigen beängſtigte ihn. Dieſes große Schweigen war furchtbar. Dröhnend zwar hallten die Hiebe der Axt und lockten drüben über dem See ein Echo, unbeirrt zwar tat Cilla ihr Werk — er bewunderte die Kaltblütigkeit des Mädchens —, aber die Drohung, die in dieſem Schweigen lag, minderte ſich nicht.

Schauer auf Schauer durchrann den verſtörten Mann: nein, jetzt wußte er's, — ach, wie fühlte er's deutlich — gegen dieſe unſichtbare Gewalt kam niemand an. Hier war alles vergebens!

Ein großer Schmerz überkam ihn. Mit beiden Händen packte er in die eiskalten Schollen, die das Mäd-

chen losgehackt hatte, und ſammelte ſie in den Eimer; er riß ſich, er ſchnitt ſich an den zackigen Rändern, die ſcharf waren wie Glas, aber er fühlte den körperlichen Schmerz nicht. Das Blut rann ihm in Tropfen über die Finger.

Und aus ſeinen Augen begann jetzt auch etwas zu rinnen, ſchwer und zäh tropfte es über ſeine Wangen — langſame, faſt widerwillige Tränen. Aber doch heiße Tränen eines Vaters, der um ſein Kind weint.

XI

„Gotte, nee, was biſte jroß jeworden," ſagte Frau Lämke, „nu wird man woll bald ‚Sie' zu dich ſagen müſſen und ‚junger Herr'?!"

„Nie!" Wolfgang fiel ihr um den Hals.

Die Frau war ganz verdutzt: war das denn noch der Wolfgang? Der war ja kaum wiederzuerkennen ſeit der Krankheit — ſo umgänglich! Und war er auch immer ein guter Junge geweſen, ſo zärtlich war er früher doch nie geweſen?! Und wie luſtig er war, er lachte, ſeine Augen blinkerten ordentlich wie geputzt!

Wolfgang war voll von Lebensluſt und einer immerwährenden unbändigen Freude. Er wußte gar nicht wohin damit. Keinen Augenblick konnte er ſtille ſitzen, in ſeinen Armen zuckte es, ſeine Füße ſcharrten den Boden.

Er war der Schrecken des Lehrers. Die ganze, ſonſt

immer ſo muſterhafte Quarta brachte der Junge aus Rand und Band, der eine Junge! Und dabei konnte man ihm eigentlich nicht einmal ſo recht von Herzen böſe ſein. In die Rügen des müden Mannes, der alle Tage dieſelben Stunden, jahraus jahrein, auf demſelben Katheder ſitzen, dieſelben Diktate diktieren, dieſelben Aufgaben aufgeben, dieſelben Leſeſtücke leſen laſſen, dieſelben Wiederholungen wiederholen mußte, miſchte ſich etwas wie eine leiſe Wehmut, die den Tadel milderte: ja, das war Daſeinsfreudigkeit, Geſundheit, Friſche, unverbrauchte Kraft — das war Jugend!

Wolfgang kehrte ſich nicht an die Vorwürfe, die man ihm machte, er hatte nicht den Ehrgeiz, unter den Erſten der Klaſſe zu ſein. Er lachte den Lehrer aus und konnte ſich nicht einmal zwingen, betrübt den Kopf zu ſenken, als ihm die Mutter, in nervöſer Erregtheit, eine ſchlechte Zenſur vorm Geſicht hin und her ſchwenkte: „Alſo dafür quält man ſich ſo mit dir?!“

Wie ehrgeizig die Frauen ſind! Schlieben lächelte; er nahm's ruhiger. Nun, er hatte ja auch nicht die Plage davon gehabt wie Käte. Sie hatte ſich, ſeitdem der Junge ſo viel durch ſeine Krankheit verſäumt hatte, jeden Tag mit ihm hingeſetzt und geſchrieben und geleſen und gerechnet und Vokabeln gelernt und Regeln und unermüdlich wiederholt und, neben den Schulaufgaben, ſelber noch Übungsaufgaben geſtellt, und es ſo durchgeſetzt, daß Wolfgang, trotz der wochen- und wochenlangen Schulverſäumnis, doch Oſtern mit nach Quarta verſetzt wurde. Erleichtert hatte ſie aufgeatmet: ah, ein Berg war erklommen! Aber der Weg ging trotzdem jetzt nicht eben fort. Als die erſten

Amseln im Garten sangen, war er als fünfzehnter versetzt worden — also ein Durchschnittsschüler —, als die erste Nachtigall schlug, war er nicht mehr in diesem Durchschnitt, und als der Sommer kam, gehörte er zu den Letzten der Klasse.

Es war zu verlockend, im Garten zu säen, zu pflanzen, zu gießen, auf dem Rasen zu liegen und sich den warmen Sonnenflimmer über den Leib rinnen zu lassen; besser noch, draußen umherzuschwärmen an den Waldrändern, oder im See zu baden, weit hinauszuschwimmen, so weit, daß ihm die andern Jungen zuschrien: ‚Komm zurück, Schlieben, du versäufst!‘

„Freu dich doch, daß er so munter ist,“ sagte Paul zu Käte. „Denke doch dran, wer hätte, vor einem halben Jahr noch, gedacht, daß er sich so erholen würde?! Es ist ein Glück, daß er kein Stubenhocker ist. ‚Viel frische Luft,‘ hat Hofmann gesagt, ‚viel freie Bewegung. Ohne Schädigungen der Konstitution geht eine so schwere Krankheit nicht ab!‘ Also wählen wir von zwei Übeln doch das kleinere — freilich, der Bengel muß wissen, daß er nebenbei doch seine Schuldigkeit zu tun hat!“

Das ließ sich schwer vereinen. Käte fühlte sich machtlos werden. Wenn des Knaben Augen, blank wie dunkle Beeren, begehrten: ‚laß mich hinaus‘, wagte sie ihn nicht zurückzuhalten. Sie wußte, er hatte seine Arbeiten noch nicht fertig, vielleicht noch nicht einmal begonnen; aber hatte Paul nicht gesagt: ‚man muß von zwei Übeln das kleinere wählen‘, und der Sanitätsrat: ‚ohne Schädigungen geht eine so schwere Krankheit nicht ab, viel Freiheit‘ — ?!

Eine jähe Angst erfaßte sie um sein Leben: noch

waren die Schrecken der Krankheit nicht verwunden. Ach, diese Nächte! Diese letzten furchtbaren Stunden, in denen nach dem heißen Bad das Fieber höher und höher gestiegen war, der Puls gerast und das arme Herz gejagt hatte, bis endlich, endlich das Eis aus dem See Kühlung gebracht und ein Schlaf sich gesenkt hatte, der, als im Osten der Himmel rot zu werden begann und ein neuer Tag durch's Fenster hereinschaute, sich in einen wohltätigen, wunderwirkenden Schweiß löste.

Sie mußte den eben Genesenen laufen lassen.

Aber daß er sich Cilla an den Arm hing, wenn die abends noch einen Gang zu machen hatte, daß er ihr schleunigst nachlief, wenn sie nur einen Brief zum Kasten trug, oder daß er ihr einen Stuhl heranschleppte, wenn sie sich mit ihrem Flickkorb unter den Fliederbusch an der Küchentür setzen wollte, das war nicht zu dulden. Als Käte erfuhr, daß Cilla an ihrem Ausgangssonntag nicht weiter gegangen war als bis zu den nächsten Kiefern am Waldrand und dort mit dem Knaben stundenlang im Grase gesessen hatte, gab es eine Szene.

Cilla weinte bittere Tränen. Was hatte sie denn getan?! Sie hatte Wölfchen doch nur von ‚zu Hause' erzählt!

„Was geht ihn Ihr ‚zu Hause' an?! Er soll sich um seine Sachen kümmern, und Sie kümmern sich um die Ihren!" Käte war im Zuge, noch mehr herauszusprudeln, zu schreien: ‚Lassen Sie solche Vertraulichkeiten, ich dulde sie nicht', aber sie bezwang sich, wenn auch nur mit Mühe. Sie hätte dieses rundwangige, helläugige Mädchen, das so dreist blickte, ins Gesicht schlagen mögen. Da war selbst Frida Lämke noch vorzuziehn!

Aber Frida ließ ſich jetzt nicht mehr oft ſehen. Sie trug ſchon den Rock lang bis zum Knöchel und ging in den Freiſtunden, die ihr die Schule ließ, zum Nähkurſus, und wenn ſie eingeſegnet war, Oſtern übers Jahr, dann ſollte ſie, wie ſie mit großer Wichtigkeit ſagte, ‚nach's Geſchäft'.

„Ich kündige ihr," ſagte Käte eines Abends, als Cilla eben den Tiſch abgedeckt hatte und ſie ganz allein mit ihrem Mann ſaß.

„So?" Er hatte gar nicht recht hingehört. „Warum denn?"

„Darum!" Ein unterdrückter Ärger vibrierte im Ton der Frau — mehr als das, eine leidenſchaftliche Erregung. Ihre ſonſt goldbraunen, milden Augen wurden dunkel und blickten finſter in ſich hinein.

„Du zitterſt ja förmlich! Was iſt denn nun ſchon wieder?!" Verſtimmt legte er die Zeitung hin, die er eben hatte leſen wollen. Da war wieder etwas mit dem Jungen los; nur dann erregte ſie ſich ſo!

„Es geht nicht länger!" Ihre Stimme war hart, hatte jeden Schmelz verloren. „Und ich dulde es nicht! Denke dir, als ich heute nach Hauſe komme — ich war gegen Abend eine Stunde fort, kaum eine Stunde —, Gott, Gott, man kann ſich doch nicht immer zur Aufpaſſerin machen, man erniedrigt ſich ja vor ſich ſelber!" Leidenſchaftlich verſchlang ſie die Hände, preßte ſie ſo heftig ineinander, daß die Knöchel ganz weiß wurden. „Ich hatte ihn an ſeinem Pult gelaſſen, er hatte ſo viel auf, und als ich wiederkomme, war kein Strich gemacht! Aber unten, hinten vor der Küchentür, da — da höre ich ſie!"

„Wen denn?“

„Nun, Wolfgang und die — die Cilla! Kaum bin ich fort!“

„Nun — und?!“

Sie hatte geſchwiegen, ſeufzend, in einem tiefen Kummergefühl, das den Zorn aus ihren Augen verjagte.

„Er legte ihr von hinten die Arme um den Hals! Und hat ſie geküßt! ‚Liebes Cillchen!‘ Und ſie zog ihn an ſich, nahm ihn faſt auf den Schoß — dazu iſt er viel, viel zu groß — — und redete immer in ihn hinein!“

„Haſt du verſtanden, was ſie ſagte?“

„Nein. Aber ſie lachten. Und dann gab ſie ihm einen Klaps gegen die Kehrſeite — du hätteſt es nur ſehen ſollen! — und dann er ihr. Hin und her ging das. Iſt das paſſend?!“

„Das geht zu weit, da haſt du recht! Aber ſchlimm iſt es nicht. Sie iſt eine gute, noch ganz unverdorbene Perſon, er ein dummer Junge. Darum wirſt du das Mädchen doch nicht entlaſſen? Ich bitte dich, Käte! Haben ſie dich bemerkt?“

„Nein!“

„Nun, dann tu auch nicht desgleichen. Das iſt viel klüger. Ich werde mir den Jungen ſchon mal bei Gelegenheit vornehmen!“

„Und du meinſt, ich könnte — ich kann — ich muß ſie nicht entlaſſen?“ Käte war ganz kleinlaut geworden gegenüber ſeiner Ruhe.

„Dazu liegt gar kein Grund vor!“ Er war völlig überzeugt von dem, was er ſagte, und wollte wieder zu ſeiner Zeitung greifen. Da fing er ihren Blick auf

und ſtreckte ihr die Hand über den Tiſch hin: „Liebes Herz, nimm nicht alles ſo ſchwer! Du verkümmerſt dir ja das Daſein — dir — dem Jungen — und — ja, auch mir! Nimm's leichter! — So. Und nun will ich endlich mal zu meiner Zeitung kommen!“

Käte ſtand leiſe auf — er las ja! Sie hatte ihm ihre Hand nicht gelaſſen. Seine Ruhe verletzte ſie. Das war ſchon mehr wie Ruhe, das war Gleichgiltigkeit, Läſſigkeit! Aber ſie wollte nicht läſſig ſein, nein, ſie wollte nicht müde werden!

Und ſie ging ihrem Knaben nach.

Wolfgang war ſchon oben in ſeinem Zimmer. Er war zwar noch an Cilla, die unten in der Küche das Geſchirr abtrocknete, leiſe von hinten herangeſchlichen, hatte ſie gezwickt, ſie dann mit beiden Armen umfangen und um eine Geſchichte gebettelt: „Erzähl mir was!“ — aber ſie hatte nicht gewollt.

„Ich weiß nichts!“

„Och, erzähl' mir doch! Von der Prozeſſion! Oder wenn's nur von eurer Sau iſt! Wieviel Ferkel hatte die doch 's letzte Mal geworfen?“

„Dreizehn!“ Der Frage war zwar nicht zu widerſtehen, aber doch blieb Cilla wortkarg.

„Kalbt eure Kuh auch dieſes Jahr? Wieviel Kühe hat denn der größte Bauer bei euch? Weißt du, der unten an der Warthe, der Hauländer! Sag doch?!“ Er wußte ganz genau Beſcheid, kannte alle Leute bei ihr zu Hauſe, und alles Vieh. Er konnte nie genug davon erzählen hören und von dem Land, über das die Glöckchen bimmeln zur Frühmeſſe und zur Veſper oder tief und feierlich rufen

am Sonntage um die Hochamtszeit. Vom Lande hörte er zu gern erzählen, von Ackerbreiten, auf denen blauer Flachs und goldner Roggen ſteht, von blauenden Waldſtrichen am Horizont, von weiten, weiten Heideſtrecken, auf denen die Bienen emſig über blühendem Kraut ſummen und abends an ſtillen Waſſern, wenn Himmel und Sonne ſich rot darin ſpiegeln, der Sumpfvogel ſchreit.

„Erzähl' davon!" Er bettelte und drängte.

Aber ſie blieb unluſtig und ſchüttelte den Kopf: „Nee, geh ſchon, nee, ich will nich! Die Frau hat mer heute abend wieder ſo angeſehn — ach, ſo — nee! Ich glaube, ſie will mer wohl kündigen!"

Verdrießlich war er in ſein Zimmer hinaufgeſchlichen und hatte ſich ausgekleidet. Er war ſo daran gewöhnt, er konnte gar nicht gut ſchlafen, wenn Cilla ihm nicht vorher etwas erzählt hatte. Dann ſchlief er ſo ſanft ein und träumte ſo wunderſchön von weiten Heideſtrecken, die rot blühten, von ſtillen Waſſern, an denen der Sumpfvogel ſchrie, den er jagen ging.

Ach, die Cilla, was die nur heut hatte! Wie dumm! ‚Die Frau wird mer kündigen' — Unſinn, als ob er das litte! Und er ballte die Fauſt.

Da knarrte die Tür.

Er reckte den Hals: war ſie's, kam ſie doch noch?! Die Mutter war's. Geſchwind ſchlüpfte er ins Bett und zog die Decke bis an die Stirn. Mochte ſie denken, er ſchliefe ſchon!

Aber ſie dachte das nicht, ſondern ſie ſagte: „So, biſt du noch wach?" und ſetzte ſich auf den Stuhl beim Bett, auf dem ſeine Sachen lagen. Da ſaß auch ſonſt immer

die Cilla. Er verglich im ſtillen die beiden Geſichter. Ah, die Cilla war doch viel hübſcher, ſo weiß und rot, und hatte Grübchen in ihren dicken Backen, wenn ſie lachte, und war ſo vergnügt! Häßlich war die Mutter zwar auch nicht!

Er hatte ſie aufmerkſam betrachtet; und da überkam es ihn plötzlich mit einem ihm ſonſt gänzlich unbekannten Gefühl: ach, ſie hatte ja ſo ſchmale Bäckchen! Und an den Schläfen herunter das weiche Haar — das war ja — das —

„Du wirſt ja grau," ſagte er auf einmal, förmlich erſchrocken, und ſtreckte den Finger aus: „Da, ganz grau!"

Sie nickte. Ein Zug des Unbehagens verlängerte ihr zartes Geſicht und ließ es noch ſchmäler erſcheinen.

„Du müßteſt mehr lachen," riet er. „Dann ſähe man gar nicht, daß du Falten haſt!"

Falten — ach ja, Falten! Mit einer nervöſen Bewegung fuhr ſie über die Stirn. Was Kinder für unbarmherzige Augen haben! Mit Jugend und Schönheit war's wohl endgiltig vorbei — den letzten Reſt aber, den hatte der Knabe hier genommen! Und wie ein Vorwurf klang's: „Das machen die Sorgen. Deine ſchwere Krankheit und — und —" ſie ſtockte, ſollte ſie jetzt von dem anfangen, was ſie ſo beunruhigte? „Und da iſt noch manches andre," ſchloß ſie mit einem Seufzer.

„Das glaub' ich wohl," ſagte er unbefangen. „Du biſt ja auch ſchon alt!"

Nun, ehrlich war er, das mußte man geſtehen; aber ohne eine Spur von Zartgefühl! Sie konnte eine leiſe Gereiztheit nicht unterdrücken; es war nicht angenehm, ſich

von ſeinem Kinde an ſein Alter erinnern zu laſſen. „So alt bin ich denn doch noch nicht," ſagte ſie.

„Na, ſo alt meine ich ja auch gar nicht. Aber doch viel älter als ich oder die Cilla zum Beiſpiel!"

Sie zuckte zuſammen — immer kam er mit dieſer Perſon!

„Die Cilla iſt ein hübſches Mädchen, findeſt du nicht, Mutter?"

Der Ärger überkam ſie ſo heftig, daß ſie ſich nicht mehr in der Gewalt hatte. „So?" ſagte ſie kurz und ſtand auf. „Sie zieht zum erſten Oktober!"

„Sie zieht?! Och nee!" Er ſtarrte ſie ungläubig an.

„Doch, doch!" Sie kam ſich grauſam vor, aber konnte ſie denn anders ſein? Es lag ein ſo großes Erſchrecken in ſeiner Ungläubigkeit. „Sie zieht; ich kündige ihr!"

„Och nee, das tuſt du ja nicht!" Er lachte. „Das tuſt du ja doch nicht!"

„Ja, das tue ich!" Auf jedes Wort legte ſie einen beſonderen Nachdruck; es klang unumſtößlich.

Er ſchüttelte noch immer ungläubig den Kopf: das konnte ja gar nicht ſein! Aber dann fiel ihm auf einmal Cillas gedrücktes Weſen wieder ein und ihre Worte am heutigen Abend — ‚Sie will mer wohl kündigen!' „Nein, das tuſt du nicht!" Mit einem Ruck ſetzte er ſich im Bette auf.

„Ich werde dich nicht fragen!"

„Nein, du tuſt es nicht, du tuſt es nicht," ſchrie er. Cillas Geſtalt ſtand auf einmal vor ihm, ihre treuherzigen Augen ſahen ihn traurig an — ſie gefiel ihm ſo wohl — und die ſollte gehen?! Eine Wut kam über ihn.

„Sie soll nicht gehen, sie soll nicht gehen," heulte er auf und schrie es laut und lauter: „Sie soll nicht gehen!" Er warf sich hintenüber, reckte sich lang, stieß in einem sinnlosen, nicht zu bezeichnenden Empfinden mit den Füßen gegen die Bettstatt, daß die in allen Fugen krachte.

Käte war erschrocken; so heftig hatte sie ihn nie gesehen. Aber wie recht hatte sie! Sein Benehmen zeigte ihr's deutlich. Nein, sie durfte sich nicht grausam schelten, wenn auch seine Tränen flossen; es war notwendig, daß die Cilla ging! Aber er tat ihr leid.

„Wölfchen," sagte sie überredend, „aber, Wölfchen!" Sie versuchte ihn zu besänftigen und zog ihm mit liebevoller Hand die heruntergefallene Decke wieder herauf. Aber sowie sie ihn berührte, stieß er sie von sich.

„Wölfchen — Wölfchen — du mit deinem Wölfchen! Als ob ich noch ein kleines Kind wäre! Ich heiße Wolfgang. Und du bist ungerecht! Neidisch! Du willst nur, daß sie geht, weil ich sie lieber habe, viel lieber als dich!"

Er schrie es ihr ins Gesicht, das tief erblaßte. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie aufschreien vor Schmerz. Sie, die sie so viel um ihn gelitten hatte, setzte er hintenan?! Jetzt fielen ihr auf einmal, brennend und unaustilgbar, alle die Tränen ein, die sie schon um ihn vergossen hatte. Und von all den schweren Stunden der Krankheit war keine so schwer gewesen wie die jetzige.

Sie vergaß, daß er noch ein Kind war, ein ungezogener Junge. Hatte er es denn nicht selber gesagt: ‚Ich bin kein Kind mehr — ?!' Unverzeihlich erschien ihr sein Benehmen. Ohne Wort ging sie zur Tür hinaus.

Er sah ihr betroffen nach: hatte er sie gekränkt?!

Plötzlich kam ihm das Bewußtsein davon — o nein, das wollte er nicht! Schon hob er die Füße aus dem Bett, um ihr auf nackten Sohlen nachzulaufen, sie am Kleide festzuhalten, zu sagen: ‚Du, bist du böse?!‘ — da fiel ihm die Cilla wieder ein. Nein, das war doch zu schlecht von ihr, daß sie die gehen hieß!

Sich weinend unter die Decke verkriechend, faltete er die Hände. Cilla hatte ihm gesagt, daß man zur heiligen Jungfrau beten müsse, zu jener lächelnden Frau im blauen Sternenmantel, die, mit der Krone auf dem Haupt, über dem Altar thront. Die heilte alles. Und wenn die Gott im Himmel um etwas bat, so tat der's. Zu ihr wollte er jetzt beten.

Cilla hatte ihn damals, als die Mutter im Bade und der Vater in Tirol war, einmal mitgenommen in ihre Kirche. Er hatte ihr versprechen müssen, niemandem etwas davon zu sagen, und der Reiz des Geheimnisvollen hatte den Reiz jener Kirche erhöht. Eine unbewußte Sehnsucht zog ihn nach jenen Altären, wo die Heiligen prangten und wo man Gott, den man doch bitten soll wie einen Vater, leibhaftig schauen konnte. In der Kirche, die die Mutter zuweilen besuchte und in der er auch schon gewesen war, hatte es ihm nie so gut gefallen.

Jene Sehnsucht, die ihm wie ein Märchen im Sinn schwebte, kam jetzt mit Gewalt und lebendig über ihn. Ja, so hinknieen können vor der lieben Frau, die reizender war als alle Frauen auf Erden sind, und kaum daß man seine Bitte vortrug, auch schon der Erfüllung gewiß sein, das war schön! Herrlich!

„Gegrüßet seist du, Maria!“ So fing der Cilla

Gebet an; weiter wußte er es nicht, aber er wiederholte das, viele Male. Und nun roch er wieder den Weihrauch, der die Kirche durchduftet hatte, hörte wieder das Schellchen der Wandlung, sah den Geweihten des Herrn, dem die prächtige Stola überm Meßgewand hing, sich verneigen, bald links am Altar, bald rechts. O, wie er es den Knaben in den weißen Chorhemden neidete, die neben ihm knieen durften! Seliger Wohlklang schwebte unterm hochgewölbten Kuppeldach:

„Procedenti ab utroque
Compar sit laudatio —“

so ähnlich hatten sie gesungen. Und dann hatte der Priester die strahlende Monstranz hoch erhoben, und alle Leute hatten sich tief gebeugt. ‚Qui vivis et regnas in saecula saeculorum!‘ Ja, das Latein hatte er gut behalten! Das würde er auch sein Leben nicht vergessen!

Anstoßen hatte ihn die Cilla müssen und flüstern: ‚Komm, wer gehn jetzt,‘ sonst wäre er damals noch lange knieen geblieben in der prächtigen und doch so heimeligen Kirche, in der nichts kalt war und fremd.

Wenn er da doch wieder einmal hinkönnte! Cilla hatte es ihm freilich versprochen zu gelegener Zeit — aber sie sollte ja jetzt weg, und die gelegene Zeit würde nie kommen! Schade! Ein großes Bedauern erhob sich in ihm und zugleich ein Trotz: nein, in die Kirche, wohin die Mutter ging und wohin die aus seiner Schule gingen, dahin ging er nicht!

Und er flüsterte wieder: „Gegrüßet seist du, Maria,“ und bei diesem Flüstern fingen die Tränen, die heiß und zornig über sein Gesicht gelaufen waren, an zu versiegen.

Er war aus dem Bett geklettert und hatte ſich auf den Teppich davor niedergekniet, die zuſammengelegten Hände in Anbetung erhoben, ſo wie er es bei den Engeln auf dem Altarbild geſehen hatte. Seine Augen waren glänzend und weit aufgeſchlagen, ſein Trotz zerfloß in Hingabe.

Als er endlich ins Bett zurückſtieg und endlich die übergroße Müdigkeit ſeine Aufregung niederſchlug und er einſchlief, träumte er von der reizenden Jungfrau Maria, die wohlbekannte Züge trug, und fühlte ſein Herz zu ihr entbrennen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war vierzehn Tage ſpäter, am 1. Oktober, daß Cilla den Dienſt verließ. Frau Schlieben hatte ihr ein gutes Zeugnis geſchrieben; warum ſie eigentlich entlaſſen war, das war dem Mädchen noch nicht recht klar, ſelbſt als es auf der Straße ſtand. Die Frau wollte ein älteres erfahrenes Mädchen haben — ſo hatte ſie geſagt —, aber das glaubte Cilla doch nicht recht, ſie fühlte unbeſtimmt einen andern Grund heraus: die mochte ſie eben nicht leiden. Nun wollte ſie erſt einmal nach Hauſe fahren, ehe ſie einen neuen Dienſt annahm, ſie fühlte Heimweh, und der Abſchied hier aus der Stelle war ihr ſchwer geworden — des Jungen wegen. Wie hatte der geweint! Geſtern abend noch. Er hatte ſich an ihren Hals gehängt und ſie vielmals geküßt, der große Junge, wie ein kleines Kind! Und ſo viel hatte er ihr noch ſagen wollen. Oben auf dem dunklen Flur hatten ſie geſtanden miteinander geſtern abend, da ſcheuchte ſie der Tritt der Frau, die die Treppe heraufkam; gerade noch, daß er in ſeine Stube hatte entwiſchen können.

Und nicht einmal Adieu hatte sie ihm heute sagen können, dem guten Jungen! Denn als er kaum in der Schule war, hatte die Frau gesagt: „So, nun können Sie gehen!“ Ganz verdutzt war sie gewesen, hatte sie doch darauf gerechnet, erst am Nachmittag fortzukommen. Aber nun war das neue Hausmädchen, eine Ältliche mit spitzem Gesicht, auch schon eher angezogen; was sollte sie da auch noch? So hatte sie nur noch rasch die Heiligenbildchen aus ihrem Gebetbuch alle in ein Papier gewickelt und in die Schublade von des Jungen Nachttisch gesteckt — da würde er sie gewiß finden — und ‚Gruß von Cilla‘ darauf geschrieben. Dann war sie abgezogen.

Ihren Korb hatte Cilla als Frachtgut aufgegeben, nun hatte sie nichts zu tragen als ein kleines Ledertäschchen und einen Pappkarton mit Stricken verschnürt. So konnte sie rasch vorankommen. Aber als sie dem Stadtbahnhof zuging, blieb sie auf einmal stehen: um ein Uhr war die Schule aus, nun ging es gegen elf, es kam wirklich nicht darauf an, wenn sie etwas später abfuhr. Wie würde er sich freuen, wenn sie ihm noch Adieu sagte und ‚Vergiß mich auch nicht!‘

Sie drehte um. In der Nähe der Schule würde sich schon eine Bank finden, da wollte sie auf ihn warten.

Die Vorüberkommenden schauten neugierig nach der jungen Person, die wie ein Soldat, still und steif, in der Nähe des Gymnasiums auf Posten stand. Eine Bank hatte Cilla nicht gefunden; sie traute sich nicht weit vom Eingang fort, aus Angst, ihn zu verpassen. So stand sie denn, mit ihrem kleinen Täschchen am Arm, den Karton hatte sie zur Erde gesetzt. Ab und zu fragte sie jemanden,

wieviel Uhr es sei. Die Zeit verging langsam; endlich war es bald eins. Da fühlte sie ihr Herz klopfen: der gute Junge! Schon sah sie seine dunklen Augen freundlich aufglänzen, hörte sein erstauntes: ‚Cillchen, du?!'

Ihren Hut zurechtrückend auf dem schönen blonden Haar, ein höheres Rot auf den roten Wangen, sah Cilla unverwandt hin nach dem Schultor: gleich würde es klingeln — dann kam er angestürmt — da — auf einmal sah sie die Frau. Die — ?! Mit schnellen Schritten kam Frau Schlieben aufs Schultor zu. O weh!

Mit ein paar raschen Sätzen sprang das Mädchen hinter ein Gebüsch: die holte heute selber ihren Wolfgang ab?! Ach, da mußte sie ja gehen! Und sehr betrübt schlich sie zum Bahnhof. All die Freude, in der ihr Herz geklopft hatte, war hin; aber einen Trost hatte sie doch: der Wolfgang würde sie nicht vergessen. Nein, nie! —

Wolfgang war sehr erstaunt, als er seine Mutter sah. Er brauchte doch nicht abgeholt zu werden?! Das hatte sie doch auch früher nicht selber getan?! Er war unangenehm berührt. War er denn ein kleines Kind? Die andern würden ihn auslachen! Ein Unmut brannte in ihm, aber der Mutter Güte entwaffnete ihn.

Sie war heute besonders weich und sehr gesprächig. Sie fragte ihn nach all dem, was sie heute in der Schule gehabt hatten, schalt auch nicht, als er gestand, er habe zehn Fehler im lateinischen Extemporale gemacht, im Gegenteil, sie verhieß ihm einen Ausflug nach Schildhorn am Nachmittag. Es war ja so ein schöner, sonnenheller, fast sommerlicher Herbsttag. Ganz vergnügt schlenderte der Knabe neben ihr her, seine Bücher am langen Riemen schlenkernd.

Daß Cilla heute abgehen ſollte, hatte er augenblicklich ganz vergeſſen.

Freilich, als ſie nach Hauſe kamen und das fremde Mädchen ihnen öffnete, machte er große Augen, und als ſie zu Tiſch gingen und die neue mit dem ſpitzen Geſicht, die ausſah wie ein Fräulein, die Speiſen auftrug, hielt er ſich nicht länger.

„Wo iſt Cilla?“ fragte er.

„Die iſt fort — du weißt doch,“ ſagte die Mutter ſo nebenhin.

„Fort —?!“ Er wurde blaß und dann glühend rot. Alſo gegangen, ohne ihm Adieu zu ſagen?! Er hatte auf einmal keinen Appetit mehr, obgleich er vorher ſolchen Hunger gehabt hatte. Jeder Biſſen würgte ihn; ſtarr ſah er auf ſeinen Teller, wagte nicht aufzublicken, denn er fürchtete, er könnte weinen.

Die Eltern ſprachen über dieſes und jenes — allerlei Gleichgiltiges —, und in ihm ſchrie es: ‚Warum iſt ſie gegangen, ohne mir Adieu zu ſagen?!‘ Das kränkte ihn zu tief. Er konnte es gar nicht faſſen — ſie hatte ihn doch ſo lieb gehabt! Wie hatte ſie's nur übers Herz bringen können, fortzugehen, ohne ihn wiſſen zu laſſen, wo er ſie finden konnte?! Es konnte nicht ſein, das hatte ſie nicht aus freiem Willen getan — ſein Cillchen ſo von ihm gehen?! O nein, nein! Und gerade während er in der Schule war?!

Ein plötzliches Mißtrauen befiel ihn: an ſo etwas hatte er bisher gar nicht gedacht, aber nun war's ihm auf einmal klar — oho, dumm war er denn doch nicht! — eben weil er gerade in der Schule war, hatte ſie fort-

gemußt! Die Mutter hatte die Cilla immer nicht leiden können, die hatte auch nicht gewollt, daß Cilla ihm Adieu ſagte!

Unter geſenkten Wimpern hervor ſchoß der Knabe böſe Blicke nach ſeiner Mutter: das war eine Schändlichkeit von ihr!

In verhaltenem Ingrimm murmelte er: „Geſegnete Mahlzeit“ und ſchlorrte die Treppe hinauf in ſein Zimmer. Im Schubfächchen fand er ſofort die verſteckten Heiligenbildchen — ‚Gruß von Cilla‘ — da brach ſeine Wut aus und ſein Schmerz. Er ſtampfte mit den Füßen und küßte die bunten Bildchen, und ſeine Tränen gaben lauter dunkle Flecke darauf. Dann polterte er die Treppe hinab ins Eßzimmer, wo der Vater noch am Tiſche ſaß und die Mutter am Büfett Obſt und Kuchen in ihren Pompadour packte. Aha, ſie hatte ja mit ihm ſpazieren gehen wollen! Das ſollte ihm gerade einfallen!

„Wo iſt die Cilla hin? Warum haſt du ſie mir nicht Adieu ſagen laſſen?!“

Die Mutter ſah ihn wie erſtarrt an: woher erriet der Junge ihre allergeheimſten Gedanken? Sie brachte kein Wort heraus. Aber er ließ ſie auch zu gar keiner Äußerung kommen, ſeine noch hohe Knabenſtimme überſchlug ſich in der Erregung und wurde dann tief und rauh: „Ja, du — o, ich weiß es ganz genau — du wollteſt es nicht haben, daß ſie mir Adieu ſagte! Du haſt ſie fortgeſchickt, damit ich ſie nicht mehr ſehen ſollte — du, du! Das iſt ſchändlich von dir — das iſt — das iſt gemein!“ Er ging gegen ſie an.

Langſam wich ſie zurück — ſeine Hände hoben ſich, wollte er ſie ſchlagen?!

„Bengel!“ Des Vaters Fauſt packte ihn im Genick. „Was unterſtehſt du dich? Die Hand gegen deine Mutter zu heben?! Du — du!“ Der empörte Mann rüttelte den Knaben, dem die Zähne zuſammenſchlugen, und ſchüttelte ihn wieder und wieder. „Du — du Rüpel, du Nichtsnutz!“

„Sie hat ſie mir nicht Adieu ſagen laſſen,“ ſchrie der Knabe dagegen, „ſie hat ſie weggeſchickt, weil — weil —“

„Du willſt dich noch erdreiſten, ein Wort zu —“

„Doch! Warum hat ſie die Cilla mir nicht Adieu ſagen laſſen, die hat ihr gar nichts getan, die hab' ich lieb gehabt, aber darum, gerade darum —“

„Schweig!“ Ein heftiger Schlag traf des Knaben Lippen. Schlieben kannte ſich ſelber nicht mehr; ſeine Ruhe hatte ihn verlaſſen, des Knaben Widerſetzlichkeit jagte ihn in die Hitze. Wie der ſich gegen ſeine haltende Hand ſträubte, ihm mit dreiſten Augen ins Geſicht ſah! Wie der es wagte, die Stimme gegen ihn zu erheben! „Du“ — er ſchüttelte ihn — „alſo ſo frech?! So undankbar?! Was wäre aus dir geworden — im Elend wärſt du verkommen — ja — ſie hat dich erſt zum Menſchen gemacht — dich aufgeleſen aus dem —“

„Paul!“ Der Schrei ſeiner Frau unterbrach Schlieben. Wie eine Sinnloſe fiel ihm Käte in den Arm: „Nein, nein, laß ihn! Du ſollſt nicht, — nein!“ Sie hielt ihm den Mund zu. Und als er ſie im Ärger von ſich ſchob und den Knaben wieder feſter packte, entriß ſie dieſen ihm und drückte wie ſchützend ſeinen Kopf in ihr Kleid. Sie hielt ſeine Ohren zu. Und angſtvoll, die überweit geöffneten Augen im tief erbleichten Geſicht nach ihrem Manne

kehrend, flehte ſie: „Kein Wort! Ich bitte, ich bitte dich!“

Sein Zorn war noch nicht verraucht. Wahrhaftig, Käte mußte nicht ganz bei ſich ſein! Was entzog ſie denn den Knaben der wohlverdienten Züchtigung?! Mit hartem: „Aber Käte — kein Pardon!“ ging er von neuem auf den Knaben zu.

Da flüchtete ſie dieſen zur Tür hinaus, riegelte ab und ſtellte ſich vor die Tür, wie um den Ausgang zu verſperren.

Nun war Wolfgang fort. Nun waren ſie beide allein, ſie und ihr Mann, und mit dem vorwurfsvollen Ruf: „Du hätteſt es ihm beinah verraten,“ wankte ſie nach dem Sofa. Sie fiel mehr hin, als daß ſie ſich ſetzte, und brach in faſſungsloſes Weinen aus.

Mit großen Schritten ging Schlieben im Zimmer auf und ab. In der Tat, da hätte er ſich von ſeiner Empörung beinahe hinreißen laſſen! Aber wäre es denn ein Unglück geweſen, wenn er dem Jungen ein Licht aufgeſteckt hätte?! Mochte der nur wiſſen, woher er ſtammte, und daß er nichts, eigentlich gar nichts hier zu ſuchen hatte! Daß er alles aus Gnade empfing! Es war durchaus nicht nötig, eher nachteilig als wünſchenswert, ihm das zu verheimlichen. Aber wenn ſie es denn durchaus nicht haben wollte!

Er unterbrach ſein Hin- und Hergehen, blieb vor der in der Sofaecke Weinenden ſtehen und ſah auf ſie nieder. Sie tat ihm ſo unendlich leid. Das hatte ſie nun für all ihre Güte, ihre Selbſtloſigkeit, für all ihre Aufopferung! Sacht legte er ihr, ohne Wort, die Hand auf den tiefgeſenkten Scheitel.

Da richtete ſie ſich jäh auf und haſchte nach ſeiner Hand: „Und tu ihm nichts, ich bitte dich! Schlage ihn nicht! Ich bin ſchuld — er hat's erraten. Ich konnte ſie nicht leiden, ich habe ihr gekündigt, und dann habe ich ſie heimlich fortgeſchickt — nur, weil er ſie lieb hatte, gerade darum! Ich fürchtete ſie. Paul, Paul" — ſie rang reuevoll die Hände — „o Paul, ich ſchäme mich vor dem Kinde, ich ſchäme mich vor mir ſelber!" — —

Wolfgang hockte oben in ſeiner Stube und hielt die Heiligenbildchen in der Hand. Die waren nun ſein köſtlichſter, ſein einziger Beſitz; ein teures Andenken. Wo ſie jetzt wohl ſein mochte? Noch hier im Grunewald? Schon in Berlin? Oder noch viel weiter? Ach, wie er ſich nach ihr ſehnte! Ihr freundliches, ihm heimlich-zulächelndes Geſicht fehlte ihm, und dies Vermiſſen ſteigerte ſich bis zur Unerträglichkeit. Hier war ja keiner, der ihn ſo lieb hatte, wie ſie ihn lieb gehabt — den er ſo lieb hatte, wie er ſie lieb gehabt hatte!

Nun Cilla fort war, vergaß er, daß er ſie doch auch oft ausgelacht und gehänſelt, ſich auch jungenhaft mit ihr gezankt hatte. Nun wuchs ſeine Sehnſucht ins Unbegrenzte, und ihre Geſtalt wuchs mit. Wurde ſo groß und ſtark, ſo übermächtig, daß ſie ihm den Blick benahm auf alles andre, was noch um ihn war. Er warf ſich auf den Teppich und krallte die Hände hinein; ſo mußte er ſich halten, ſonſt hätte er alles um ſich zerſchlagen, alles, kurz und klein.

Das war der Tritt des Vaters auf der Treppe! Es rüttelte an ſeiner Tür. Mochte er rütteln! Wolfgang hatte ſich eingeſchloſſen.

„Mache ſofort auf!“

Aha, nun gab's Prügel! Haſtig wiſchte ſich Wolfgang die Tränen ab, biß die Zähne zuſammen und kniff die Lippen aufeinander.

„Nun, wird's bald?!“ Immer ſtärker wurde das Rütteln.

Da ging er und ſchloß auf. Der Vater trat ein; nicht mit dem Stock, den der Knabe in ſeiner Hand vermutet hatte, aber mit Zorn und Kummer auf der Stirn.

„Komm ſofort herunter! Du haſt deine arme, gute — nur zu gute Mutter tief gekränkt. Komm jetzt zu ihr und bitte ab. Zeige ihr, daß dir's leid tut — hörſt du?! Komm!“

Der Knabe rührte ſich nicht. Mit einem namenlos unglücklichen, zugleich aber auch verbiſſenen Ausdruck ſtarrte er, am Vater vorbei, ins Leere.

„Du ſollſt kommen — hörſt du nicht? Deine Mutter wartet!“

„Ich komm' nicht! Wolfgang murmelte es; kaum daß er die Zähne voneinander brachte.

„Was —?!“ Sprachlos, ganz benommen von ſo viel Frechheit, ſtarrte der Mann den Knaben an.

Dieſer erwiderte ſeinen Blick, groß und ſtarr. Das junge Geſicht war ſo blaß, daß die dunklen Augen noch dunkler erſchienen; abgrundſchwarz.

‚Böſe Augen,‘ ſagte ſich Schlieben. Und von einem alten, längſt vergeſſenen, aber trotz allem und allem immer noch in der tiefſten Seele ſchlummernden, jetzt plötzlich lebendig gewordenen Argwohn jäh übermannt, faßte er

den Knaben vorn bei der Bruſt und hielt ihn ſo mächtig, daß es keinen Widerſtand mehr gab.

„Bengel! Burſche! Haſt du denn gar kein Herz? Sie, die dir ſo viel Gutes getan hat, ſie, ſie wartet auf dich — und du, du willſt nicht?! Auf die Kniee, ſag' ich! Voran — bitte ab! Sofort!“ Und er faßte den keine Regung Zeigenden nun im Genick anſtatt bei der Bruſt, und ſtieß ihn vor ſich her, die Treppe hinunter, hinein ins Zimmer, wo Käte ſaß, verſunken in ihren Kummer, die Augen rotgeweint.

„Hier kommt einer, der abbitten will,“ ſagte Schlieben und ſtieß ihr den Knaben vor die Füße.

Wolfgang hatte ſchreien wollen: ‚nein, ich bitte nicht ab, nun erſt recht nicht!‘ — da tat ſie ihm auf einmal ſo leid. Ach, die war ja ebenſo unglücklich wie er — ſie paßten nun einmal nicht zueinander! Das war wie eine plötzliche Erkenntnis, die ſeinen Blick vertiefte, ſein Kindergeſicht ſo verſchärfte in allen Linien, daß es alt wurde über ſeine Jahre.

Aufſchluchzend ſtieß er heraus: „Verzeih!“ Er hörte es ſelber nicht, wie viel Qual in ſeinem Ton lag, er fühlte auch kaum, daß ihre Arme ihn emporzogen, daß er für Augenblicke an ihrer Bruſt lag und ſie ihm die Haare aus der glühenden Stirn ſtrich. Er war wie halb bewußtlos; nur eine große Leere fühlte er und eine unklare Troſtloſigkeit.

Wie im Traum hörte er den Vater ſprechen: „So iſt's recht! So, nun geh und arbeite! Und beſſere dich!“ Und der Mutter ſanfte Stimme: „Ja, er wird ſchon!“ Wie ein Nachtwandelnder ging er die Treppe hinauf. Er ſollte jetzt arbeiten — wozu, warum?! Es war ja

alles so gleichgiltig. Gleichgiltig war es, ob die hier ihn lobten oder tadelten — was ging ihn alles hier an?! Er mochte hier überhaupt nicht mehr sein, nicht länger mehr bleiben — nein, nein! Wie im Abscheu schüttelte er sich.

Lange stand er dann auf einem Fleck, ins Leere stierend. Und vor seinen starrenden Blicken erstand allmählich eine große, eine unermeßliche Weite — Kornfelder und Heide, rote blühende Heide, in der die Sonne versinkt, stille Wasser, an denen ein einsamer Vogel lockt und über all dem feierlich-schönes Glockengeläut. Da mußte er hin! Verlangend streckte er die Arme aus, seine verweinten Augen glänzten auf.

Wenn sie ihn hier hielten, festhielten — nein, sie konnten ihn nicht halten! Dahin mußte er!

Wie gezogen näherte er sich dem Fenster. Tief war's da hinunter, zu tief für einen Sprung, aber er würde doch hinabkommen. Über die Treppe ging es freilich nicht, da würden sie ihn hören, aber so — ha, so!

Sich auf das äußere Gesims des Fensters knieend, streckte er tastend die Füße nach der Wasserrinne aus, die, zur Seite des Fensters, die ganze Wand des Hauses hinablief. Ha, er fühlte sie! Da rutschte er vom Sims herab, hing nur noch mit den Fingerspitzen daran, baumelte für ein paar Momente in freier Luft, hatte dann die Wasserrinne zwischen den Knieen, ließ die Finger vollends vom Sims, umklammerte das Blechrohr und fuhr daran hinab, rasch und lautlos.

Scheu sah er sich um: es hatte ihn niemand gesehen! Niemand war auf der Straße, fern wanderten nur ein paar Spaziergänger. Geduckt schlich er unter den Parterre-

fenſtern her — nun war er im Garten hinter den Bosketts — nun über den Zaun — ſeine Hoſe ſchlitzte, das machte nichts — nun ſah er mit einem Gefühl wilden Triumphes nach dem Hauſe zurück. Er ſtand drüben auf dem öden Feld, das noch immer unbebaut lag; ſtand, gedeckt von einem wilden Hollunderbuſch, deſſen erſten Sprößling er vor Jahren, als Kind, hier eingeſenkt hatte. Keine Empfindung des Bedauerns regte ſich in ihm. Flüchtig wie ein Wild, das Schüſſe hört, jagte er davon, dem deckenden Walde zu.

Er rannte und rannte, lief noch, als längſt kein Laufen mehr not tat. Erſt eine völlige Erſchöpfung zwang ihn, innezuhalten. Er war immer quer durchgelaufen, ohne jeglichen Weg; nun wußte er nicht mehr, wo er war. So viel war ſicher, er war ſchon weit fort; ſo weit war er auf ſeinen Räuberzügen mit den Spielgefährten nicht gekommen, ſo tief in den Wald hinein nicht, auch nie auf Spaziergängen ſo gänzlich ins Pfadloſe, ins ganz Einſame. Hier konnte er ruhig eine Weile raſten.

Er warf ſich auf den Boden, deſſen Sand nur feinfädiges Gras und in kleinen Senkungen einige Beſtände von Adlerfarrn wies. Um ihn reckten ſich ſtille Bäume wie ſchlanke Säulen, die den Himmel zu tragen ſchienen.

Hier lag er eine Weile auf dem Rücken und ließ das Blut ausraſen, das ihm wie toll durch die Adern ſchoß. Er glaubte das unerklärlich heftige Pochen ſeines Herzens laut zu hören — o, wie unangenehm es ihm da in der Bruſt hämmerte und ſtach, ſo hatte er noch nie ſein Herz geſpürt! Freilich, ſo war er auch noch nie gelaufen, wenigſtens ſeit der Krankheit nicht. Er mußte nach Luft ringen,

er glaubte zu erſticken. Endlich konnte er wieder bequemer atmen; jetzt brauchte er nicht mehr die Naſenflügel zu blähen und mit offenem Munde zu ſchnappen. Jetzt genoß er ein Wohlbehagen, das allmählich über ihn kam.

Es war noch nicht dämmerig, als er wieder weiterging, aber doch ſchon begann der Spätnachmittag zu zeigen, daß es Oktober war. Der Sonnenſchein, der durch die roten Kiefernäſte fiel, hatte etwas unendlich Mildverklärtes, eine ſüße Sanftheit, die auch den wilden Durchgänger ſänftigte. Er ging in einem Traum — wohin? Das wußte er nicht, daran dachte er auch nicht, er ging eben, ging. Ging einer Sehnſucht nach, die ihn unwiderſtehlich zog, die wie eine ihr Neſt ſuchende Taube vor ihm herflatterte, girrte und lockte. Und die Taubenſchwingen waren ſtärker denn Adlerfittiche.

Wo die Sehnſucht flog, da waren keine Menſchen. Da war es ſo friedlich-ſtill. Nicht einmal der Fuß, der in Moos und kurzem Gras verſank, machte ein Geräuſch. Dünnen Kerzen gleich, die oben brannten, ſo ſtanden die Kiefern in ſonnigen Abendgluten. Kein herbſtliches Blatt, in dem ein Wind hätte raſcheln können, lag am Boden; über die glatten Nadeln und die farbloſen Zäpfchen, die von den Kronen herabgeſunken waren, ſtrich die Luft hin ohne Laut.

Daß es ſo ſchön hier war! Mit einem ſtaunenden Entzücken ſah Wolfgang ſich um. So ſchön hatte es ihn früher doch nie gedeucht! Freilich, da wo die Villen ſtehen und die Wege führen, da war's auch nicht ſo wie hier! Sein Blick glitt bald nach rechts, bald nach links, und mit Neugier voraus in den Dämmer des Waldes. Da, wo das letzte Sonnengold nicht wie rotes Blut an

den riſſigen Borken klebte, da, wo das Licht nicht mehr hin traf, war ein weiches, geheimnisvolles Dunkeln, in dem die mooſigen Stämme mit ihrem tiefen Grün trotzdem leuchteten. Und ein Duften war hier, ſo feucht-kühl, herb und friſch, daß die Bruſt wie befreit aufatmete und eine neue Kraft durch die Glieder rann.

Wolfgang begann jetzt, hier in der großen Ruhe die Aufregungen des Tages zu empfinden. Er faßte ſich nach der heißen Stirn — ah, jetzt merkte er, daß er nicht einmal eine Mütze hatte! Aber was machte das? Er war frei frei! Mit einem Jauchzen ſchoß er dahin, und dann erſchrak er über die eigne laute Stimme: ſt, ſtill! Nur nicht wieder eingeſperrt werden, frei ſein, frei!

Nun fühlte er keine Sehnſucht mehr. Eine große Wonne durchrann ihn, eine ſchrankenloſe Seligkeit. Die Augen ſtrahlten ihm — er riß ſie weit auf — er konnte gar nicht genug die Welt beſtaunen, als ſähe er ſie heut zum erſten Mal. Er rannte gegen die himmeltragenden Stämme und umfing ſie mit beiden Armen; er drückte ſein Geſicht an die harzige Rinde. War dieſe Rinde nicht weich, ſchmiegte ſie ſich nicht an ſeine glühende Wange wie eine ſchmeichelnde Hand?!

Er warf ſich aufs Moos und reckte ſich lang und rekelte ſich in höchſtem Behagen und ſprang dann wieder auf — es litt ihn doch nicht — er mußte ſehen, genießen, ſeine Freiheit genießen.

Nur ein einziger roter Streif über dem blauenden Wald verriet noch, wo die Sonne geſtanden hatte, als er ſich erſt bewußt wurde, wo er eigentlich war. Hier führte die ehemalige Heerſtraße von Spandau nach Potsdam; roſtbraune

und gelbe Kaſtanien zogen eine Allee durch ödes Land. In ſelten mehr befahrenen Wegrinnen lag der Sand fußhoch. Aha, hier kam man alſo nach Potsdam oder nach Spandau, je nachdem! Jedenfalls zu Häuſern und zu Menſchen — o weh, hörte man da nicht ſchon Hahnenkrähen und ein Rattern wie von langſamen Rädern?!

Kurz entſchloſſen bog der Knabe links ab von der alten Fahrſtraße, kroch durch einen verbogenen Stacheldrahtzaun, der ein Stück Rodung, das neu angeſchont war, ſchützen ſollte, ſprang wie ein Hirſch in weiten Sätzen über die kaum handhohen Pflänzlinge dahin nnd ſuchte eine Deckung.

Er brauchte keine, hierher kam kein Menſch. Langſamer ging er zwiſchen den kleinen Bäumchen; er hütete ſich wohl, ſie zu treten, bückte ſich und beſah ſie, ſchritt ſie ab wie ein Ackerer ſeine Furchen.

Und auf einmal war es Abend. Über die Erde waren Nebel gekrochen, leicht und klein, waren dann aufgeſtanden und größer geworden, waren hingehuſcht über die Rodung im ſich erhebenden Nachtwind und hatten ſich dort den einzelnen, ſtehengebliebenen Knorren wie der Geſpenſter winkende Schleier angehängt.

Aber Wolfgang fürchtete ſich nicht; er empfand kein Grauen. Was konnte ihm hier geſchehen, hier, wohin nur ab und zu der ferne Pfiff einer Eiſenbahn tönte und der Wind ein wenig Rauch, der Lokomotive entriſſen, wie ein leichtes, raſch ſich löſendes Wölkchen trug?!

Als wäre man in der Prärie, in den Steppen, dachte ſich der Junge, da, wo keine Hütten mehr ſind, nur Lagerfeuer ihr bißchen Rauch zum Zeichen ſenden. In die Seligkeit ſeiner Freiheit miſchte ſich eine gewiſſe Abenteurerluſt. Das hatte

er sich immer einmal gewünscht, im Freien zu kampieren. Ein Feuer würde er freilich nicht anzünden können und daran kochen; er hatte nichts dazu. Aber Hunger empfand er auch nicht, nur jetzt das einzige Bedürfnis, recht tief und lange zu schlafen.

Ohne Bedenken streckte er sich hin; der Boden war schon kühl, aber sein Anzug war dick und ließ die Kälte nicht durch. Den Kopf ein wenig erhöht bettend, reckte er das Gesicht gegen den Nachthimmel. An dem zogen milde Sterne auf und lächelten zu ihm nieder.

Er hatte geglaubt, gleich einzuschlafen, überwältigt von Müdigkeit, aber nun lag er doch noch lange mit offenen Augen. Ein unerklärliches Empfinden hielt ihn wach: dies war zu schön, zu schön, dies war ja schon ein herrlicher Traum! Goldene Augen behüteten ihn, ein samtiger Mantel hüllte ihn ein, eine Mutter wiegte ihn weich.

Fort waren Sehnsucht, Trotz, Schmerz, Wut, alles, was weh tat. Nur ein Glück war geblieben im unendlichen Frieden.

XII

Orida Lämke war nun eingesegnet, sie trug den Rock fast bis zur Erde, und als sie Wolfgang Schlieben nach langer Zeit wieder zum ersten Mal begegnete, war ihr Gruß nicht mehr das vertraulich-bekannte Nicken der Kind-

heit. Aber ſie blieb bei dem früheren Spielgefährten ſtehen.

„Na, Wolfgang,“ ſagte ſie lachend und zugleich ein bißchen von oben herab — ſie kam ſich ſo unendlich überlegen vor —, „na, was machſte denn?“

„Gut!“ Er ſetzte eine unternehmende Miene auf, die nicht ganz zu dem Blick ſeiner Augen paßte.

Sie muſterte ihn: war der Wolfgang ein Kerl geworden! Aber er hielt ſich ſo ſchlecht, ſo vornüber! „Halt dir doch jrade,“ ermahnte ſie und reckte ihre eigne binſengleiche Schlankheit. „Warum machſte denn ſo 'n Buckel?! Und mit den Augen plinkerſte, als wärſte kurzſichtig. Na, warte man, du ſollteſt mal bei meine Prinzipalin kommen — au weih, die würde dir ſchön zurechtſtutzen!“ Sie kicherte in ſich hinein, ihre ganze ſchmale Figur ſchüttelte ſich vor heimlicher Lachluſt.

„Du biſt ſo vergnügt,“ ſagte er langſam.

„Na, warum denn nich? Meinſte, ſo'n oller Drache kann mir die Laune verderben?! Na, ſo dumm! Wenn ſie ſchimpft, duck' ich mir, ich ſage kein Wort, aber innerlich amüſiere ich mir! Haha!“ Ihre helle Stimme klang unendlich heiter.

Wie hübſch ſie war! Des Knaben dunkle Augen hefteten ſich auf Frida Lämke, als hätte er ſie noch nie geſehn. Auf ihrem blonden Haar, das ſie nicht mehr in einem langen Zopf trug, ſondern im Nacken in einem dicken Knoten, ſchimmerte die Sonne. Ihr Geſicht war ſo rund, ſo blühend!

„Du kommſt nie mehr zu mir,“ ſagte er.

„Wie kann ich denn?!“ Die Achſeln zuckend, tat ſie

wichtig. „Was meinſte wohl, was ich zu tun habe! Morgens ſchon vor achte 'rein mit die Stadtbahn, un denn nur zwei Stunden Tiſchzeit — immer 'rein, 'raus — un abends bin ich meiſt nie vor zehne zu Hauſe, oft auch noch ſpäter. Dann bin ich ſo müde, dann ſchlafe ich wie 'ne Ratze. Aber Sonntags, dann läßt mir Mutter mal ausſchlafen, und nachmittags jehe ich mit Arturn und Flebbe los, wir —"

„Wo geht ihr hin?" fragte er haſtig. „Ich kann ja auch mal mitgehn!"

„Och du!" Sie lachte ihn aus. „Du darfſt ja nich!"

„Nein!" Tief ſenkte er den Kopf.

„Na, ſei man nich traurig," ermunterte ſie und fuhr ihm mit dem Zeigefinger, an dem der ſchäbige Glacéhandſchuh an der Spitze aufgeſprungen war, ums Kinn. „Dafor biſte ja auch Schüler vons Gymnaſium. Artur kommt nächſten Herbſt auch in de Lehre. Mutter denkt, bei'n Friſeur. Un Flebbe, der lernt ja ſchon Matrealiſt — ſein Vater hat's ja dazu — wer weiß, der kriegt an'n Ende noch mal 'n eijnes Jeſchäft!"

„Ja," ſagte Wolfgang eintönig in ihr Plaudern hinein. Wie verloren ſtand er auf der Straße, ſeine Bücher unter den Arm gepreßt. Ach, wie weit, weit war die hier, waren die alle drei nun auf einmal von ihm gerückt! Die, mit denen er einſt täglich geſpielt hatte, deren Hauptmann er ſtets geweſen war, die waren nun ſchon ſo groß, und er, er war noch ein dummer Schuljunge!

„Verflixt!" Mit einer heftigen Gebärde ſchleuderte er ſeinen Bücherpacken von ſich, daß der Riemen, der ihn zuſammenhielt, ſich löſte. Alle Bücher und Hefte flogen

auseinander und lagen voneinander gespreizt im Staub der Straße.

„Au weh, aber Wölfchen!“ Frida bückte sich ganz erschrocken und las eifrig alles zusammen.

Er half ihr nicht auffammeln. Mit einem bösen Ausdruck starrte er vor sich hin.

„Da — da hafte se wieder,“ sagte das vom emsigen Bücken ganz rot gewordene Mädchen, pustete die Bücher ab und zwängte sie ihm wieder unter den Arm.

„Ich mag nicht!“ Er ließ sie wieder fallen.

„Na, du bist jut! Was fällt dir denn ein — die teuern Bücher!“ Sie konnte sich ordentlich über ihn ärgern. „Weißte denn nich, daß die Jeld kosten?!“

„P—!“ Er machte eine Handbewegung, wie: was macht das?! „Dann werden eben neue gekauft!“

„Wenn dein Vater auch Jeld genug hat,“ ereiferte sie sich, „das 's doch nich recht von dir, so mit die juten Sachen umzujehn!“

Er sagte kein Wort hierauf, aber er hob nun die Bücher auf und schnallte sie wieder in den Riemen. Verlegen standen sie beide zusammen. Sie sah ihn verstohlen von der Seite an: hatte der sich aber verändert! Und er ärgerte sich über seine Heftigkeit: was sollte sie nun wohl von ihm denken?!

„Ich muß nu jehn,“ sagte sie plötzlich, „sonst krieg' ich nich mal mehr mein Mittagessen jejessen — au, hab' ich 'n Hunger!“ Sie legte die Hand auf den Magen: „Das wird schmecken! Mutter hat heute Pellkartoffeln un Hering!“

„Ich gehe mit!“ Seinen Schritt dem ihrigen anpassend, trabte er neben der eilig Trippelnden her.

Sie war ganz rot geworden: was würde die Mutter ſagen, wenn ſie Wolfgang mitbrachte?! Nein, das ging wirklich nicht an, es war ja heute, gerade heute bei ihnen nicht aufgeräumt! Und gelogen hatte ſie auch: es gab ja gar nicht Hering, nur Zwiebelſauce zu den Pellkartoffeln!

Sie genierte ſich vor Wolfgang. „Nee, jeh du man nach Hauſe," ſagte ſie und verſchanzte ſich hinter einem Schmollen, „biſte ſo lange nich bei uns jeweſen, brauchſte auch heute nich. Ich bin dir böſe!"

„Mir böſe — mir?! Was hab' ich denn getan? Ich ſollte doch nicht zu euch kommen, ich durfte doch nicht — dafür kann ich doch nicht! Frida!"

Sie fing an zu rennen, blutrot im Geſicht; er rannte neben ihr her. „Frida! Frida, mir, mir kannſt du doch nicht böſe ſein?! Och, Frida, ſei doch nicht ſo! Frida, laß mich doch mitgehen! Nun bin ich dir endlich mal begegnet, und nun biſt du ſo?!"

Es lag Trauer in ſeiner Stimme. Sie fühlte die wohl heraus, aber zugleich ärgerte ſie ſich: was brauchte er ſich ihr ſo anzukleben! Flebbe würde das auch gar nicht recht ſein! Und ſo ſagte ſie ſchnippiſch: „Wir paſſen ja doch nich zuſammen. Jeh du nur mit deinen Fräuleins. Zu denen jehörſte nu mal!"

„Sag das noch mal — unterſteh dich!" Grob ſchrie er's und hob die Hand, als wollte er ihr einen Schlag geben. „Dumme Zieraffen, was gehen die mich an?!"

Er hatte recht — das mußte ſie ihm innerlich zugeſtehen — nie hatte er ſich an einen der Backfiſche herangemacht, die

hier rund herum in den Villen wohnten. Sie wußte es wohl, daß er ſie allen vorzog, und fühlte ſich geſchmeichelt in ihrer Eitelkeit; beſänftigend ſagte ſie, aber zugleich ausweichend: „Nee, Wölfchen, du kannſt aber doch nich mehr mit mir jehen, es paßt ſich doch nu mal nich mehr!“ Und ſie bot ihm die Hand: „Adieu, Wolfgang!“

Sie waren gerade zwiſchen dem Buſchwerk eines kleinen Schmuckplatzes mit Bänken, an dem die Villen, hinter Vorgärten ganz verſteckt, weit zurücklagen. Kein Menſch war in Sicht im ſtillen Mittagsſonnenglanz. Aber wären auch Leute gekommen, es hätte ihn nicht abgehalten; mit beiden Armen packte er ſie wie in einer Art von Wut: „Ich gehe mit — ich laß dich nicht!“

Unſanft wehrte ſie ſich: was fiel dem dummen Jungen ein?! Der war wohl verrückt?! „Laß mich doch,“ fauchte ſie wie eine kleine Katze, „läßte mich jleich los?! Au! Warte man, ich ſage es Flebben, der ſoll dir auf 'n Kopp kommen! Laß mich doch in Ruhe!“

Er ließ ſie nicht los. Ohne Wort hielt er ſie umklammert, ſeine Bücher lagen wieder im Staub.

Wollte er ſie küſſen oder ſchlagen?! Sie wußte es nicht; aber ſie hatte Angſt vor ihm und wehrte ſich wie ſie konnte. „Du Durchbrenner,“ ziſchte ſie ihn an, „na, du biſt 'n Schöner! Rennt fort von Hauſe, verkriecht ſich im Walde! Aber ſie haben dir ja doch jekriegt — ätſch!“

Er hatte ſie plötzlich losgelaſſen; ſie ſtand vor ihm und höhnte ihn aus. Nun hätte ſie gut fortlaufen können, aber nun reizte es ſie, ſtehen zu bleiben und ihn herunterzumachen: „Durchbrenner! Ausreißer!“

Er war ſehr rot geworden, den Kopf hielt er tief geſenkt.

„Wie konntſte das bloß machen?“ fuhr ſie fort mit einer gewiſſen Grauſamkeit. „Na, ſo dumm! Alle haben ſe dir ausjelacht! Wir wollten 't abſolut erſt jar nich jlauben. Nee, ich ſage, rennt der Bengel weg, ohne Jeld, ohne Mütze, ohne 'n Stück Brot in der Taſche! Du wollt'ſt wohl ſo nach Amerika, was?!“ Sie muſterte ihn von Kopf bis zu Füßen, und dann warf ſie ihren Oberkörper ein wenig hintenüber und lachte laut: „Na, ſo was!“

Er hob den Kopf nicht, murmelte nur vor ſich hin: „Lachen ſollſt du nicht drüber — nein, lachen nicht!“

„Na, was denn? Vielleicht weinen? Was jeht's mich an! Deine Mutter hat jenug drüber jeweint, un dein Vater iſt 'rumgerannt wie 'n Verrückter. Die janzen Beamten vons Revier waren auf 'n Beinen. Sag mal, du haſt wohl ordentlich Dreſche jekriegt, als ſie dir nach Hauſe brachten am Schlafittchen?!“

„Nein!“ Er hob plötzlich den Kopf und ſah ihr ſtarr in die ein wenig boshaft funkelnden Augen.

Es war etwas in dieſem Blick — ein ſtummer Vorwurf — das zwang ſie, ihre Lider zu ſenken.

„Geſchlagen haben ſie mich nicht — das hätte ich mir auch nicht gefallen laſſen — nein, geſchlagen nicht!“

„Eingeſperrt?“ fragte ſie neugierig.

Er gab ihr keine Antwort; was ſollte er ſagen?! Nein, eingeſperrt hatten ſie ihn nicht, er durfte frei umhergehen in Haus und Garten, auf der Straße, in der Schule — und doch, er war doch nicht frei!

Tränen ſchoſſen ihm plötzlich in die Augen; ſtammelnd

und ſtockend brachte er's heraus: „Du — du ſollteſt — mich — nicht — nicht höhnen — Frida! Ich bin ſo — ſo —"

Er wollte ſagen ‚unglücklich'; aber das Wort kam ihm zu klein vor und auch wieder zu groß. Und er ſchämte ſich, es laut auszuſprechen. So ſtand er ſtumm, wie mit Blut übergoſſen; und nur Tränen, die er nicht mehr zurückhalten konnte, rollten über ſein Geſicht und fielen in den Staub der Straße.

Es waren Tränen des Schmerzes und der Wut. Über ein halbes Jahr war's nun ſchon her — ach, ſchon länger — aber es drückte ihn doch noch, als wäre es geſtern geweſen. Keinen Augenblick noch hatte er's vergeſſen, daß ſie ihn eingefangen hatten mit ſolcher Leichtigkeit. So bald hatten ſie ihn gefunden! Beim Morgengrauen ſchon, noch ehe die Sonne eines neuen Tages aufgegangen war. Und eingebracht hatten ſie ihn im Triumph. Was ihm eine große Tat geweſen war, ein Heldenſtück, das war ihnen ein Dummerjungenſtreich. Die Mutter hatte wohl viel geweint, aber der Vater hatte ihn nur am Ohrläppchen gezogen: ‚Einmal und nicht wieder, mein Sohn, das merke dir!'

Wolfgang weinte ſtill, aber heftig. Frida ſtand vor ihm und ſah ihn weinen, und plötzlich ſchoß es auch ihr naß in die Augen — ſie war doch immer ſeine gute Freundin geweſen. Nun weinte ſie mit.

„Wölfchen," ſchluchzte ſie, „weine man nich! Es is ja nich ſo ſchlimm! Die Leute wiſſen ſchon niſcht mehr davon — ſo was verjißt ſich! Zu ſchämen brauchſte dir noch lange nich — warum denn? Daß de denen bei dir zu Hauſe mal en bißchen bange jemacht haſt, ſchad't jar niſcht! Nu ſagſte einfach, wenn ſe dir nich zu uns laſſen:

‚denn renne ich wieder weg!‘ Komm man nächſten Sonntag nachmittag, denn jehe ich nich mit Artur un Flebbe — nee, denn warte ich auf dich!“

Mit der einen Hand wiſchte ſie ſich die Tränen ab, mit der andern ihm.

So ſtanden ſie im hellen Sonnenglanz, inmitten von blühenden Büſchen. Flieder duftete; ein Rotdornbaum und ein Goldregen ſtreuten, geſchüttelt vom leiſen Maiwind, ihre ſchönfarbigen Blütenblättchen über ſie. Der dunkle und der blonde Kopf neigten ſich dicht zueinander.

„Frida,“ ſagte er und faßte ihre Hand ſo feſt, als klammerte er ſich daran, „Frida, biſt du mir denn wenigſtens noch gut?!“

„Na, natürlich!“ Sie nickte und ließ, noch Tränenſpuren im Geſicht, gleich wieder ihr helles, frohes Lachen ertönen. „Das wäre ’ne nette Freundſchaft, wenn die ſo raſch in die Wicken jinge! Da —!“ Sie ſpitzte den Mund und gab ihm einen Kuß.

Er wurde ſehr verlegen, ſie hatte ihm ja noch nie einen Kuß gegeben.

„Da!“ Sie gab ihm noch einen. „Un nu ſei man auch wieder verjnügt, mein Junge! Es is ja ſo ’n wunderſchönes Wetter!“

* * *

„Du kommſt heute ſpät,“ ſagte die Mutter, als Wolfgang, ſtatt um eins, erſt um zwei aus der Schule kam. „Du haſt doch nicht etwa nachbleiben müſſen?“

Ein Gefühl des Unmuts ſtieg in ihm auf: wie kontrollierte ſie ihn doch immer! Die frohe Stimmung, in

die ihn ſeine Freundin Frida verſetzt hatte, war hin; die Feſſeln drückten wieder. Aber er dachte noch viel an Frida. Am Nachmittag, beim Arbeiten, tauchte ihr Kopf mit dem dicken Haarknoten immer hinter ſeinem Pult auf und reckte ſich über ſein Buch und ſtörte ihn; aber es war eine angenehme Störung. Schade, daß Frida ſo wenig Zeit mehr hatte! Wie war das doch ſchön geweſen, als ſie noch Kinder waren! Sie war ihm immer die Liebſte geweſen, mit ihr hatte er noch beſſer ſpielen können als mit den beiden Jungen, ſie hatte ihn immer verſtanden und immer zu ihm gehalten — ach!

Es war ihm, als müßte er jetzt den Jungen, der damals Räuberhauptmann geſpielt und ſich Kartoffeln in der Aſche gebraten hatte, als müßte er ſelbſt den Jungen, der einmal ſo krank geweſen war, daß man ihn, als er zum erſten Mal an die freie Luft ſollte, im Krankenſtuhl fahren mußte, als müßte er dieſen Jungen ſo recht aus tiefſter Seele beneiden. Der, der jetzt hier am Pult ſaß und zerſtreut über ſeine Hefte hinweg ins Leere blinzelte, der war dieſer Junge nicht mehr. Der war kein Kind mehr! Es kam Wolfgang auf einmal vor, als läge eine goldene Zeit unwiederbringlich verloren und weit hinter ihm. Als hätte er gar keine Freuden mehr vor ſich. Hatte der Prediger, zu dem er jetzt in die Konfirmandenſtunde ging, nicht auch geſagt: ‚Ihr ſeid nun nicht Kinder mehr?!‘ Und hatte der Prediger nicht weiter geſprochen: ‚Der Ernſt des Lebens tritt nun bald an euch heran?!‘ Ach, der war ſchon da!

Die Stirn gerunzelt, das zerkaute Ende des Federhalters zwiſchen den Zähnen, ſaß Wolfgang unluſtig vor ſeiner Arbeit. Er brütete. Allerlei Gedanken kamen ihm,

die er früher nie gehabt hatte; Worte fielen ihm auf einmal ein, die er noch nie ſo überlegt hatte. Was hatten eigentlich die in der Klaſſe dabei, daß ſie ihn oft ſo ſonderbar fragten?! Sie fragten nach ſeinen Eltern — na, was war denn an denen ſo Merkwürdiges?! — und wechſelten dabei untereinander Blicke und ſahen ihn ſo neugierig an! Was hatte er denn Komiſches an ſich?! Der Lehmann war am neugierigſten — und ſo unverſchämt! Der hatte ihn neulich ſo verſchmitzt angeplinkt von der Seite und die Backen aufgeblaſen, als müßten die platzen beim Lachen über das beſonders witzige: ‚Du ſiehſt deinem Alten aber mal verflucht wenig ähnlich!‘ Sah er wirklich weder Vater noch Mutter ähnlich — keinem von beiden?!

Als Wolfgang ſich heute am Abend auskleidete, ſtand er lange vor dem Spiegel, der über ſeinem Waſchtiſch hing, ein Licht in der Hand, und hielt es bald rechts, bald links, bald höher, bald tiefer. Heller Schein fiel auf ſein Geſicht. Der Spiegel war gut, gab jeden Zug treulich wieder in ſeinem klaren Glas — aber da war keine, auch gar keine Ähnlichkeit zwiſchen dieſer derben Naſe und dem feinen Näschen der Mutter! Auch des Vaters Naſe war ganz anders. Und keiner von den Eltern hatte eine ſo breite Stirn mit tief hineingewachſenem Haar, und auch nicht ſo faſt zuſammenſtoßende Brauen — dunkle Augen hatte der Vater zwar, aber ſahen ſie dieſen hier, die ſo ſchwarz waren, daß ſelbſt das ganz nahe gehaltene Kerzenlicht ſie nicht erhellen konnte, eigentlich ähnlich?!

Mit einer Miene der Ungewißheit wendete ſich der Knabe endlich ab. Und doch war in dem Seufzer, den er jetzt ausſtieß, etwas von leiſer Befreiung. Wenn er

ihnen äußerlich denn ſo wenig ähnlich ſah, brauchte er ſich dann zu wundern, daß er oft auch ſo ganz, ganz anders dachte und fühlte als ſie?!

Merkwürdig, wie die Jungen in der Schule ein Abklatſch von zu Hauſe waren! Und wie die großen Kerle noch ihren Müttern am Rockzipfel hingen! Da war der Kullrich, der hatte vierzehn Tage gefehlt, weil ſeine Mutter geſtorben war, und als er zum erſten Mal nachdem wieder in die Schule gekommen war — eine ſchwarze Binde um den Jackenärmel — war die ganze Klaſſe wie verdreht geweſen. Sie gingen mit ihm um, als wäre er ein rohes Ei, und ſprachen ganz gedämpft, und kein Menſch machte einen Witz. Und als zufällig in der Konfirmandenſtunde, in die Kullrich auch ging, der Spruch vorkam: ‚So euch Vater und Mutter verlaſſen, der Herr nimmt euch auf,‘ guckten ſie alle wie auf Kommando nach ihm hin, und der Kullrich legte den Kopf auf ſeine Bibel und hob ihn die ganze Stunde nicht mehr auf. Nachher ging der Lehrer zu ihm hin und ſprach lange mit ihm und legte ihm die Hand auf den Kopf.

Das war ſchon eine ganze Weile her, aber vergnügt war der Kullrich noch immer nicht. In der Pauſe, wenn alle auf dem Hof promenierten und Butterbrot aßen, ſtand er von fern und aß nicht. War es denn ſo ſchwer, die Mutter zu entbehren?! —

Es war heute eine wundervolle Mondſcheinnacht über den ſchweigenden Kiefern; lange, lange noch lag der Knabe im Fenſter. Die Augen brannten ihm; wie ein Mückenſchwarm, der dicht wie eine Wolke in der Luft auf und nieder wirbelt, ſchwirrten ihm die Gedanken. Woher kamen ſie, woher nur ſo auf einmal?!

Er gab die heiße Stirn, die Bruſt, auf der das Nachthemd auseinandergeglitten war, dem kühlen Atem der Mainacht preis — ah, das tat gut! Das war das Beſte, das Einzige, was ſänftigte, was Ruhe gab! Ha, dieſe freie Luft, ſo rein, ſo friſch!

Wo jetzt wohl die Cilla ſein mochte?! Er hatte nie mehr von ihr gehört. Die war jetzt da, wo er auch gerne hätte ſein mögen — ach, ſo gern! Durch die ſtille Nacht kam's wie ſchwebender Glockenklang, und er reckte die Arme und bog ſich weit und weiter zum Fenſter hinaus.

In dieſer Nacht träumte Wolfgang ſo lebhaft von Cilla, daß er, als er erwachte, glaubte, ſie ſtehe an ſeinem Bett, ſie ſei noch gar nicht fort von ihm. Aber dann ſah er, als er ſich die Augen gerieben hatte, daß der Platz, auf dem ſie noch eben freundlich lächelnd geſtanden hatte, leer war.

Nach den Schulſtunden mußte er in die Konfirmandenſtunde; nächſte Oſtern ſollte er eingeſegnet werden. Er war zwar noch etwas jung, aber Schlieben hatte zu Käte geſagt: ‚Er iſt körperlich ſo ſehr entwickelt. Wir können ihn doch nicht als baumſtarken, wenigſtens äußerlich völlig erwachſenen Menſchen einſegnen laſſen. Sein Alter iſt übrigens auch ganz das richtige. Es iſt viel beſſer für ihn, wenn er nicht erſt zu reflektieren anfängt!'

Ob er nicht doch ſchon reflektierte?! Es war Käte oft, als wiche der Junge ihr aus, wenn ſie ihn über die Religionsſtunden befragte. Verſtand der Lehrer es nicht, ſeine Seele zu feſſeln? Doktor Baumann galt für einen ausgezeichneten Theologen, ſeine Predigten wurden geſtürmt, es war eine beſondere Vergünſtigung, ſich der überreichen Zahl

seiner Konfirmanden anreihen zu dürfen; alle Schüler schwärmten für ihn, Leute, die er vor zehn, fünfzehn Jahren eingesegnet hatte, sprachen noch davon wie von einem Erlebnis.

Käte machte es sich zur Aufgabe, die Predigten des beliebten Geistlichen fleißig zu besuchen. Sonst war sie eigentlich nur Weihnachten und Karfreitag zur Kirche gegangen, jetzt ging sie fast alle Sonntag, ihrem Knaben zuliebe, denn der mußte jetzt gehen. Sie gingen Sonntags gemeinsam aus dem Haus, fuhren gemeinsam zur Kirche, saßen nebeneinander; aber während sie dachte: ‚Wie geistvoll, wie durchdacht, welch ein Schwung, muß der ein jugendliches Gemüt nicht mit sich fortreißen?!‘ — dachte Wolfgang: ‚Wär's doch nur schon aus!‘ Er langweilte sich. Und noch nie war seine Seele hier aufgeflogen so wie beim Klingeln des Glöckchens, wie beim Heben der Monstranz, wie beim Duften des Weihrauchs vor dämmernden Altären.

Es war etwas in ihm, das trieb ihn zu jener Kirche, die er einst mit Cilla besucht hatte. Wenn er zur Konfirmandenstunde ging, mußte er da unweit vorüber; aber wenn der Weg auch weiter gewesen wäre, er hätte es doch möglich gemacht, dort einzutreten. Nur ein paar Minuten, nur wenige Sekunden hier in einem Winkel stehen, nur ein paar Atemzüge tun in dieser süßen, ahnungsvollen, einlullenden Weihrauchluft! Allzeit fand er diese Kirche offen; und wenn er dann wieder hinaustrat in das Brausen Berlins, ging er durch die Straßen mit ihrem Rennen und Fahren wie einer, der aus einer andern Welt kommt. Dann achtete er nicht auf das, was man ihm

vortrug an Kirchenlehre und Kirchengeſchichte — was waren ihm Doktor Martin Luther, Calvin und andre Reformatoren?! — ſeine Seele war gefangen, ſein Denken untergegangen in einem Gefühl dumpfer Gläubigkeit.

So gingen Sommer und Winter hin. Als die Tage längten und eine milde Sonnenwärme alle winterliche Feuchte bald zu trocknen verſprach, ließ Schlieben ſeine Villa verputzen und neu ſtreichen. Auch ſie ſollte ein feſtliches Kleid anziehen zu des Sohnes Feſttag.

Wunderhübſch guckte das weiße Haus mit den roten Dächern und den grünen Läden hinter den Kiefern hervor; es hätte faſt etwas Ländliches gehabt, wären die großen Spiegelſcheiben nicht geweſen und der neu angebaute Wintergarten mit ſeinen Palmen und blühenden Azaleen. Im Garten ſäte Friedrich den Raſen neu ein, und ein Gehilfe ſtach die Rabatten ſauber ab; überall wurde gegraben und gehackt. Dreiſt und froh zirpten Spatzen überlaut; aber Papierſchnipſel, die, an langen Bindfäden über eingeſäte Raſenflächen geſpannt, im klärenden Wind flatterten, ſcheuchten die Frechen vom willkommenen Futter. Alle Gärten erwachten; die Roſenſtämmchen waren zwar noch nicht von ihren Hüllen befreit, in denen ſie ausſahen wie Strohpuppen, aber an den Obſtbäumen zeigten ſich die knoſpenden Triebe, und der Seidelbaſt prangte in ſeinen pfirſichfarbenen Blüten. Kinderwagen in Weiß und Himmelblau fuhren die Straße auf und nieder, das Baby drinnen guckte ſchon hinterm Gardinchen vor, und kleine Füßchen trippelten noch nebenher. Aus allen Türen kamen Bonnen und Kinder, die Knaben mit Reifen, die Mädchen mit dem Ball im geſtrickten Netz. Kichernde Backfiſche zogen

zum Tennis, und junge Herrchen, vom Tertianer an, machten ihnen die Cour.

Überall Helle und Heiterkeit. In den Kiefernwipfeln freudig-erregtes Rauſchen, in den Weiden am Seerand ein Auf und Ab von quellendem Saft. Ein Zug von Staren zog über die Grunewaldkolonie, und jeder Vogel äugelte nieder und ſuchte ſich aus, in welchem Käſtchen der hohen Stangenkiefern es ihn am meiſten gelüſtete zu niſten.

Oben auf Wolfgangs Bett lag der neue Anzug ausgebreitet — ſchwarze Hoſe und Rock — zur Konfirmation. Nun ſollte er ihn einmal anprobieren.

Es war ein eigentümliches Gefühl in Käte, ein Herzzittern dabei, als ſie ihm half, den ungewohnten Anzug anlegen. Bis jetzt war er immer wie ein Junge gekleidet geweſen, in Kniehoſe und Matroſenbluſe, nun ſollte er auf einmal wie ein Herr angezogen gehn. Der feſtlich-ſchwarze, feine Anzug kleidete ihn nicht; nun ſah man erſt, daß er derb war. Steif ſtand er da, die lange Hoſe zwängte ihn, der Rock war ihm ebenſo unbequem; er machte ein unglückliches Geſicht.

„Sieh dich doch an, ſieh dich doch mal an," ſagte Käte und ſchob ihn vor den Spiegel.

Er ſah hinein; aber er ſah den Anzug nicht, er ſah nur das Geſicht der Mutter, die mit ihm zu gleicher Zeit ins Glas blickte, und ſah, daß da auch nicht ein einziger Zug gemeinſam war zwiſchen ihm und ihr.

„Wir ſehen uns kein bißchen ähnlich," murmelte er.

„Wie — was ſagſt du?" Sie hatte nicht verſtanden.

Er antwortete nicht.

„Gefällt dir der Anzug nicht?"

„Scheußlich!“ Und dann ſtarrte er zerſtreut. Was hatten ſie doch heute vormittag wiederum geſagt? Sie hatten geſtichelt! Lehmann und von Keſſelborn, die mit ihm eingeſegnet wurden. War es darum, weil ihre Väter nicht ſo reich waren?! Keſſelborns Vater war ein verabſchiedeter Offizier, jetzt Standesbeamter, aber Keſſelborn war ſchrecklich eingebildet auf ſein ‚von‘; und Lehmann war Keſſelborns Intimus. Aber er hatte den beiden geſagt, daß er eine ſilberne Uhr ſchon ſeit dem achten Jahr hätte, und daß er zur Einſegnung eine echt goldene bekäme, die er dann immer, für alle Tage tragen würde — das hatte ſie ſchmählich geärgert!

Vor Beginn der Konfirmandenſtunde war's geweſen — ſie waren ſchon alle verſammelt — da hatte Keſſelborn auf einmal geſagt: „Der Schlieben iſt ein Protz,“ und ſich dann direkt zu ihm gewendet: „Hab dich nur nicht ſo!“ Und Lehmann hatte noch zugefügt, auch recht laut, daß es alle hören mußten: „Tu du dich man nicht ſo dicke, man weiß doch, was man weiß!“

„Was weißt du?!“ Er hatte dem Lehmann anſpringen wollen wie ein Tiger, aber da war der Geiſtliche eingetreten, und ſie hatten gebetet. Und als der Unterricht, von dem er faſt nichts gehört hatte — er hörte immerfort das andre —, aus geweſen war, wollte er ſich über Keſſelborn und Lehmann hermachen, aber die ſaßen nahe bei der Tür und waren ſchon weg, ehe er aus ſeiner Bank herauskonnte. Er ſah ſie nicht mehr. Aber er ſah Blicke, in denen eine gewiſſe Neugier und Schadenfreude lauerte — oder war's ihm nur ſo?! Er war ſich darüber nicht klar geworden, er hatte auch nicht weiter mehr

darüber nachgedacht. Aber wie er nun das Geſicht der Mutter ſo dicht neben dem ſeinen im Spiegel erblickte, fiel ihm auf einmal alles wieder ein. Und ſchwer fiel's ihm ein, plumpte wie ein Stein in ſein Denken.

„Ich ſehe dir gar nicht ähnlich," ſagte er noch einmal. Und dann belauerte er ſie: „Dem Vater auch nicht!"

„O doch," ſagte ſie haſtig, „dem Vater ſehr!"

„Keine Spur!"

Sie war heftig errötet, und nun ſah er, daß ſie jäh blaß wurde. Jetzt lachte ſie, aber es war etwas Gezwungenes in ihrem Lachen. „Es gibt doch viele Kinder, die ihren Eltern wenig ähnlich ſehen — das macht's doch nicht!"

„Nein, aber —!" Er hielt auf einmal inne und ſprach nicht weiter und zog die Brauen finſter zuſammen, wie er immer tat, wenn er angeſtrengt nachdachte. Und unter dieſen zuſammengezogenen Brauen hervor ſchoß er ſo ſcharfe, ſo mißtrauiſche, ſo prüfende Blicke in den Spiegel, daß Käte unwillkürlich zur Seite wich und ihr Kopf nicht mehr neben dem ſeinen im Glas zu ſehen war.

Es hatte ſie durchfahren mit plötzlichem Schreck: was meinte er, war's Abſicht, daß er ſo ſprach, oder ſagte er's völlig unbefangen?! Was ahnte er — oder ahnte er nichts?! Was hatte man ihm geſagt, was wußte er?!

Ihre Hände, die ſich jetzt an ſeinem Anzug zu ſchaffen machten — ſie war niedergekniet und zupfte ſeine Beinkleider länger herunter —, waren voll nervöſer Haſt, zupften hier, zupften da und zitterten.

Er ſah jetzt nicht mehr in den Spiegel, er ſah auf die Knieende herunter mit einer Miene, die ſich nicht enträtſeln ließ. Für gewöhnlich war ſein Geſicht nicht aus-

drucksvoll und weder schön, noch häßlich, weder bedeutend, noch unbedeutend — es war ein noch ungeprägtes, glattes, unausgereiftes Knabengesicht — aber nun war etwas darin, etwas Zweifelndes, Unruhevolles, was es älter erscheinen ließ, in die Stirn Furchen zog und um den Mund Linien. Hinter dieser gekrauften Stirn schienen Gedanken zu kreisen; die derben Nasenflügel bebten leise, die Lippen preßten sich in einem Zucken aufeinander.

In dem Zimmer ward es ganz still. Die Mutter sprach kein Wort, der Sohn auch nicht. Draußen zwitscherten Vögel, man hörte jedes leiseste Piepen und das heimliche Sumsen des Frühlingswindes in den Kiefernwipfeln.

Langsam erhob sich Käte von den Knieen. Es wurde ihr schwer, aufzustehen, wie eine Lähmung fühlte sie's in allen Gliedern. Mit der Hand nach dem nächsten Möbel tastend, half sie sich auf.

„Zieh dich nun wieder aus," sagte sie leise.

Er war schon dabei, sichtlich erleichtert, die ungewohnte Kleidung von sich streifen zu können.

Sie hätte so gern mit ihm gesprochen, irgend etwas ganz Gleichgiltiges — nur sprechen, sprechen! — aber sie fühlte eine sonderbare Scheu vor ihm. Es war ihr, als könnte er zu ihr sagen: ‚Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?!' Und sie verstummte vor Angst.

Nun hatte er den neuen Anzug abgelegt und stand vor ihr mit der breiten Brust, die das nicht zugeknöpfte Hemd nackt ließ, mit den stämmigen Beinen, von denen die Strümpfe herabgerutscht waren, in seiner ganzen grobknochigen, nur halb bekleideten Derbheit. Sie wendete den Blick ab — war das schon ein großer Mensch! — und

gleich darauf ſah ſie doch wieder hin: warum ſoll eine Mutter ſich ſcheuen, ihr Kind zu betrachten?! Eine Mutter —?!

Vor ihren Blicken flimmerte es. Zur Tür ſchreitend, drehte ſie nicht mehr den Kopf nach ihm, als ſie ſprach: „Ich gehe jetzt herunter. Du wirſt wohl auch ohne mich fertig!“

Er murmelte etwas Unverſtändliches. Und dann ſtand er noch lange, ſo halb bekleidet, und blickte ſo ſtarr ins Spiegelglas, als könnten die Pupillen ſeiner Augen ſich nicht bewegen. —

Immer näher rückte der Tag der Konfirmation; am Palmſonntag ſollte ſie ſtattfinden. Doktor Baumann hatte den jungen Menſchen die Bedeutung des Schrittes, den ſie zu tun im Begriff ſtanden, ſehr lebendig vor Augen gerückt. Nun fiel doch etwas vom Strahl der Feierlichkeit in Wolfgangs Gleichgiltigkeit. In den letzten Stunden war er aufmerkſamer; das kahle Konfirmandenzimmer mit den wenigen Bildern an den einförmigen Wänden dünkte ihn nicht ganz ſo kahl mehr. War's nur, weil er ſich daran gewöhnt hatte?! Gedämpfteres Licht fiel durch die ſonſt ſo tagesnüchternen Fenſter und huſchte verſchönernd über die langweiligen Reihen der Bänke.

Selbſt Lehmann und Keſſelborn waren ihm in dieſem Lichte nicht ganz ſo unſympathiſch mehr. Es wurde alles milder, verſöhnlicher. Die harte Knabenſeele wurde weich. Wenn der Geiſtliche über die Gebote ſprach und beſonders das eine betonte: ‚Ehre Vater und Mutter,‘ dann war es Wolfgang, als hätte er ſeinen Eltern vieles abzubitten; beſonders der Mutter.

Aber kam er dann nach Hause, wollte ihr etwas Liebes sagen — ganz unvermittelt, so einfach aus seinen Gedanken heraus — dann war es ihm doch nicht möglich, denn sie fühlte ihm seine Absicht nicht an.

Manchen Tag ging Käte ihm zur Bahn entgegen — o, wie müde mußte der arme Junge heimkehren! Das war jetzt eine zu große Hetzerei, so oft in die Stadt hinein zum Unterricht, und in der Schule gab's vorm Semesterschluß auch doppelt große Anstrengungen! Streicheln hätte sie ihn mögen, ihn hätscheln wie vormals das kleine Wölfchen. Aber wenn sie ihn dann daherschlendern sah, gar nicht ausschauend nach ihr, ohne Ahnung, daß sie da war, ihn zu erwarten, dann bog sie wohl rasch um die nächste Ecke oder blieb still stehen hinter einem Baum und ließ ihn vorüber. Er bemerkte sie gar nicht. — — —

Es waren ihrer viele, die der beliebte Geistliche zur Einsegnung vorzubereiten hatte, zu viele; er konnte sich nicht um jeden einzelnen kümmern, aber er glaubte doch der Mutter, die in einer gewissen Unruhe ihn aufsuchte, um ihn zu fragen, wie es denn um Wolfgang stehe, versichern zu können, daß er mit ihm zufrieden sei.

„Ich weiß, ich weiß, gnädige Frau! Ihr Herr Gemahl hat es für seine Pflicht gehalten, mich aufzuklären — ich habe ja auch den katholischen Taufschein des Knaben gesehen. Aber ich glaube Sie mit gutem Gewissen versichern zu können: der junge Mensch ist ein aufrichtig überzeugter evangelischer Christ! — Wie, Sie haben noch irgendwelches Bedenken hierüber?!" Ihre zweifelnde Miene, die fragende Ängstlichkeit ihres Blickes erstaunten ihn.

Sie nickte: ja, sie hatte ein Bedenken. Merkwürdig, wie ihr das in letzter Zeit so gekommen war! Aber ein Fremder, ein andrer würde es nicht verstehen, auch dieser Mann mit den klugen Augen und dem milden Lächeln nicht. Sie hätte dies Bedenken ja auch kaum in Worten zum Ausdruck bringen können. Und weit, weit hätte sie ausholen müssen, so weit, von damals an, wo sie das Kind seiner Mutter wegnahmen, es ganz in ihre eignen Hände nahmen, das ganze Kind mit Leib und Seele!

So sagte sie nur: „Also Sie glauben — Sie glauben wirklich — o wie ich mich freue, Herr Doktor, daß Sie glauben, wir haben recht getan?!“ Erwartungsvoll sah sie ihn an — ah, sie lechzte ja nach einer Bestätigung — und er neigte den Kopf:

„So weit unser Wissen und Verstehen geht — ja!“ — — —

In der Nacht auf Palmsonntag schlief Wolfgang nicht. Es war ihm heute in der letzten Konfirmandenstunde gesagt worden, er solle sich innerlich vorbereiten. Und er fühlte es auch, daß morgen ein wichtiger Tag sei; ein Abschnitt. Er mühte sich, über all das zu denken, was ein Konfirmand bedenken soll. Er war sehr müde und konnte das Gähnen nicht unterdrücken, aber er riß krampfhaft immer wieder die Lider auf. Doch konnte er's nicht hindern, daß seine Gedanken sich immer wieder verwirrten; er war nicht mehr ganz klar.

Was für einen Spruch er wohl bekommen würde morgen, zum Andenken an die Konfirmation?! Sie hatten in der Schule schon oft darüber hin und her geredet, jeder hatte seinen Lieblingsspruch, auf den er hoffte. Und ob er

morgen früh vor der Kirche die goldene Uhr kriegen würde?! Selbſtverſtändlich! Hei, wie würden ſich dann Keſſelborn und Lehmann boßen — — die Halunken! Unter die Augen halten würde er ſie ihnen: da, ſeht mal! Grün ſollten ſie werden — vor Neid — was brauchten ſie über ihn zu tuſcheln, ſich um Sachen zu kümmern, die ſie gar nichts angingen?! Pah, beunruhigen konnten ſie ihn ja doch nicht, nicht mal ärgern!

Und doch ſah er auf einmal ſein eignes Geſicht ſo deutlich vor ſich und das Geſicht der Mutter daneben, wie im Spiegelglas. Da war auch nicht ein Zug gemeinſam — nein, auch nicht einer!

Es war in der Tat doch merkwürdig, daß Mutter und Sohn ſich ſo wenig glichen! Er war jetzt hell wach und fing an zu grübeln, die Stirn in Falten gezogen, die Hände zuſammengeballt. Was meinten ſie bloß mit ihren Anzüglichkeiten?! Wenn er das nur wüßte! Ganz zufrieden wollte er dann ſein und ganz beruhigt. Aber ſo, im Unklaren, konnte er an gar nichts andres denken. Immer wieder kreiſte ſein Sinnen um den einen Punkt. Das war ein ſcheußliches Gefühl, das ihn jetzt plagte, eine große Unſicherheit, in der er tappte wie im Stockfinſtern. Licht, Licht! Er mußte Licht bekommen — ha, er würde ſchon welches bekommen!

Er wälzte ſich unruhig, förmlich gequält, und überlegte und grübelte, wie er es herausbringen, wo er die Wahrheit erfahren ſollte. Wer würde ihm beſtimmt ſagen, ob er der Eltern Kind war oder ob er's nicht war? Warum ſollte er denn eigentlich nicht ihr Kind ſein?! Ja, er war's — nein, er war's nicht! Aber warum denn nicht?! Wenn er nicht ihr richtiges Kind wäre, würde

ihm das ſehr leid ſein? Nein, nein — aber doch, es erſchreckte ſo!

Schweiß lief dem aufgeregten Knaben über den Körper, und doch fror ihn. Feſter zog er die Decke um ſich und ſchüttelte ſich wie im Fieber. Seltſam gebärdete ſich dabei ſein Herz, es flatterte ihm in der Bruſt wie mit unruhigem Flügelſchlag. Ach, wenn er doch ſchlafen könnte und alles vergeſſen! Morgen wäre dann kein Gedanke mehr daran da und alles wie ſonſt!

Krampfhaft preßte er die Augen zu, aber der einmal geſcheuchte Schlaf kam nicht mehr wieder. Er hörte die Uhren ſchlagen: unten vom Eßzimmer dröhnte die alte Standuhr herauf, und die bronzene Pendüle aus dem Zimmer der Mutter rief mit ſilberner Stimme. Die Stille der Nacht übertrieb die Geräuſche; ſo laut hatte er die Uhren noch nie ſchlagen hören.

Kam der Morgen denn noch nicht, war das Licht denn noch nicht da?! Er ſehnte den Tag herbei, und doch ſcheute er ſich vor ihm. Eine unerklärliche Angſt überfiel ihn plötzlich — ei, vor was fürchtete er ſich denn ſo?

Wenn er doch ſchon in der Kirche wäre — nein, hätte er das doch ſchon hinter ſich! Ein Widerſtreben war in ihm, eine plötzliche Unluſt. Raſend jagte immer derſelbe Gedanke durch ſeinen Kopf, und ſein Herz jagte mit; eine Sammlung war ihm nicht möglich. Seufzend drehte und wendete er ſich in ſeinem Bette, fühlte ſich unendlich vereinſamt, verängſtigt, ja verfolgt.

‚Führe ich gen Himmel, ſo biſt du da. Bettete ich mir in die Hölle, ſiehe, ſo biſt du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußerſten Meer‘ —

ach, jenem einen Gedanken entfloh er nicht, überall war der und immer, immer da! — —

Als die Frühſonne des Palmſonntags ſich zwiſchen den noch geſchloſſenen Läden durchſtahl, in feinen goldnen Stäbchen in die Innenräume drang, kam Käte in das Zimmer ihres Sohnes. Sie war bleich, hatte ſie doch die ganze Nacht mit ſich gerungen: ſollte ſie ihm etwas ſagen, jetzt an dieſem Lebensabſchnitt — ſollte ſie ihm nichts ſagen?! Es war etwas, das in ihr flüſterte: ‚der Tag iſt da, ſag's ihm, du biſt es ihm ſchuldig‘ — aber als die Morgenſonne ſchien, hieß ſie die Stimme der Nacht ſchweigen. Warum es ihm ſagen, was kümmerte es ihn? Was er nicht wußte, konnte ihn nicht grämen; doch wenn er es wüßte, dann — vielleicht, daß er dann — o Gott, nur ſchweigen, nur nicht ihn verlieren!

Aber es drängte ſie, ihn ihre Liebe fühlen zu laſſen. Als ſie hineinkam auf leiſen Sohlen, war ſie überraſcht, denn er ſtand ſchon völlig angekleidet, im neuen ſchwarzen Rock, in den langen Hoſen, am Fenſter und ſah unbeweglich hinaus auf das Stück Feld, auf dem man jetzt auch anfing, eine Villa zu bauen. Das Untergeſchoß war ſchon fertig, hoch ragte ein Balkengerüſt; es wurde ein gewaltiger Kaſten.

„Guten Morgen, lieber Sohn!“ ſagte ſie.

Er hörte ſie nicht.

„Du! Wolfgang!“

Da fuhr er herum und ſah ſie an, erſchrocken und als kenne er ſie nicht.

„O, du biſt ſchon ganz fertig!“ Wie Enttäuſchung lag's in ihrem Ton; ſie hätte ja ſo gern mit Hand an-

gelegt, ihm geholfen, gerade an dieſem Tage. In ihrem Herzen war ein wunderliches Gefühl; ſie hatte nie geglaubt, daß dieſer Tag ſie ſo bewegen würde: war's denn nicht ein Tag, wie andere Tage auch, ein Feſttag natürlich, aber einer von vielen?! Und nun war's ihr doch, als wäre dieſer Tag einzig und als käme nie ein ähnlicher wieder.

Sie ging auf Wolfgang zu, legte die Arme um ſeinen Nacken und ſah ihm tief in die Augen: „Mein Kind!" Und dann lächelte ſie ihn an. „Nimm meinen Glückwunſch!"

„Wozu?" Er blickte ſo fremd über ſie hin, daß all das, was ſie ihm hatte Inniges ſagen wollen, ungeſagt blieb. Er war doch noch ganz Kind, trotzdem er ſie faſt überragte, noch viel zu ſehr Kind, er verſtand die Bedeutung dieſes Tages noch gar nicht! So begnügte ſie ſich damit, nur noch an ſeinem Anzug zu beſſern, ihm hier ein Fädchen abzunehmen, dort ein Stäubchen abzublaſen und ihm den Schlips zurechtzuzupfen. Und dann mußte er den Kopf bücken: ſie zog ihm den Scheitel noch einmal in dem ſich ungern fügenden, immer wieder die Linie ſtörenden, ſtraffen Haar. Und dann konnte ſie doch nicht an ſich halten, nahm ſein rundes Geſicht zwiſchen ihre beiden Hände und drückte ihm einen raſchen Kuß auf die Stirn.

‚Warum nicht auf den Mund?' dachte er. ‚Eine Mutter hätte ihr Kind auf den Mund geküßt!'

Sie gingen hinunter zum Frühſtück. Blumen ſtanden auf dem Tiſch; der Vater ſaß ſchon da im ſchwarzen Gehrock, und auf Wolfgangs Teller lag die goldene Uhr. Eine koſtbare Uhr. Er beſah ſie kritiſch: ja, die gefiel

ihm! ‚Zur Erinnerung an den 1. April 1901‘ ſtand im Inneren der goldenen Schale eingraviert. Weder Keſſelborn noch Lehmann würden eine ſolche Uhr bekommen, keiner der Konfirmationsgenoſſen auch nur eine annähernd ſo koſtbare! Furchtbar ſchwer war die Uhr — nun müßte er eigentlich auch noch eine goldene Kette dazu haben!

Die Eltern beobachteten Wolfgang, wie er daſtand, die Uhr in der Hand, und darauf niederſah — ja, er freute ſich! Und das erfreute ſie wiederum, beſonders Käte. Sie war dafür geweſen, ihm in den Deckel der Uhr auch noch einen Spruch eingravieren zu laſſen, aber Paul hatte das nicht gewollt: nur keine Sentimentalitäten! Aber es war ja auch gut ſo, der Junge hatte ſeine Freude an dem Geſchenk, alſo war der Zweck erreicht.

„Sie ſchlägt auch,“ erklärte ſie eifrig, „mitten im Dunklen kannſt du wiſſen, welche Stunde es iſt. Sieh mal, wenn du hier — ſiehſt du? — wenn du hier drückſt!“

„Ja! Gib mal — hier?!“ Er war ganz bei der Sache.

Beinahe hätten ſie ſich verſpätet; es war Zeit zum Aufbruch. Zwiſchen den Eltern ging Wolfgang zur Bahn. Als ſie an dem Haus vorüberkamen, in dem Lämkes Portier waren, ſtand Frida in der Tür. Sie mußte ſich heute früher als ſonſt am Sonntag herausgemacht haben; ſie war ſchon ganz im Staat, ſah allerliebſt aus, lächelte und nickte. Gleich darauf ſteckte Mutter Lämke den Kopf aus dem niedrigen Souterrainfenſter und ſah dem Knaben nach.

„Da jeht er nu hin,“ philoſophierte ſie. „Wer weeß

ooch, wie ſich det noch im Leben für ihn jeſtaltet!“ Sie war ganz gerührt.

Es war herrliches Wetter heute, ein wirklicher Frühlingstag. Eine feſtliche Helle glänzte über den geſchmackvollen Villen; alle Sträucher trieben, Krokus, Tulpen, Primeln blühten freudig. Selbſt Berlin mit ſeinen grauen Häuſermaſſen und ſeinem lärmenden Verkehr zeigte ein ſonntägliches Geſicht. Es war ſo viel ſtiller auf den Straßen; freilich ſauſten die elektriſchen Bahnen dahin, und Droſchken fuhren und Equipagen, aber keine Laſtwagen rollten, keine Bier- und Schlächterkarren. Es ging alles ſo viel ſtiller zu, wie gedämpft, wie geſänftigt. Die Straßen erſchienen noch breiter als ſonſt, weil ſie leerer waren, und die Menſchen, die auf ihnen gingen, zeigten andre Geſichter als ſonſt.

Zur Kirche ſtrömten die Konfirmanden; es war ihrer eine große Zahl Knaben und Mädchen. Meiſt fuhren die Mädchen im Wagen vor, ſie waren ja alle Töchter aus guten Häuſern.

Ach, all dieſe Jugend! Käte konnte eine leis-ſehnſüchtige, faſt neidvolle Regung kaum unterdrücken: wer doch auch noch ſo jung wäre! Aber dann ging jeder ſelbſtiſche Gedanke unter in dem einen Gefühl: der Junge, der Junge, der ſchritt nun heraus aus der Kindheit Land! Gott ſei mit ihm!

Empfindungen, von denen ſie lange nichts mehr gewußt hatte, kindlich gläubige, ganz naive Empfindungen durchwogten ſie; alles, was die Jahre und das Leben in der Welt ſo mit ſich gebracht hatten, fiel von ihr ab. Heute war ſie wieder jung wie die da vorm Altar, vertrauensſelig, hoffnungsfroh.

Doktor Baumann machte die Einsegnung sehr mahnend-ernst; viele der jungen Kinder schluchzten nicht minder als ihre Mütter. Ein Schauer wehte durch die gefüllte Kirche, tief senkten sich die jungen dunklen und blonden Köpfe. Käte sah nach Wolfgang hin: sein Kopf war der dunkelste von allen. Aber er hielt ihn nicht gesenkt, sondern aus unsteten Augen irrte sein Blick durch die Kirche, bis hin zu jenem Fenster; dort blieb er starr haften. Was suchte er da — an was dachte er?! Sie glaubte zu bemerken, daß er nicht bei der Sache war, und das schaffte ihr Unruhe. Näher zu ihrem Mann rückend, flüsterte sie: „Siehst du ihn?!"

Er nickte und flüsterte zurück: „Freilich! Er ist größer als alle andern!" Es lag etwas von Vaterstolz in Schliebens Flüstern. Ja, heute an diesem Tage fühlte er es: wenn man auch manche Sorge hatte, die man sonst nicht gehabt hätte, manche Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit, manche Freude hätte man doch auch nicht kennen gelernt! Trotz allem und allem: der Junge konnte gut werden! Wie jünglinghaft seine Erscheinung war! Einen fast männlichen Zug hatte er um den Mund! Sonst war dem Vater das noch nie aufgefallen — machte wohl der schwarze Anzug die Knabengestalt so ernsthaft?!

Wolfgangs Gedanken gingen eigne Wege; nicht die hier vorgeschriebenen. Viele Empfindungen kreisten in ihm, aber keine derselben konnte er festhalten; er war sehr zerstreut. Durchs Viereck in des Kirchenfensters Scheibe sah er leere Luft, und diese belebte sich ihm mit huschenden Gestalten: Vater, Mutter, Frida, Lehrer und Kameraden. Aber alle glitten sie vorüber, keine Erscheinung blieb. Er

fühlte ſich plötzlich ganz allein inmitten der Menge von Menſchen.

Als die Reihe an ihn kam, trat er mechaniſch zum Altar, neben ſich Kullrich; vor ſich Lehmann und Keſſelborn. Wie er dieſe beiden jetzt auf einmal wieder haßte! Seine Uhr, ſeine goldene Uhr hätte er ihnen vor die Füße werfen mögen: da, nehmt ſie! Aber nehmt zurück, was ihr geſagt habt, nehmt's zurück! Pfui, was war das für eine gräßliche Nacht geweſen — ekelhaft! Die fühlte er noch in den Gliedern; ſchwer waren ſeine Füße, und als er jetzt auf dem Polſter niederkniete, das auf der Altarſtufe lag, waren ſeine Kniee ſteif. Kullrich neben ihm weinte in einem fort leiſe. Aha, der dachte wohl an ſeine Mutter, die nicht mehr bei ihm war! Armer Kerl! Und plötzlich fühlte Wolfgang, daß ihm etwas Feuchtheißes in die Augen drängte.

Oben ſummte die Orgel leiſe, und in das ſanfte Tönen ſprach die milde Stimme des Geiſtlichen die Sprüche hinein, die er ſeinen Konfirmanden ausgeſucht hatte:

„Offenbarung Johannis, Kapitel 21, Vers 4. Und Gott wird abwiſchen alle Tränen von ihren Augen. Und der Tod wird nicht mehr ſein, noch Leid, noch Geſchrei, noch Schmerz wird mehr ſein; denn das erſte iſt vergangen!"

Aha, das war was für Kullrich! Der hob das tränennaſſe Geſicht, das ſo rot und heiß war, zu der Tröſtung empor. Aber nun, nun — Wolfgangs Atem ſtockte — jetzt, jetzt kam ſein Spruch! Was würde er für einen Spruch bekommen, was würde man ihm ſagen?!

„Ebräer 13 Vers 14. Denn wir haben hie keine bleibende Statt, ſondern die zukünftige ſuchen wir!“

Das — das ſollte für ihn ſein?! Was hieß das?! Eine ungeheure Enttäuſchung kam über Wolfgang, denn — hatte er nicht auf den Spruch geharrt wie auf eine Offenbarung?! Der Spruch, der Spruch, der ſollte ein Gottesurteil ſein! Der ſollte ſagen: was wahr war — oder was nicht wahr war. Und nun —?!

‚Wir haben hier keine bleibende Statt,

die zukünftige ſuchen wir‘ —

nun ſagte der gar nichts!

In allen Hoffnungen betrogen, erhob er ſich mechaniſch von der Altarſtufe. Er ſah nicht, daß der Blick der Mutter ihn heimlich grüßte, daß auch der Vater ihm verſtohlen zunickte, Freundlichkeit im Geſicht; er war ganz verſtört, ganz ernüchtert, ganz benommen von dieſer Enttäuſchung.

Wär's nur ſchon zu Ende hier! Ach, wie ermüdend war dieſes lange Stillſitzen! Wolfgang war blaß und gähnte verſtohlen; die durchwachte Nacht machte ſich geltend, kaum daß er ſich des Einſchlafens enthielt. Endlich, endlich erklang das Amen, endlich, endlich brauſte von der Orgel der Schlußchoral!

Strömend, wie eine nicht endenwollende Flut, ergoß ſich die übergroße Menge aus der Kirche. Jedes Kind geſellte ſich zu ſeinen Eltern; zwiſchen Vater und Mutter traten die Eingeſegneten aus dem Portal.

Auch Wolfgang ging ſo, wieder wie vordem. Vor ſich ſah er Kullrich — nur mit ſeinem Vater; beide trugen noch immer den breiten Trauerflor. Da machte er ſich

los von den Seinen und trabte raſch hinter Kullrich her. Er hatte dem nie beſonders kameradſchaftlich nahegeſtanden, aber nun faßte er ihn bei der Hand und drückte und ſchüttelte ſie ihm, ſtumm, ohne Worte, und machte dann raſch wieder Kehrt.

Die impulſive Teilnahme ihres Sohnes rührte Käte tief; ſie war ohnehin heute unendlich weich. Als Wolfgang wieder neben ihr ſchritt, ſah ſie ihn unverwandt von der Seite an mit tiefem Gefühl: ach, er war doch gut, ſo gut! Und heiße Hoffnungen und Wünſche ſtiegen aus ihrer Seele zum Himmel empor.

Licht war der Himmel, ſo blau, kein Wölkchen daran.

Sie nahmen einen Wagen, um nach Hauſe zu fahren, denn beiden Eltern widerſtrebte es, ſich mit ſo und ſo viel gleichgiltigen, ſchwatzenden Menſchen in der Bahn zu drängen; ſie hatten das Verlangen, mit ihrem Sohne allein zu ſein. Wolfgang war ſchweigſam; er ſaß der Mutter gegenüber, ließ ſeine Hand, die ſie auf ihren Knieen hielt, wohl in ihrer Hand, aber ſeine Finger erwiderten nicht den zarten, warmen Druck. Er ſaß ſo ſtill, als ſei er gar nicht zugegen.

Wieder fuhren ſie am Haus vorüber, in dem Lämkes Portiers waren; beim Rollen des Wagens auf der ſonnentrocknen, harten Straße ſprang Frida raſch ans Fenſter, lächelte und nickte wieder. Aber von Mutter Lämke war jetzt nichts zu ſehn, und Wolfgang vermißte das — nun, heute nachmittag, ſo wie er ſich losmachen konnte, würde er zu Lämkes gehen!

In der Villa warteten ſchon Gäſte. Ein großes äußeres Feſt wollte man nicht aus der Konfirmation machen,

aber den guten alten Sanitätsrat, deſſen Frau, und die beiden Sozien hatte man doch einladen müſſen. Alles ältere Leute; Wolfgang ſaß zwiſchen ihnen, ohne viel andres zu reden als ‚Ja‘ und ‚Nein‘, wenn er gefragt wurde. Aber er aß und trank tüchtig; das Eſſen war immer gut, aber Kaviar und Kibitzeier, wie heute, gab's doch nicht alle Tage. Immer röter wurde ſein Kopf und benommener; man hatte zuletzt in Sekt auf ſein Wohl getrunken, und Braumüller, der älteſte Sozius, ein ſehr jovialer Mann, hatte ſich einen Spaß daraus gemacht, dem Gefeierten immer wieder einzuſchenken.

„Na, Wolfgang, wenn Sie erſt ins Geſchäft eintreten! Na denn, mein Junge, proſt!“

Es war ſchon faſt fünf Uhr, als man von Tiſche aufſtand. Die Damen ſetzten ſich in den Salon zum Kaffee, die Herren gingen ins Rauchzimmer. Wolfgang ſtahl ſich fort, es zog ihn mächtig zu Lämkes. Erſtens wollte er die goldne Uhr zeigen, und dann wollte er auch mal fragen, was für einen Spruch Frida eigentlich bei ihrer Einſegnung bekommen hatte, und dann, dann — was wohl Mutter Lämke zu ihm ſagen würde?!

‚Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige ſuchen wir‘ — das war doch wirklich ein dummer Spruch! Und doch wollte der ihm nicht aus dem Kopfe. Wie er jetzt ſo langſam dahinſchlenderte durch die weiche, ſilbrige, ahnungsvolle Frühlingsluft, grübelte er in einem fort darüber. Nein, ſo ganz dumm war der Spruch denn doch nicht! Nachdenklich zog er die Brauen zuſammen, ſah empor nach den unbewegten Wipfeln der Kiefern und dann umher — ‚wir haben hier keine bleibende Stätte‘ —

konnte das nicht auch bedeuten: hier iſt deine Heimat nicht?! Aber wo — wo?!

Ein ſeltſamer Glanz kam in das dunkle Auge, ein Suchen war darin. Und dann wurde das weinrote, vom Feſtmahl erhitzte Geſicht blaß. Wenn es wahr wäre, was die beiden ſagten?! Ach, und noch ſo manches andre kam ihm jetzt auf einmal in die Erinnerung: da war doch die Lisbeth geweſen, das garſtige Frauenzimmer, das vor der Cilla bei ihnen gedient hatte — was hatte die Lisbeth doch immer alles geplappert, wenn ſie ſchlechter Laune war?! ‚Du haſt ja gar nichts zu ſuchen hier‘ — ‚aus Gnade und Barmherzigkeit‘ — allerhand ſo was, er brachte es jetzt nur nicht mehr recht zuſammen. Schade! Damals war er eben noch zu jung und zu harmlos geweſen, aber jetzt — jetzt?!

„Verdammte Perſon!“ Er ballte die Fauſt. Aber, ach, wenn er ſie jetzt nur hier hätte! Kein Schimpfwort wollte er ihr ſagen, nein, es ihr herauslocken, ganz ſanft und ſchmeichelnd, denn wiſſen, wiſſen mußte er's jetzt!

Ein heftiges Verlangen, eine brennende Neugier waren plötzlich in ihm erwacht, die ließen ſich nun nicht mehr zurückdrängen. Etwas Wahres mußte doch daran ſein, wie kämen ſie ſonſt dazu, ſo zu ſticheln? Und das Wahre mußte er wiſſen; er hatte jetzt ein Recht darauf! Seine Geſtalt reckte ſich. Eigenwille und Trotz gruben feſte Linien um ſeinen Mund. Und wenn es noch ſo ſchrecklich war, wiſſen mußte er's! Aber war es denn überhaupt ſchrecklich?! Der Zug um ſeine Lippen wurde milder. ‚Wir haben hier keine bleibende Statt, unſre Heimat ſuchen wir‘ — wohlan, er würde ſie ſuchen!

Raſcher fing er an, auszuſchreiten, ſeinen bummligen Schlendergang aufgebend. Was würde Mutter Lämke ſagen?! Und wenn er ſie nun fragen würde — ſie meinte es ja ſo gut mit ihm —, wenn er ſie ſo fragen würde, wie einer gefragt wird, der ſchwören ſoll, wenn er ſie fragte, ob — ja, was wollte er ſie denn eigentlich fragen?!

Sein Herz klopfte. Ah, das dumme Herz! Das tat manchmal gerade ſo, als wäre es ein wilder Vogel, den man in ein enges Bauer eingeſperrt hat!

Er war wieder ins Laufen gekommen; nun mußte er den Schritt verlangſamen. Und doch war er noch ganz außer Atem, als er die Wohnung der Lämkes betrat. Vater und Sohn waren ausgegangen; aber Mutter und Tochter ſaßen da, als hätten ſie auf ihn gewartet.

Frida ſprang auf, daß die Küchenkante, an der ſie gehäkelt hatte, zu Boden flog, faßte ihn bei beiden Händen, und aus ihren blauen Augen ſtrahlte die Bewunderung. „Nee, was biſte fein, Wolfjang! Wie 'n Herr — rieſig nobel!“

Er lächelte: das war mal nett von ihr!

Aber als Frau Lämke gerührt ſagte: „Nee, Wolfjang, nu ſage ik aber ‚Sie‘ zu Ihnen — nee, Sie ſind zu jroß! — aber ik habe Ihnen drum nich weniger jerne, weeß Jott, man is kaum ärjer uf de eijnen Jöhren“ — da fühlte er eine Freude, wie er ſie heute noch nicht gefühlt hatte. Sein Geſicht wurde weich in einer warmen Empfindung, und die arbeitsharte Hand, die die ſeine kräftig ſchüttelte, drückte er feſt.

Dann ſetzte er ſich zu ihnen, ſie wollten erzählt haben.

Er zeigte ihnen ſeine goldene Uhr und ließ ſie repetieren; aber ſonſt erzählte er nicht viel, die Atmoſphäre der Stube lullte ihn in ein dämmerndes Behagen, und er ſaß ganz ſtill. Wieder roch es hier wie einſt nach friſchgebrühtem Kaffee, und der Myrtenſtock am Fenſter und die blaſſe Monatsroſe miſchten ihren ſchwächeren Duft ein. Er hatte ganz vergeſſen, daß er ſchon lange hier ſaß; plötzlich fiel es ihm ein mit einem jähen Schrecken: er hatte ja was zu fragen!

Mit forſchenden Blicken ſah er der Frau ins Geſicht. Sie ſagte gerade: „Nee, wie ſich deine — Ihre Mutter freuen wird, det ſe nu ſo 'n jroßen Sohn hat" — da fuhr es ihm heraus: „Bin ich denn ihr Sohn?" Und als Frau Lämke nicht antwortete, nur mit erſchrockenen Augen ihn unſicher anſah, ſchrie er's faſt: „Bin ich denn ihr Sohn?"

Mutter und Tochter wechſelten einen raſchen Blick; Frau Lämke war ganz rot geworden und ſehr verlegen. Mit beiden Händen hielt der Junge ihre Arme gepackt, und ganz dicht beugte er ſich zu ihr hinüber. Da gab's kein Ausweichen.

„Lügen Sie mir nichts vor," ſagte er haſtig. „Ich kriege es ja doch heraus. Ich muß es herauskriegen. Iſt es meine Mutter? Antwort! Und mein Vater — iſt der auch mein wirklicher Vater nicht?"

„Jott in 'n Himmel, Wolfjang, wie kommen Sie zu ſo was?" Mutter Lämke verbarg ihre Verlegenheit unter einem erzwungenen Lachen. „Das 's ja allens Quatſch!"

„O nein!" Er blieb unentwegt ernſthaft. „Ich bin nun alt genug. Ich muß das wiſſen. Ich muß!"

Die Frau wand ſich förmlich: nein, wie war ihr das unangenehm, mochte der Junge doch lieber wo anders fragen! „Die würden mir ſcheene uf 'n Kopp kommen, wenn ich da was quaſſelte," ſuchte ſie auszuweichen. „Fragen Sie doch bei Ihre Eltern ſelber an, die werden Ihnen ſchon Beſcheid jeben. Ick wer' mir hüten, mich mank ſo 'ne Anjelegenheiten zu mengelieren!"

Frida machte den Mund auf, als ob ſie etwas ſagen wollte, aber ein warnender Blick hieß ſie ſchweigen. Heftig fuhr die Mutter dazwiſchen: „Biſte ſtille! Det fehlte jrade noch, det du de Hände einmanſchteſt! Was verſtehn ieberhaupt ſo 'ne Jöhren von ſo was! Was Wolfjangen ſein Vater is, der wird ſchonſt wiſſen, woher er 'n hat. Un wenn die jnäd'ge Frau mit zufrieden is, hat keen andrer en Wort drieber zu ſagen!"

Wolfgang ſah die Schwätzerin ſtarr an. „Die Jungens ſagen — die Lisbeth ſagte — und nun ſagen Sie — Sie auch" — er ſprang auf — „ich geh' und frage. Die!" Er wies mit dem Finger, als deute er irgendwo hin in eine weite, ihm ganz fremde Ferne. „Jetzt muß ich's wiſſen!"

„Aber Wolfjang — nee, um Jottes willen!" Ganz entſetzt drückte ihn Frau Lämke wieder auf den Stuhl nieder. „Lämke haut mir, wenn er's zu wiſſen kriegt, det ich da mank bin. Wir verlieren womöglich noch de Portjehſtelle dadurch — un jetzt, wo de Kinder noch niſcht verdienen! Ick habe doch niſcht jeſagt?! Was kann ick davor, wenn dich andre Leute 'nen Floh ins Ohr ſetzen! Ick kenne ja deine Mutter jar nich — und was dein Vater is, der wird ihr ooch ſchon längſt nich mehr kennen! Laß man die janze

Geſchichte jut ſind, mein Junge!“ Sie wollte ihn beruhigen, aber er hörte nicht darauf.

„Mein — mein Vater?!“ ſtotterte er. „Alſo der iſt doch mein richtiger Vater?“

Frau Lämke nickte.

„Aber meine — meine richtige M—!“ Er brachte das Wort ‚Mutter‘ nicht heraus. Die Hände hielt er ſich vors Geſicht und zitterte am ganzen Leib. Die Sehnſucht hatte ihn plötzlich übermannt, dieſe ſtarke, heftige Sehnſucht nach einer Mutter, die ihn geboren hatte. Er ſagte kein Wort, aber er ſtieß Seufzer aus, die wie Stöhnen klangen.

Frau Lämke war zu Tode erſchrocken; ſie wollte ſich herausreden und redete ſich immer tiefer hinein: „Ach was, mein juter Junge, ſo was kommt in ’n Leben doch öfters vor — ſehr anſtändig, daß er dir nich verleujnet hat, det tut noch lange nich jeder! Un was die jnäd’je Frau is, die dir anjenommen hat wie ’n eijnet Kind, ſo kann man lange ſuchen, bis man ſo eine wieder findet. Großartig — einfach großartig!“ Frau Lämke hatte ſich oft genug über die vornehme Dame geärgert, aber nun fühlte ſie das Bedürfnis, ihr gerecht zu werden. „So ’ne Mutter kannſte in Jold faſſen — ſo was jibt’s ja jar nich mehr!“ Sie erſchöpfte ſich in anerkennenden Lobpreiſungen. „Un wer weiß auch, ob an’n Ende noch alles wahr is!“ Damit ſchloß ſie.

Es würde ſchon alles wahr ſein! Wolfgang war ruhig geworden; wenigſtens merkte man ſeinem Geſicht keine ſonderliche Erregung mehr an, als er jetzt die Hände herabgleiten ließ. „Ich muß jetzt gehen,“ ſagte er.

Frida ſtand ſehr bedrückt da; ſie hatte das alles ja längſt gewußt — wer wußte das nicht?! — aber daß

er's nun wußte, das tat ihr ſo leid. Ihre hellen Blicke trübten ſich, voll Mitleid ſah ſie den Freund an: ach, wie war ihre eigene Einſegnung, vorige Oſtern, doch ſo viel ſchöner geweſen! Sie hatte keine goldene Uhr bekommen, nur eine ganz kleine Broſche von unechtem Gold — eine Mark fünfzig hatte die gekoſtet, ſie hatte ſich die ja ſelber mit Muttern ausgeſucht —, aber ſie war ſo froh geweſen, ſo froh!

„Was für 'n Spruch haſte denn jekriegt?" fragte ſie raſch, um Wolfgang auf andre Gedanken zu bringen.

„Ich weiß ihn nicht auswendig," ſagte er ausweichend, und ſeine verblaßten Wangen wurden purpurrot. „Aber er ſtimmt!" Und damit ging er aus der Türe.

Geradeswegs ging er nach Hauſe — was ſollte er noch Zeit verſäumen, es eilte! Er ſah nicht die Stare aus und ein fliegen aus ihren Niſtkäſtchen an den hohen Stangenkiefern, ſah nicht, daß ſchon eine helle Mondſichel ſchwebte am dunkler werdenden Abendhimmel und ein goldener Stern daneben ſtand, ſah nur mit Genugtuung, als er in die Halle der Villa trat, daß Mäntel und Hüte von den Haken verſchwunden waren. Das war gut, die Gäſte waren fort! Er ſtürmte gegen die Salontür, faſt fiel er ins Zimmer. Da ſaßen Vater und Mutter noch — nein, der Vater und ſie, die — die —!

„Nun, ſage mal, wo haſt du denn ſo lange geſteckt?" fragte der Vater, nicht ohne Anflug von Ärgerlichkeit in der Stimme.

„Heute, gerade heute!" ſagte die Mutter. „Sie laſſen dich alle grüßen, ſie haben noch auf dich gewartet. Aber nun iſt es ja faſt ſchon acht Uhr!"

Unwillkürlich ſah Wolfgang nach der Pendüle auf dem

Kaminſims — richtig, ſchon bald acht! Aber das war ja nun alles gleichgiltig! Und den Blick ſtarr geradeaus gerichtet, als ſähe er unverrückt nach einem Ziel, ſtellte er ſich vor den beiden auf.

„Ich muß euch was fragen," ſagte er. Und dann — ganz unvermittelt kam's heraus, ganz brüsk —: „Weſſen Kind bin ich?!"

Da war's geſagt! Die junge Stimme hatte hart geklungen. Oder tönte ſie nur ſo verletzend in Kätes Ohren? Sie hörte ein furchtbares Gellen wie von mißlautendem Trompetenſtoß. O Gott, da war ſie, die furchtbare Frage! Eine jähe Blutwelle legte ihr einen dichten Schleier mit flimmernden Punkten vor die Augen; ſie konnte ihren Knaben nicht mehr ſehen, ſie hörte nur dieſe ſeine Frage. Hilflos, blindlings griff ſie mit der Hand um ſich — Gott ſei Dank, da war ihr Mann, der war noch da! Und jetzt hörte ſie auch ihn ſprechen.

„Wie kommſt du zu der Frage?" ſagte Schlieben. „Unſer Sohn — natürlich! Weſſen Kind denn ſonſt?"

„Das weiß ich nicht. Das will ich ja eben von euch wiſſen," ſprach wieder die harte Knabenſtimme.

Es war merkwürdig, wie ruhig dieſe Stimme klang, aber ſie dünkte Käte doppelt entſetzlich in dieſer ſachlichen Einförmigkeit.

Nun hob ſie ſich ein wenig: „Gib mir doch Antwort — ich will — ich muß es wiſſen!"

Käte ſchauderte: welche Unerbittlichkeit, welche Hartnäckigkeit lag in dieſem ‚Ich will' — ‚Ich muß' —! Der würde nie mehr aufhören, zu fragen! Wie vernichtet ſank ſie, bebend, ganz in ſich zuſammen.

Auch des Mannes ruhige Stimme verriet ein heimliches Beben: „Lieber Junge, dir hat mal wieder einer — ich will nicht fragen: wer, es gibt immer Klätſcher und Hetzer genug — etwas in den Kopf geſetzt. Warum ſtellſt du dich ſo feindlich gegen uns? Sind wir dir nicht immer wie Vater und Mutter geweſen?“

O, das war falſch — wie Vater und Mutter?! Grundfalſch! Käte fuhr auf. Sie ſtreckte die Arme aus: „Mein Junge!“

Aber er blieb ſtehen, als bemerkte er dieſe ausgeſtreckten Arme nicht; die Brauen finſter zuſammengezogen, ſah er nur den Mann an. „Ich weiß wohl, daß du mein Vater biſt, aber ſie — die —“ er warf einen flüchtigen Seitenblick — „die iſt meine Mutter nicht!“

„Wer ſagt das?!“ Käte ſchrie laut auf.

„Alle Welt!“

„Nein, niemand! Das iſt nicht wahr! Eine Lüge, eine Lüge! Du biſt mein Kind, mein Sohn, unſer Sohn! Und wer das leugnet, der lügt, betrügt, verleumdet, der —“

„Käte!“ Ihr Mann ſah ſie ſehr ernſt an, und ein Vorwurf lag in ſeinem Ton und eine Mahnung: „Käte!“

Und dann wendete er ſich zu dem jungen Menſchen, der trotzig daſtand, faſt herausfordernd in der Haltung — den einen Fuß vorgeſtellt, gerade aufgerichtet, den Kopf in den Nacken geworfen — und ſagte: „Die Mutter iſt begreiflicherweiſe ſehr aufgeregt, du ſollteſt ſie ſchonen — gerade heute! Geh jetzt, und wir werden morgen —“

„Nein, nein!“ Käte ließ ihn nicht ausſprechen; ſie rief in höchſter Erregung: „Nein, nicht aufſchieben! Laß ihn doch reden — jetzt — laß ihn nur! Und antworte

du ihm — jetzt — gleich — daß er unſer Sohn iſt, unſer Sohn ganz allein! Wolfgang — Wölfchen!“ Sie brauchte heute wieder ſeit langer Zeit den alten ſüßen Kinderſchmeichelnamen. „Wölfchen, liebſt du uns denn gar nicht mehr? Wölfchen, komm doch zu mir!“

Wieder ſtreckte ſie die Hände nach ihm aus, aber er ſah wiederum nicht dieſe verlangenden, liebevoll gebreiteten Arme. Er war ſehr blaß und ſah ſtarr vor ſich nieder.

„Wölfchen, komm!“

„Ich kann nicht!“

Nichts regte ſich in ſeinem Geſicht, und ſeine Stimme hatte immer noch den eintönigen Klang, der ihr ſo furchtbar war. Sie ſchluchzte auf, und ihre Blicke klammerten ſich an ihren Mann — nun ſollte der ihr helfen! Aber er ſah ſie finſter an; deutlich las ſie in ſeiner Miene den Vorwurf: ‚Warum biſt du mir nicht gefolgt?! Hätten wir's ihm geſagt beizeiten —‘ nein, auch bei ihm fand ſie keine Hilfe! Und jetzt — was ſagte Paul jetzt gar?! Ihre Augen erweiterten ſich in plötzlichem Schrecken, mit beiden Händen umklammerte ſie die Seitenlehnen ihres Seſſels, wollte zurückſinken und bäumte ſich doch auf, ſich wehrend gegen das, was nun kommen mußte. War Paul von Sinnen?! Er ſprach: „Du biſt nicht unſer Sohn!“

„Nicht euer Sohn?!“ Der Knabe ſtammelte. Er hatte ſich durch nichts beirren laſſen wollen, aber dieſe Antwort beirrte ihn doch. Sie verwirrte ihn; er wurde rot und blaß, und ſein Blick glitt unſicher von dem Mann zur Frau, von der Frau zum Mann.

Alſo auch er — der — wäre nicht ſein Vater?! Aber Frau Lämke hatte es doch geſagt! Aha, der wollte

ihn jetzt wohl verleugnen?! Mißtrauiſch ſah er den Mann an, und dann wallte es wie eine Kränkung in ihm auf: wenn der da nicht ſein Vater wäre, hätte er ja eigentlich hier gar kein — nein, gar kein Anrecht?!

Und einen Schritt nähertretend, ſagte er haſtig: „Du biſt wohl mein Vater. Du willſt es jetzt nur nicht ſagen. Aber ſie“ — er nickte kurz nach dem Seſſel hin — „ſie iſt nicht meine Mutter!“ Seine Augen leuchteten; mit einem tiefen Aufatmen ſagte er nun, als ſei es ihm eine Erleichterung: „Das habe ich immer gewußt!“

„Du biſt falſch berichtet! Wäre es nach mir gegangen, ich hätte dir längſt die Wahrheit geſagt. Aber da nun einmal — leider! — der richtige Moment verſäumt iſt, ſo ſage ich ſie dir heute. Ich ſage ſie dir — ſo wie ein Mann zum anderen ſpricht, auf Ehrenwort — ich bin dein Vater nicht, ebenſowenig wie ſie deine Mutter iſt. Von Geburt biſt du uns fremd, ganz fremd. Wir haben dich aber angenommen an Kindes Statt, weil wir gerne ein Kind haben wollten und keins hatten. Wir haben dich aus dem —“

„Paul!“ Wie damals, als Schlieben dem Knaben, empört über deſſen Undankbarkeit, hatte etwas verraten wollen, fiel Käte ihm mit einem lauten Schrei an die Bruſt. Sie umklammerte ihres Mannes Nacken; haſtig, heftig, mit zitterndem Hauchen raunte ſie ihm ins Ohr: „Sag ihm nicht: woher! Um Gottes willen nicht, woher! Dann geht er, dann iſt er mir ganz verloren! Ich ertrage es nicht — hab Mitleid, Erbarmen mit mir — ſag ihm nur nicht: woher!“

Er wollte ſie von ſich ſchieben, aber ſie ließ ihn nicht los. Immer dies weinende Stammeln, dies zitternde,

angſtvolle, verzweifelnde Beſchwören: nur nicht woher, nur nicht woher!

Ein großes Mitleid mit ihr überkam ihn: ſeine arme Frau, ſo eine arme Frau — mußte ihr das geſchehen?! Und ein Zorn kam dazu gegen den Knaben, der da ſo breitſpurig ſtand — dreiſt — ja, dreiſt — der da forderte, wo er zu bitten hatte, und unbewegt, mit großen kalten Augen nach ihnen hinſah.

Der ernſte, aber doch weiche Ton, in dem Schlieben bis jetzt zu Wolfgang geſprochen hatte, wurde ſtreng: „Übrigens verbitte ich mir dieſe deine Art, zu fragen!“

„Ich habe ein Recht, zu fragen!“

„Ja, das haſt du!“ Der Mann war ganz betroffen: ja, der Junge hatte das Recht! Wer hier im Unrecht war, das war ganz klar! Und ſo ſagte er einlenkend und wieder freundlicher: „Wenn du aber auch nicht unſer Sohn biſt in Fleiſch und Blut, ſo denke ich doch, haben Erziehung und jahrelanges Mühen, treue Fürſorge dich im Geiſte zu unſerm Kinde gemacht. Komm, mein Sohn — und wenn ſie alle ſagen, du wäreſt nicht unſer Sohn, ich ſage dir: du biſt unſer Sohn, in Wahrheit!“

Er hielt dem regungslos Daſtehenden die freie Hand hin — mit der andern hielt er ſeine Frau umfaßt —, da war noch Platz an ſeiner Bruſt, hier konnte auch noch der reuige Knabe liegen. Aber langſam wich Wolfgang zurück, er nahm die gebotene Hand nicht, er ließ ſich nicht ziehen.

„Nein,“ ſagte er. Und dann ging er, ohne Tränen, die trockenen Augen immer ſtarr auf die, die er ſo lange Eltern genannt hatte, gerichtet, langſam rückwärts zur Tür.

„Junge, wohin?! Aber ſo bleibe doch!“ Schlieben

rief es ihm gütig nach — der Junge war ja auch in einer ſcheußlichen Situation, man mußte Geduld mit ihm haben! Und er rief noch einmal: „Wolfgang, bleibe doch!“

Aber Wolfgang ſchüttelte den Kopf: „Ich kann nicht. Ihr habt mich betrogen. Laß mich los!“ Mit einer gewaltſamen Bewegung ſchüttelte er des Mannes Hand, die ſich auf ſeinen Ärmel gelegt hatte, ab.

Und nun ſchrie er auf wie ein verwundetes Tier: „Was quält ihr mich noch? Laßt mich doch gehen! Ich will gehen, ich will an meine Mutter denken — wo iſt ſie?!“

Drittes Buch

XIII

Die Uhren im Haus gingen ſchreckhaft laut. Man hörte ſie durch die Stille der Nacht wie mahnende Stimmen.

O, wie raſend ſchnell jagte die Zeit hin! Eben war es noch Abend geweſen — eben Mitternacht — und nun ſchlug die Pendüle auf dem Kaminſims ſchon ein kurzes, helles, hartes Eins!

Mit einem Zuſammenſchaudern hob die einſame Frau die Hände an die Schläfen und preßte ſie feſt dagegen. Ah, wie es dadrinnen hämmerte, und wie ſich Gedanken — quälende Gedanken — jagten, raſend ſchnell und raſtlos wie das haſtige Ticken der Uhren!

Alle ſchliefen im Haus. Der Diener, die Mädchen; auch ihr Mann — längſt! Nur ſie, ſie allein hatte noch keinen Schlaf gefunden.

Und draußen ſchlief auch alles. Die Kiefern ſtanden ums Haus, regungslos, und ihre dunklen Silhouetten, ſteif wie aus Pappe geſchnitten, hoben ſich ſcharf ab vom ſilbrigen Nachthimmel.

Kein Ruf, kein Fußtritt, kein Räderrollen, kein Singen, kein Lachen, nicht einmal ein Hundegekläff ſtieg auf aus der ſchlafenden Grunewaldkolonie. Nur wie ein leiſes Seufzen ging's um die weiße Villa mit dem roten Dach und den grünen Läden.

Die Mutter, die auf ihren Sohn wartete, horchte auf: war da jemand?! Nein, es war das Nachtlüftchen, das dort die Äſte der alten verknorrten Kiefer zu bewegen verſuchte.

Käte Schlieben ſtand jetzt am Fenſter — vorhin hatte ſie es ungeduldig aufgeriſſen — nun beugte ſie ſich hinaus. Soweit ihr Auge reichte, war niemand zu ſehen — gar niemand. Er kam noch immer nicht!

Zwei ſchlug die Uhr. Mit einem faſt verzweifelten Blick ſah ſich die Frau nach dem Kamin um: o, dieſe quälende, dieſe unerträgliche Uhr! Es konnte nicht ſein, ſie mußte falſch gehen, es konnte nicht ſein, daß es ſchon ſo ſpät war!

Käte hatte ſchon manchen Abend aufgeſeſſen und auf Wolfgang gewartet, aber ſo lange wie heute war er noch nie ausgeblieben. Paul hatte nichts dagegen, wenn der Junge ſeine eignen Wege ging. ‚Liebes Kind,‘ hatte er ja geſprochen, ‚das kannſt du nicht ändern. Lege dich hin und ſchlafe, das iſt viel vernünftiger. Der Junge hat den Schlüſſel, er wird ſchon wohlbehalten ins Haus kommen. Einen jungen Menſchen in ſeinem Alter kannſt du nicht mehr gängeln. Laß ihn — du verleideſt ihm ja ſonſt unſer Haus — laß ihn doch ruhig gehen!‘

Was Paul ſich dachte! Freilich, er hatte ganz recht, gängeln durfte ſie ihn nicht mehr! Das konnte ſie auch gar

nicht mehr — hatte ſie nie gekonnt. Aber wie konnte ſie ſich ruhig zu Bett legen?! Schlafen würde ſie ja doch nicht. Wo blieb er?! —

Käte war grau geworden. In den drei Jahren, die verſtrichen waren ſeit des Sohnes Einſegnung, hatte ſie ſich äußerlich ſehr verändert. Während Wolfgang in die Höhe wuchs, ſtark und ſich breitete wie ein junger Baum, hatte ihre Geſtalt ſich geneigt wie eine Blume, die regenbeſchwert iſt oder welken will. Ihre feinen Züge waren dieſelben geblieben, aber die Haut, die ſo lange eine faſt mädchenhaft-zarte Glätte bewahrt hatte, war ſchlaffer geworden; ihre Augen ſahen aus, als hätten ſie viel geweint. Die Bekannten fanden Frau Schlieben recht gealtert.

Wenn ſich Käte jetzt in dem Spiegel ſah, hatte ſie nicht mehr das freudige Erröten über die eigne wohlkonſervierte Erſcheinung; ſie ſah ſich nicht gern mehr an. Es hatte ihr irgend etwas innerlich und äußerlich einen Ruck gegeben. Was das geweſen war, ahnte niemand. Schlieben freilich wußte es, aber er ſprach mit ſeiner Frau nicht darüber: warum ſie von neuem aufregen, alte Wunden wieder aufreißen?!

Er hütete ſich wohl, noch einmal wieder auf jenen Konfirmationstag zurückzukommen. Es war auch bequemer ſo. Den Jungen hatte er ſich freilich damals noch ordentlich vorgenommen, ihm in ſtrengen Worten ſein undankbares Verhalten klar gemacht und ein rückſichtsvolleres und beſonders gegen die Mutter liebevolleres Benehmen von ihm verlangt. Und der junge Menſch, den ſein Betragen wohl längſt reuen mochte, hatte dageſtanden wie ein armer Sünder, nichts hatte er geſagt, den geſenkten Blick nicht gehoben.

Und als der Vater ihn zuletzt zur Mutter geführt hatte, hatte er ſich führen laſſen und ſich von der Mutter, die ihn mit beiden Armen umſchlang, umſchlingen laſſen. Sie hatte über ihm geweint und ihn dann geküßt.

Und dann war nie, nie mehr darüber geredet worden. —

Das weiße Haus mit ſeinem heiteren Grün und Rot, an dem und in dem immer wieder neue Verſchönerungen und Verbeſſerungen vorgenommen wurden, fiel allen, die vorübergingen, als beſonders anheimelnd auf. Die Sonntagsausflügler blieben am ſchmiedeeiſernen Gitter ſtehen und bewunderten die Blumenfülle; im Sommer die hängenden Geranien der Balkons und die Pracht der edlen Roſenſtöcke, im Winter die Azaleen und Kamelien hinterm dicken Glas des Wintergartens und die farbigen Primelreihen zwiſchen den Doppelfenſtern und die frühen Hyazinthen und Tulpen. Die Dame in dem weichen Tuchkleid mit dem welligen grauen Scheitel und dem ſanften Geſicht, auf dem es wie ein leicht-wehmütiges Lächeln lag, paßte gut zu dem Haus und zu den Blumen, zu dem ganzen Frieden. ‚Entzückend‘, ſagten die Leute.

Wenn Wolfgang früher, als Junge, ſo etwas gehört hatte, hatte er den Bewunderern eine Fratze geſchnitten: was gingen die Haus und Garten an, da war doch nichts daran zu bewundern?! Nun ſchmeichelte es ihm, wenn ſie ſtehen blieben, wenn ſie's gar beneidenswert fanden. O ja, es war recht nett hier! Er fühlte ſich.

Schlieben und Käte hatten nie einen beſonderen Wert auf Geld gelegt, ſie hatten ja immer genug gehabt, das gute Auskommen war ihnen einfach ſelbſtverſtändlich; ſie ahnten es gar nicht, daß der Sohn Wert auf den

Reichtum legte. Wenn Wolfgang jetzt daran dachte, daß er einſt in knabenhaftem Ungeſtüm das alles nicht geachtet hatte, fortgelaufen war in die Irre, ohne Geld, ohne Brot, mußte er lächeln: wie kindiſch! Und wenn er bedachte, daß er einmal, als er doch ſchon älter geworden war und überlegen konnte, mit Ungeſtüm etwas verlangt hatte, das gleichbedeutend geweſen wäre mit Aufgabe all deſſen, was ſein Leben ſo bequem geſtaltete, dann ſchüttelte er jetzt den Kopf: zu einfältig!

Es gewährte ihm eine gewiſſe Genugtuung, ſich mit andern zu vergleichen. Keſſelborn ſchwitzte noch in Prima — der ſollte durchaus ſtudieren, Theologie, womöglich wegen ſeines Adels Hofprediger werden — Lehmann mußte ſeinem Vater bei der Spedition helfen, trotz des Einjährigen, mit dem er abgegangen war, Möbelwagen karren! Und Kullrich — ach, Kullrich erſt, der hatte die Schwindſucht! Wie ſeine Mutter. Trauriges Erbe das!

Ein halb geringſchätziges, halb mitleidiges Lächeln zog Wolfgangs Mundwinkel herab, wenn er der Schulkameraden gedachte. Hieß das leben?! Ah, und leben, leben war ſo wunderſchön!

Wolfgang hatte das Bewußtſein ſeiner Kraft: er konnte Bäume entwurzeln, Mauern, die ſich ihm entgegenſtellten, umpuſten, als ſeien es Kartenblätter.

Es war nicht länger mehr mit ihm auf der Schule gegangen, ſeine Glieder und ſeine Neigungen hatten nicht mehr in die Schulbank hineingepaßt. Er bekam ja auch ſchon einen Schnurrbart! Wie ein ſchwarzer Schatten war der ſchon lange auf der Oberlippe zu ahnen geweſen; nun war er da, er war da! So ein fertiger Menſch

konnte doch nicht mehr in Sekunda ſitzen? Wozu auch, er ſollte ja auch kein Gelehrter werden?! Mit der Reife für Prima war Wolfgang abgegangen.

Schlieben hatte die Abſicht, ihn gleich nach Abſolvierung der Schule ins Ausland zu ſchicken, noch für ein Jahr aufgegeben; erſt wollte er ihn doch noch etwas unter Augen behalten. Nicht, daß er ihn etwa ſo ängſtlich wie Käte zu hüten beſtrebt war, aber der alte Sanitätsrat, der gute Freund, auf den er ſo viel gab, hatte ihn in einer vertraulichen Stunde, in der ſie ganz allein, von niemandem gehört, beim Glaſe Wein ſaßen, gemahnt: „Hören Sie, Schlieben, nehmen Sie den Jungen doch lieber in acht! Ich würde ihn noch nicht ſo weit weggeben — er iſt ſo jung. Und er iſt ein Unband und — wiſſen Sie, bei dem, was er als Kind durchgemacht hat — hm, man kann doch nicht ſagen, ob das Herz ſo mit ſtandhält!"

„Warum nicht?" hatte Schlieben da betroffen gefragt, „Sie halten ihn alſo für krank?!"

„Nein, durchaus nicht!" Der Arzt war ordentlich ärgerlich geworden: gleich dieſe Übertreibung! „Wer ſagt denn was von ‚krank'?! Aber drauf losgehen darf der Burſche doch nicht ſo. Na, und Jugend hat doch keine Tugend! Das wiſſen wir doch auch noch von unſrer Zeit her!"

Und beide Männer hatten ſich zugenickt, waren heiter geworden und hatten gelacht.

Wolfgang bekam ein Reitpferd, ritt erſt in der Bahn und dann täglich ſeine paar Stunden draußen. Der Vater hielt darauf, daß er nicht zu viel im Kontor ſaß: was

ihm zum kaufmänniſchen Beruf not tat, würde er ſchon lernen, rechnen konnte er ja!

Die beiden Sozien, alte Junggeſellen, waren entzückt von dem friſchen Jungen, der mit der Reitgerte ins Bureau kam und auf dem Kontorbock hockte, als ſäße er auf einem Gaul.

Schlieben hörte keine Klagen über den Sohn; das ganze Perſonal, Leute, die ihre zehn, zwanzig Jahre in der Firma waren, alle gut eingeölte, tadellos funktionierende Maſchinen, ſchnurrten um den jungen Menſchen herum: das war doch der künftige Chef! Es ging alles glatt.

Beide Eheleute bekamen Komplimente über den Sohn zu hören: ‚Ein famoſer Menſch! Welche Friſche!‘ „Er ſoll ja erſt werden,“ ſagte Schlieben dann wohl, aber man merkte ihm doch eine gewiſſe innere Befriedigung an. Er hatte nicht dieſe peinliche Seelenunruhe wie ſeine Frau. Käte zog nur die Augenbrauen ein wenig höher und lächelte ein leicht zuſtimmendes, etwas wehmütiges Lächeln.

Sie konnte ſich nicht mehr über den großen Menſchen freuen, wie ſie ſich einſt über das kleine Jungchen auf ihrem Schoß gefreut hatte. Ihr war, als ſei ihr überhaupt die Fähigkeit zur Freude abhanden gekommen, langſam zwar, ganz allmählich, aber doch ſtetig, bis der letzte Reſt dieſer Fähigkeit auf einmal ausgeriſſen ward, mit der Wurzel, an einem Tag, in einer Stunde, in jenem unglückſeligen Augenblick — ‚ich will gehen, ich will an meine Mutter denken, wo iſt ſie?!‘ — ſeitdem! Sie wünſchte ihm noch alles Beſte auf Erden, aber ſie war gleichgiltiger geworden; müde. Er hatte ſie zu ſchwer aufs Herz getreten, ſchwerer, als einſt ſeine kleinen urkräftigen Füße auf ihren Schoß geſtampft hatten. —

Mit einem tiefen Seufzer lehnte ſich die einſam Wartende weiter zum Fenſter hinaus. War das nicht unerhört, unverzeihlich von ihm, ſo ſpät nach Hauſe zu kommen?! Wußte er denn nicht, daß ſie auf ihn wartete?!

In der Anwandlung eines Zornes, der ihr ſonſt ſelten kam, ballte ſich ihre Hand, die ſich auf den Fenſterſims ſtützte, zur Fauſt. Sie war eine Närrin, auf ihn zu warten! War er nicht alt genug — achtzehn Jahre — brauchte er noch erwartet zu werden wie ein Knabe, der zum erſten Mal allein von einer Kindergeſellſchaft heimkommt?! Er hatte ſich mit andern jungen Leuten in Berlin verabredet — weiß Gott, in welchem Nachtcafé ſie jetzt herumbummelten!

Sie ſtieß mit dem Fuß auf. Ihr heißer Atem ſtieg wie ein Rauch in die kalte klare Frühlingsnacht, es fröſtelte ſie vor Überwachtheit und Unbehagen. Und Stunden fielen ihr ein, alle Stunden, die ſie ſchon um ihn verwacht hatte, und eine große Bitterkeit quoll in ihr auf. Selbſt ihre Zunge koſtete Bitternis — das war Galle. Nein, ſie fühlte jetzt nicht mehr die Liebe früherer Jahre! Damals, ja damals war — ſelbſt wenn ſie um ihn litt — noch Wonne dabei geweſen; jetzt fühlte ſie nur dumpfen Groll. Warum hatte er ſich in ihr Leben gedrängt?! O, wie war das früher ſo glatt, ſo ſorgenlos, ſo — ja, ſo viel glücklicher geweſen?! Wie hatte er ſie zerbrochen — würde ſie ſich je wieder aufrichten können?!

Nein! Ein hartes kurzes Nein. Und dann dachte ſie an ihren Mann. Auch den hatte er ihr geraubt. Waren ſie zwei nicht früher eins geweſen, ganz eins?

Nun hatte ſich dieſer dritte dazwiſchen gedrängt, ſie beide immer weiter und weiter voneinander geſchoben — bis daß er hier ging, und da ſie!

Ein jäher Schmerz ſtieg in der Grübelnden auf, ein erbarmungsvolles Mitleid mit ſich ſelber trieb ihr die Tränen in die Augen; heiß tropften ſie nieder auf die Hände, die ſich auf dem kalten Steinſims ballten. Wenn er, wenn er doch nie in ihr Leben —

Da ſchreckte ſie eine Hand, die ihre Schulter berührte, auf. Blitzſchnell wendete ſie ſich: „Biſt du endlich da?!“

„Ich bin's,“ ſagte Schlieben. Er war aufgewacht, hatte ſie nicht neben ſich atmen hören und ſich dann geärgert: wahrhaftig, da ſaß ſie nun wieder unten und wartete auf den Jungen! Solch ein Unverſtand! Und als er noch ein Weilchen gelegen und auf ſie gewartet und ſich geärgert hatte, warf er notdürftige Kleidung über, ſchlüpfte in die Morgenſchuhe und tappte durchs nächtliche Haus. Ihn fröſtelte, und er war ſchlechter Laune. Nicht genug, daß er aus dem beſten Schlaf geſtört war und daß ſie morgen Migräne haben würde, nein, was noch ſchlimmer war, Wolfgang mußte es ja geradezu unleidlich finden, ſo beobachtet zu werden!

Es war natürlich, daß er mit ihr ſchalt. „Was iſt denn Schlimmes dabei, wenn er einmal ein bißchen länger ausbleibt, ich bitte dich, Käte! Das iſt ja rein lächerlich von dir! Ein bißchen bummeln, das hab' ich auch als junger Menſch getan, und meine Mutter war, Gott ſei's gedankt, verſtändig genug, ſich nicht darum zu kümmern. Komm, Käte, komm jetzt zu Bett!“

Sie wich zurück. „Ja — du!“ ſagte ſie langſam,

und er wußte nicht, wie ſie's meinte. Sie drehte ihm den Rücken und lehnte ſich wieder zum Fenſter hinaus.

Er ſtand noch einige wenige Augenblicke und wartete, aber als ſie nicht mitkam, ſich nicht einmal umwandte nach ihm, ſchüttelte er den Kopf: man mußte ſie laſſen, ſie wurde eben geradezu wunderlich!

Schlaftrunken ſtieg er wieder allein die Treppe hinauf; er taumelte faſt vor Müdigkeit, und die Glieder waren ihm ſchwer, und trotzdem war ſein Denken klarer, unerbittlicher als am Tage, an dem ſo vieles rund umher ablenkt und zerſtreut. Eine Sehnſucht ſtieg in dieſer Stunde in ihm auf nach einer Frau, die ſeine alten Tage in ſanftem Geleiſe ruhig und freundlich führen würde, deren Lächeln nicht nur Schein war wie das Lächeln auf Kätes Geſicht. Eine Frau, die mit dem Herzen lächelt, ach, leider, ſo eine war ſeine Käte nicht!

Mit einem Seufzen der Enttäuſchung legte ſich Schlieöen wieder nieder und zog frierend die Decke hoch hinauf. Aber es dauerte lange, bis er einſchlafen konnte. Wenn der Junge doch nur endlich käme! Heute dauerte es wirklich etwas lange! Solche Bummelei ging denn doch zu weit! —

Der Morgen graute, als eine Droſchke langſam die Straße herunter zockelte. Vor der weißen Villa hielt ſie an, und zwei Herren halfen einem dritten heraus. Die beiden, die den dritten unter den Armen gefaßt hielten, lachten, und der Kutſcher auf dem Bock, der intereſſiert heruntergucfte, lachte auch verſchmitzt: „Soll ick helfen, meine Herren? Na, jeht's?!"

Sie lehnten ihn gegen das Gitter, das den Vorgarten verſchloß, tippten auf die Klingel, ſprangen dann eilig

wieder in den Wagen und ſchlugen den Schlag zu: „Los Kutſcher, zurück!“

Die Klingel hatte nur einen leiſen vibrierenden Ton von ſich gegeben — wie einen bangen Hauch — Käte hatte ihn gehört, obgleich ſie im Seſſel eingeſchlafen war; nicht feſt, es war mehr ein hindämmerndes Verſinken geweſen. Nun ſprang ſie erſchrocken auf, es gellte ihr in den Ohren. Raſch ans Fenſter! Draußen am Gitter lehnte jemand. Wolfgang —?! Ja, ja, er war's! Aber warum ſchloß er denn nicht auf und kam herein?!

Was war ihm denn paſſiert?! Es war ihr auf einmal, als müßte ſie um Hilfe rufen: Friedrich! Paul! Paul! Nach den Mädchen klingeln. Es war ihm etwas geſchehen, es mußte ihm etwas geſchehen ſein, — warum kam er denn nicht herein?!

Er lehnte da ſo ſchwer gegen das Gitter. Ganz ſeltſam! Der Kopf hing ihm auf die Bruſt, der Hut ſaß ihm im Nacken. War er krank?!

Oder hatten ihn Strolche angefallen?! Die abenteuerlichſten Ideen ſchoſſen ihr plötzlich durch den Kopf. War er verletzt? Herrgott, was war ihm denn widerfahren?!

Befürchtungen, über die ſie ſonſt gelächelt haben würde, kamen ihr jetzt zu dieſer Stunde, in der es nicht Nacht mehr war, und doch auch noch nicht Tag. Ihre Füße waren kalt und ſteif, wie erfroren, kaum kam ſie bis zur Haustür; den Schlüſſel konnte ſie erſt nicht finden, und als ihre zitternden Hände ihn ins Schloß ſtießen, brachten ſie ihn nicht herum. Sie war ſo ungeſchickt in ihrer Haſt, ſo ſinnlos in ihrer Angſt: etwas Furchtbares mußte geſchehen ſein! Ein Unglück! Sie fühlte das.

Endlich, endlich! Der Schlüſſel ließ ſich endlich drehen. Und nun ſtürzte ſie durch den Vorgarten ans Gittertürchen; eine eiſige Morgenluft ſchlug ihr entgegen wie Winterhauch. Sie drückte das Gitter auf: „Wolfgang!“

Er gab keine Antwort. Sein Geſicht konnte ſie ſo nicht recht ſehen; er ſtand unbeweglich.

Sie faßte ſeine Hand: „Um Gottes willen, was iſt dir denn?!“

Er rührte ſich nicht.

„Wolfgang! Wolfgang!“ Sie rüttelte ihn in höchſter Angſt; da fiel er ſo ſchwer gegen ſie, daß er ſie beinahe umgeſtoßen hätte und ſtammelte, lallte wie ein Blöder, deſſen ſchwerer Zunge man etwas eingelernt hat: „Par—don!“

Sie mußte ihn führen. Sein Atem, ganz voll Alkoholdunſt wehte ſie an. Ein ungeheurer Ekel, ſchrecklicher noch als die Angſt vorher, packte ſie. Das war das Furchtbare, das ſie erwartet hatte —, nein, das war noch furchtbarer, noch unerträglicher! Er war ja betrunken, betrunken! So mußte ‚betrunken‘ ſein!

In ihre Nähe war noch nie ein Betrunkener gekommen; nun hatte ſie einen dicht bei ſich. Ein Entſetzen ſchüttelte ſie, daß ihr die Zähne aufeinander ſchlugen. O pfui, pfui, wie ekelhaft, wie gemein! Wie niedrig erſchien er ihr, und ſie ſelber wie miterniedrigt. Das war ihr Wolfgang nicht mehr, ihr Kind, das ſie an Sohnes Statt angenommen hatte! Dies hier war ein ganz gewöhnlicher, ein ganz gemeiner Menſch von der Straße, mit dem ſie nichts, aber auch gar nichts mehr zu ſchaffen hatte!

Haſtig wollte ſie ihn von ſich ſchieben, ins Haus eilen, die Tür hinter ſich ſchließen — mochte er ſehen, was er

machte! Aber er hielt ſie feſt. Seinen Arm hatte er ſchwer um ihren Nacken gelegt, er drückte ſie faſt nieder; ſo zwang er ſie, ihn zu führen.

Und widerwillig, mit innerem verzweifeltem Aufbäumen und doch bezwungen, führte ſie ihn. Sie konnte ihn doch nicht aufgeben, dem Geſpött der Dienſtboten preisgeben, dem Gelächter der Straße! Wenn ihn jemand ſo ſähe?! Wie lange noch, und die erſten Menſchen kamen vorüber, die Milchjungen, die Bäckermädchen, die Straßenarbeiter und die frühen Karlsbadtrinker. Um Gottes willen, wenn jemand eine Ahnung davon bekäme, wie tief geſunken er war!

„Stütze dich, ſtütze dich feſt," ſagte ſie mit zitternder Stimme. „Nimm dich zuſammen — ſo!" Sie brach faſt unter ihm zuſammen, aber ſie erhielt ihn auf den Füßen. Er war ſo betrunken, er wußte nicht, was er tat, er wollte ſich durchaus vor der Schwelle niederlegen, platt auf die Steinſtufen. Aber ſie riß ihn auf.

„Du mußt — du mußt," ſagte ſie, und er folgte ihr wie ein Kind. ‚Wie ein Hund' dachte ſie.

Nun hatte ſie ihn in der Vorhalle — die Haustür war wieder verſchloſſen — aber nun kam die Angſt vor der Dienerſchaft. Noch war dieſe nicht auf, aber nicht lange mehr, und Friedrich tappte auf Lederpantoffeln von der Gärtnerwohnung herüber, und die Mädchen kamen aus ihren Manſarden herunter, das Fegen und Aufräumen fing an, das Öffnen der Fenſter, das Hochziehen der Jalouſieen, daß Helle — grauſame Helle — in jeden Winkel drang. Sie mußte ihn die Treppe herauf bekommen, in ſein Zimmer, ohne daß jemand etwas ahnte, ohne daß ſie einen Menſchen zu Hilfe rief!

Einen Augenblick hatte ſie an ihren Mann gedacht —,

aber nein, auch den nicht, kein Menſch durfte ihn ſo ſehen! Mit einer Kraft, die ſie ſich ſelber nie zugetraut hätte, half ſie ihm hinauf; ſie lud ihn ſich förmlich auf. Und ſie flehte ihn an dabei, immer flüſternd, aber mit hartnäckiger Eindringlichkeit: „Leiſe, leiſe!“ Sie mußte ihm ſchmeicheln, ſonſt ging er nicht weiter: „Leiſe, Wölfchen! Geh, geh, Wölfchen — ſo iſt's ſchön, Wölfchen!“

Es war eine Höllenqual. Er ſtolperte und polterte; bei jedem Anſtoßen ſeines Fußes an die Treppenſtufen, bei jedem Knarren des Geländers unter ſeiner dagegenſinkenden Hilfloſigkeit, fuhr ſie zuſammen, und ein banger Schreck lähmte ſie faſt. Wenn jemand das hörte, wenn jemand das hörte! Aber weiter, voran!

„Leiſe, Wölfchen, ganz leiſe!“ Es klang wie eine Bitte und war doch ein Befehl. Wie er ſie vordem bezwungen hatte, mit ſeinem ſchweren Arm, ſo zwang ſie ihn jetzt mit ihrem Willen.

Alle im Hauſe mußten taub ſein, daß ſie dieſen Lärm nicht hörten! Der Frau klang jeder Tritt wie ein Donnergepolter, das ſich im weiten Raum mit Rollen fortſetzt und bis in den fernſten Winkel hallt. Paul mußte auch taub ſein! Sie kamen an ſeiner Tür vorüber; gerade am Schlafzimmer der Eltern blieb der Trunkene ſtehen, er wollte durchaus nicht weiter — da hinein — nicht einen Schritt mehr weiter! Sie mußte ihn locken, wie ſie einſt das Kindchen gelockt hatte, das ſüße Kindchen mit den blanken Beerenaugen, das vom Stühlchen aus noch weiter bis zum nächſten Halt laufen ſollte. „Komm, Wölfchen, komm!“ Und ſie brachte ihn glücklich vorüber.

Nun waren ſie endlich in ſeinem Zimmer. „Gott ſei

Dank, Gott sei Dank," stammelte sie, als sie ihn auf dem Bette hatte. Sie war so blaß wie er, dessen blödes Gesicht immer fahler und fahler wurde im sich hellenden Morgengrau. Hier — hier — ach, das war derselbe Raum, in dem sie einst vor vielen Jahren — unendlich lange war's her! — um des Kindes teures, geliebtes Leben mit Angst und Zittern gerungen hatte, vor der Allmacht Gottes gekrochen war wie ein Wurm: nur leben, Gott, laß ihn nur leben! Ach, wäre er damals lieber gestorben!

Wie ein Pfeil, aus allzu straffem Bogen geschnellt, blitzschnell dahinschwirrt, so durchschwirrte das ihren Sinn. Der Gedanke war ihr schrecklich, sie verzieh ihn sich nicht, aber sie konnte sich seiner nicht erwehren. Mit bebenden Knieen stand sie, entsetzt ob der eignen Herzlosigkeit, und dachte doch: wäre er damals lieber gestorben, besser wär's gewesen! Hier — hier, das war dasselbe Zimmer noch, in dem sie dem Heranwachsenden die Einsegnungskleider anprobiert hatte! Nun zog sie dem Erwachsenen die Kleider aus; zerrte ihm den Smoking ab, die eleganten Beinkleider — so gut es eben ging bei seiner nun völligen Bewußtlosigkeit — und schnürte ihm die Lackschuhe auf.

Wo war er gewesen?! Ein Geruch von Zigaretten und Parfüm und Weinneigendunst strömte von ihm aus; es benahm ihr fast den Atem. Da hing derselbe Spiegel noch, in dem sie neben ihrem hellen weichen Frauengesicht das bräunliche Knabengesicht gesehen hatte, frisch und rundwangig, ein wenig derb, ein wenig trotzig, aber doch so hübsch in seiner Kernigkeit, so lieb in seiner Unschuld. Und jetzt —?!

Ihr Blick streifte das fahle Gesicht, aus dessen offenem Munde der dunstige Atem mit Schnarchen und Röcheln

ging, und sah dann im Spiegel ihr eignes verängstetes, überwachtes Antlitz, in dem alle Weichheit sich verschärft hatte zu harten, vergrämten Linien. Ein Schauer durchrieselte sie; mit ihrer kalten Hand strich sie sich die grauen, verwirrten Strähnen aus der Stirn, ihre Augen zwinkerten, als wollten sie weinen. Aber sie zwang die Tränen nieder: nun durfte sie nicht mehr weinen, die Zeit war vorbei!

Sie stand noch eine Weile mitten im Zimmer, regungslos mit angehaltenem Atem, die überangestrengten Arme schlaff herunterhängen lassend; dann schlich sie auf Zehen zur Tür. Er schlief ganz fest. Von außen verschloß sie die Tür und steckte den Schlüssel in ihre Tasche — niemand durfte hinein!

Sollte sie sich nun noch zu Bette legen? Schlafen konnte sie ja doch nicht — o Gott, die innere Unrast war so groß, — aber sie mußte sich niederlegen, ja, sie mußte das, was sollten sonst die Mädchen denken und Paul?! Mußte dann aufstehen wie alle Tage, sich waschen, ankleiden, am Frühstückstisch sitzen, essen, sprechen, lächeln, wie alle Tage, als sei nichts, gar nichts geschehen. Und doch war ihr so viel geschehen!

Sie fühlte eine trostlose Vereinsamung, als sie neben ihrem Mann im Bette lag. Da war ja niemand, dem sie klagen konnte. Hatte Paul sie schon früher nicht verstanden, jetzt würde er sie erst recht nicht verstehen; er war ja so ganz anders geworden mit der Zeit. Und war er nicht jetzt noch dazu blind vernarrt in den Jungen? Merkwürdig, früher, als sie den Knaben so geliebt hatte, war's immer zu viel der Liebe gewesen — wie oft hatte er ihr deswegen Vorwürfe gemacht — und jetzt, jetzt — nein, sie

verſtanden ſich eben nicht mehr! Sie mußte allein durch, ganz allein!

Als Käte die erſten Geräuſche im Hauſe hörte, wäre ſie gerne aufgeſtanden, aber ſie zwang ſich noch, liegen zu bleiben: es würde den Leuten auffallen, ſie ſo früh zu ſehen. Aber eine furchtbare Angſt quälte ſie: wenn der Menſch — jener — dort drüben in ſeinem Rauſch nun aufwachte, Lärm ſchlug, an die verſchloſſene Tür polterte?! Was ſollte ſie dann ſagen, um ihn zu entſchuldigen, was machen?! Fiebernd vor Unruhe lag ſie im Bett. Endlich war es ihre gewohnte Aufſtehenszeit.

„Der Junge iſt wohl ſchrecklich ſpät nach Hauſe gekommen," fragte Paul beim Frühſtück. „Wohl vielmehr früh? Was?"

„O nein! Gleich nachdem du heraufgegangen warſt!"

„So? Ich habe aber noch eine ganze Weile wach gelegen!"

Er hatte es leichthin geſagt, ohne jeden Argwohn, aber ſie bekam doch einen Schrecken. „Wir — wir — er hat mir noch eine ganze Weile erzählt," brachte ſie ſtockend heraus.

„Töricht," ſagte er, weiter nichts und ſchüttelte den Kopf.

O, es war doch ſchwer, zu lügen! In welche Lage brachte Wolfgang ſie!

Als Schlieben zur Stadt gefahren war, die Köchin unten im Souterrain wirtſchaftete und Friedrich im Garten, belauerte Käte das Hausmädchen: wie lange brauchte das denn heute im Schlafzimmer? Scharf ſagte ſie: „Sie müſſen raſcher hier oben aufräumen, Sie ſind ja über die Maßen langſam!"

Ganz verwundert über den ungewohnten Ton ſah die Dienerin die Herrin an und ſagte nachher unten zur Köchin:

„Hu, iſt die Gnäd'ge heute ſchlechter Laune, hat die mich gehetzt!"

Käte hatte dabei geſtanden, bis das Aufräumen des Schlafzimmers beendet war, ſie hatte das Mädchen förmlich gejagt. Nun war ſie allein, ganz allein mit ihm hier oben, nun konnte ſie ſehen, was mit ihm war!

Würde er noch betrunken ſein?! Als ſie vor ſeiner Türe ſtand, hielt ſie den Atem an; das Ohr geneigt, lauſchte ſie. Drinnen war nichts zu hören, nicht einmal ein Atemzug. Wie ein Dieb, ſich ſcheu umblickend, ſchloß ſie auf und ſchlich hinein, hinter ſich wieder zuſchließend. Vorſichtig, leiſe trat ſie auf das Bett zu; doch ſo haſtig fuhr ſie zurück, daß der hochlehnige Stuhl, an den ſie ſtieß, mit Gepolter umſtürzte. Was war das — da — was?!

Ein ekler Dunſt, der die geſchloſſene Stube erfüllte, reizte ſie zur Übelkeit; zum Fenſter taumelnd, riß ſie es auf, ſtieß den Laden zurück — da ſah ſie. Da lag er wie ein Tier — er, der ſorgſam Gewöhnte, er, der als Kind ſeine kleinen Hände ausgeſtreckt hatte, klebte nur ein Krümchen daran: ‚Sauber putzen!' und geweint hatte dabei. Jetzt lag er da, als merkte er nichts, als ginge ihn das um ihn her nichts an, als ruhte er in lauter Reinheit; hielt die Augen, deren kohlſchwarze Wimpern wie Schatten auf die bleichen Wangen fielen, feſt geſchloſſen und ſchlief den Schlaf bleiſchwerer Müdigkeit.

Sie wußte nicht, was ſie tat. Sie hob die Hand, um ihn ins Geſicht zu ſchlagen, ihm ein Wort zuzurufen, ein heftiges Wort des Ekels und Abſcheus; ſie fühlte, wie ihr der Speichel im Munde zuſammenlief, wie es ſie drängte, auszuſpeien. Das war zu ſchrecklich, zu ſchmutzig, zu entſetzlich!

Durchs offene Fenſter drang ein Strom von Licht herein, von Licht und Sonne; eine Amſel ſang, voll und rein. Da war Sonne, da war Schönheit, aber hier, hier —?! Wimmernd hätte ſie ihr Antlitz verhüllen mögen, davonlaufen und ſich verbergen. Aber wer ſollte dann hier tun, was zu tun nötig war, wer Ordnung ſchaffen und Reinlichkeit?! Der umgeſtürzte Stuhl, die haſtig abgezogene Kleidung, der widrige Dunſt — ach, all das mahnte nur zu deutlich an eine wüſte Nacht. Das durfte nicht ſo bleiben. Und wenn ſie ihn auch nicht mehr liebte — nein, nein, keine Stimme in ihrem Herzen ſprach von Liebe mehr! — der Stolz gebot ihr, ſich nicht vor den Dienſtboten zu demütigen. Beiſeite ſchaffen, niemanden etwas davon merken laſſen, raſch, raſch!

Die Zähne zuſammenbeißend, den Ekel zurückdrängend, der ihr immer wieder und wieder würgend aufſtieg, fing Käte an, zu waſchen, zu reiben, zu putzen, holte ſich immer wieder Waſſer, den Krug voll, einen ganzen Eimer voll. Heimlich mußte ſie es tun, auf Zehen über den Gang ſchleichen. O weh, wie das plätſcherte, mit welchem Geräuſch das Waſſer aus dem aufgedrehten Hahn in den untergehaltenen Eimer ſchoß! Daß nur niemand, niemand etwas merkte!

Sie hatte ein Scheuertuch gefunden, und, was ſie in ihrem Leben noch nie getan hatte, nun tat ſie's: ſie lag wie eine Magd auf den Knieen und wiſchte den Boden ab und rutſchte vor dem Bett herum, bis unters Bett, und reckte die Arme lang und ſtreckte und dehnte ſich, um nur ja jeden Winkel zu erreichen. Nichts durfte vergeſſen werden, alles mußte überſchwemmt werden mit friſchem, reinem, erlöſendem Waſſer. Es kam ihr alles im Raum beſchmutzt vor — wie

beleidigt und erniedrigt — die Dielen, die Möbel, die Wände; am liebſten hätte ſie auch die Tapeten abgewaſchen oder ſie ganz heruntergeriſſen, dieſe ſchönen, tieffarbenen Tapeten.

So hatte ſie noch nie in ihrem Leben gearbeitet; der Schweiß der Anſtrengung und der Angſt klebte ihr das elegante Morgenkleid mit dem Seideneinſatz und den Spitzen an den Körper. An den Knieen zeigte der Rock dunkle Flecke vom Rutſchen im Naß, der Saum der Schleppe war tief ins Waſſer getunkt; unordentlich hingen ihr die Haare, ſie hatten ſich gelöſt und zauſten um das erhitzte Geſicht. Kein Menſch hätte ſo Frau Schlieben erkannt.

Gott ſei Dank, endlich! Mit einem Seufzer der Erleichterung ſah Käte ſich um; eine andre Luft herrſchte nun im Zimmer. Der friſche Wind, der hereinwehte, hatte alles geklärt. Nur er, er paßte noch nicht in die Reinheit! Seine Stirn war voll klebrigen Schweißes, ſeine Wangen erdfahl, ſeine Lippen geſchwollen, geborſten, ſein Haar borſtig, ſich ſträubend in Büſcheln. Da wuſch ſie auch ihn, kühlte ſeine Stirn und trocknete ſie, rieb ſeine Wangen mit Seife und Schwamm, holte Bürſte und Kamm, kämmte und glättete ſein Haupt, lief hurtig hinüber in ihr Zimmer, brachte das Toilettenwaſſer von ihrem Tiſch und ließ es über ihn hinſprühen. Nun noch die Decke friſch bezogen! Mehr konnte ſie nicht tun, es ward ihr zu ſchwer, ihn zu heben. Denn er erwachte nicht. Wie ein gefällter Baum — tot, ſtarr, unbeweglich — lag er da und merkte nichts von den zitternden Händen, die über ihn hinhuſchten, zupften und glätteten, bald hier, bald da.

Wie lange ſie um ihn geſchafft hatte, wußte ſie nicht; ein Klopfen an der Tür brachte ſie in die Zeit zurück.

„Wer iſt da?“

„Ich, der Friedrich!“

„Was wollen Sie?“

„Gnädige Frau, der Herr läßt zu Tiſch bitten!“

„Zu Tiſch — der Herr —?!“ Sie faßte ſich an den Kopf: war's möglich, Paul ſchon zurück — Mittagszeit? Das konnte nicht ſein! „Wieviel Uhr?“ ſchrie ſie ſchrill. Selbſt nach der Uhr zu ſehen, die auf dem Nachttiſch lag, fiel ihr nicht ein; ſie hätte es ja auch nicht gekonnt, die koſtbare goldene Uhr, das Geſchenk zur Konfirmation, ſtand ſtill, nicht aufgezogen zur Zeit.

„Gnädige Frau, es iſt halb drei,“ ſagte Friedrich draußen. Und dann wagte es der langjährige Diener reſpektvoll zu fragen: „Iſt der junge Herr nicht wohl, daß er noch nicht aufgeſtanden iſt? Kann ich vielleicht was helfen, gnädige Frau?“

Einen Augenblick zauderte ſie: ſollte ſie Friedrich einweihen? Es wäre dann leichter für ſie! Aber die Scham ſchrie aus ihr: „Es iſt nichts zu helfen, gehen Sie nur! Der junge Herr hat Migräne, er wird noch eine Stunde liegen bleiben. Ich komme gleich!“

Und ſie ſtürzte hinüber in ihr Zimmer; das Kleid zu wechſeln war keine Zeit mehr, aber wenigſtens das heruntergefallene Haar mußte ſie ſich aufſtecken, den Scheitel glattſtreichen und ein Häubchen darauf ſtülpen mit zartem Band.

„Noch in Morgentoilette?“ fragte verwundert Schlieben, als ſie ins Eßzimmer trat. Etwas von Vorwurf war auch in der Frage; er mochte es nicht leiden, wenn man nicht korrekt zum Mittagstiſch kam.

„Du kamſt heute ausnahmsweiſe früh,“ entſchuldigte

ſie ſich. Sie wagte nicht, frei aufzuſehen, unendlich gedemütigt; eſſen konnte ſie auch nicht, eine unleidliche Erinnerung verekelte ihr jeden Schluck und jeden Biſſen.

„Wo iſt denn Wolfgang?“

Da war die Frage, auf die ſie eigentlich hätte vorbereitet ſein müſſen und die ſie dennoch traf, gänzlich vernichtend. Sie hatte keine Abwehr. Was ſollte ſie antworten? Sollte ſie ſagen: er iſt krank?! Dann ging der Vater hinauf und ſah nach ihm. Sollte ſie ſagen: er iſt betrunken und ſchläft?! O Gott, nein, es war nicht zu verheimlichen! Sie wurde blaß und rot, ihre Lippen zuckten und ſagten nichts.

„Aha!“ Schlieben lachte plötzlich auf — ein wenig gutmütig, ein wenig ſpöttiſch — und dann ſtreckte er ihr die Hand über den Tiſch hin und ſah ſie ruhig an: „Du mußt dich nicht ſo aufregen, Käte, wenn der Junge mal einen kleinen Kater hat. So was kommt vor, das macht jede Mutter durch!“

„Aber nicht ſo ſchrecklich — nicht ſo ſchrecklich!“ Sie ſchrie laut heraus, von Schmerz und Zorn überwältigt. Und dann packte ſie die Hand ihres Mannes und klemmte ſie zwiſchen ihre beiden feuchtkalten Hände und raunte ihm zu, halb erſtickt: „Er war betrunken — ganz betrunken — ſinnlos betrunken!“

„So —?!“ Schlieben runzelte die Stirn, aber das Lächeln erſtarb nicht ganz auf ſeinen Lippen. „Nun, ich werde mal mit dem Jungen, wenn er ausgeſchlafen hat, ein Wörtchen reden. Sinnlos betrunken, ſagſt du?“

Sie nickte.

„Es wird wohl nur halb ſo ſchlimm geweſen ſein!

Aber überhaupt, betrunken, das darf nicht vorkommen! Angeheitert, du lieber Gott!“ Er zuckte die Achseln, und wie eine sonnige Erinnerung glitt's über sein Gesicht. „Angeheitert — wer wäre jung gewesen und nicht einmal angeheitert?! Ah, ich erinnere mich noch ganz deutlich an meinen ersten Schwips, der Kater nachher war fürchterlich, aber der Schwips selber schön, wunderbar schön! Ich möchte ihn nicht missen!“

„Du — du bist auch einmal angetrunken gewesen?!“ Sie sah ihn starr an mit weiten Augen.

„Angetrunken — das nennt man doch nicht gleich angetrunken! Angeheitert,“ verbesserte er. „Du mußt nicht so übertreiben, Käte!“ Und dann aß er weiter, als wäre nichts geschehen, als hätte ihm diese Unterhaltung gar nicht den Appetit rauben können.

Sie fieberte: wann würde Wolfgang erwachen, und was würde dann sein?!

Gegen Abend hörte sie oben seinen Tritt, hörte ihn sein Fenster schließen und wieder öffnen und sein leises Pfeifen wie Vogelgezwitscher. Paul ging, seine Zigarre rauchend, im Garten auf und ab. Sie saß zum ersten Mal in diesem Frühjahr auf der Veranda und sah zu ihrem Mann hinunter in den Garten. Es war lind und warm. Jetzt fühlte sie, daß Wolfgang nahte; sie wollte den Kopf nicht wenden, so schämte sie sich, aber sie wendete ihn doch.

Da stand er in der Tür, die vom Eßzimmer hinaus in die Veranda führte; hinter ihm war das Dämmerlicht des Parterreraumes, vor ihm die flutende Helle der Abendsonne. Er blinzelte und kniff die Augen zusammen, rot war sein Gesicht bestrahlt — oder schämte er sich so? Was würde

er nun ſagen, wie beginnen?! Ihr Herz klopfte; ſie hätte kein Wort ſprechen können, ihre Kehle war wie zugeſchnürt.

„'n Abend," ſagte er laut und vergnügt. Und dann räuſperte er ſich, wie eine leichte Verlegenheit herunterſchluckend, und ſagte leiſe, der Mutter einen Schritt näher tretend: „Pardon, Mama, ich habe verſchlafen, ich hatte keine Ahnung, wie ſpät es war — ich war todmüde!"

Sie ſagte noch immer nichts.

Er wußte nicht, wie er mit ihr daran war. Sie war ſo ſtill, das beirrte ihn ein wenig. „Ich bin geſtern abend nämlich ſehr ſpät nach Hauſe gekommen!"

„So — biſt du?" Sie wendete den Kopf von ihm weg und ſah wieder angelegentlich hinaus in den Garten, wo Paul jetzt gerade mit Friedrich ſprach und mit dem Finger zu einem ſchon blühenden Zierkirſchenbaum hinaufwies.

„Ich glaube wenigſtens," ſagte er. Was ſollte er ſagen? War ſie böſe?! In der Tat, er mußte wohl ſehr ſpät nach Hauſe gekommen ſein, um wieviel Uhr konnte er ſich nicht erinnern, er konnte ſich überhaupt an nichts klar erinnern, es war ihm alles etwas dunkel. Er hatte auch einen böſen Traum gehabt, ſich ſcheußlich gefühlt, aber jetzt war ihm wohl, ſo wohl! Nun, wenn ſie was gegen ihn hatte, konnte er ihr auch nicht helfen!

Die Lippen wieder zu einem leiſen Pfeifen, wie Vogelzwitſchern ſpitzend, wollte er, die Hände in den Taſchen ſeiner gutſitzenden modiſchen Hoſe, von der Veranda herab in den Garten ſchreiten, als ſie ihn zurückrief.

„Du wünſcheſt, Mama?"

„Du warſt betrunken," ſagte ſie leiſe und heftig.

„Ich —?! O!“ Eine plötzliche Verlegenheit überkam ihn: war er wirklich betrunken geweſen? Er hatte keine Ahnung davon. Aber freilich, es konnte am Ende ſein, er hatte ja auch gar keine Ahnung, wie er nach Hauſe gekommen war!

„Du haſt wohl wieder aufgeſeſſen und auf mich gewartet?!“ Mißtrauiſch ſah er ſie von der Seite an, ſeine breite Stirn zog ſich über der Naſenwurzel in eine ſo tiefe Falte, daß die dunklen Brauen ganz zuſammenſtießen. „Du mußt nicht immer auf mich warten,“ ſagte er dann mit heimlicher Ungeduld, aber äußerlich im Ton der Beſorgnis. „Das nimmt mir ja jede Luſt, etwas mitzumachen, wenn ich denke, du opferſt deine Nachtruhe. Bitte, Mama, tu das nicht mehr!“

„Ich werde es nicht mehr tun,“ ſagte ſie und ſah in ihren Schoß. Sie hätte ihn nicht anſehen können, ſo verachtete ſie ihn. Wie hatte er dageſtanden, ſo breit und groß und dreiſt und ganz vergnügt ‚'n Abend‘ geſagt! Tat ſo, als ob er von nichts wüßte, nicht, daß er vor ein paar Stunden noch hatte kriechen wollen auf allen vieren, ſich ſtrecken auf die Schwelle, als wäre da ſein Bett oder er ein Hund! War ſo unbefangen, als hätte er nicht heute mittag noch da oben in ſeinem Zimmer gelegen, ſo — ſo — ſchmutzig! Als wenn ſie ihn nicht geſehen hätte in ſeiner tiefſten Erniedrigung. Nein, nie, nie mehr würde ſie ihn küſſen können, ihn ſtreicheln, die Arme um ſeinen Hals legen, wie ſie's dem Knaben ſo gern getan hatte! Er war ihr auf einmal ein ganz fremder Menſch geworden.

Sie ſagte kein Wort mehr, machte ihm keinen Vorwurf. Teilnahmslos hörte ſie das, was jetzt ihr Mann unten im Garten zu ihm ſprach.

So milde wie Schlieben diesen Mittag seiner Frau gegenüber geschienen hatte, jetzt, dem Sohne gegenüber, war er es denn doch nicht. Ernsthaft sagte er: „Ich höre, du bist angetrunken nach Hause gekommen — was soll das heißen?! Schämst du dich nicht?“

„Wer hat das gesagt?“

„Das ist ja ganz gleichgiltig, ich weiß es, und das genügt!“

„Sie natürlich,“ sagte der Sohn bitter. „Mama übertreibt gleich alles so. Betrunken bin ich sicher nicht gewesen, nur ein bißchen im Schwum — das waren wir alle — Gott, Papa, man kann sich doch nicht ausschließen! Was soll man denn auch sonst machen an so 'nem langen Abend?! Aber schlimm war's jedenfalls nicht. Ich bin ja jetzt so frisch!“ Und er packte den Zierkirschenbaum, unter dem sie gerade standen, mit beiden Händen, als wolle er ihn ausreißen, und ein ganzer Schauer von weißen Blüten ging nieder über ihn und den Weg.

„Laß meinen Baum nur stehen,“ sprach der Vater lächelnd.

Käte sah: Paul konnte lachen?! Also so ernst war's ihm doch nicht! Aber sie erregte sich nicht mehr, wie sie sich wohl früher hierüber erregt haben würde, es war ihr, als sei alles in ihr kalt und tot. Sie hörte die beiden sprechen wie aus weiter, weiter Ferne, ganz schwach nur war der Stimmen Klang, und doch sprachen sie beide laut und auch lebhaft.

Die Unterhaltung war nicht so ganz freundschaftlich; wenn Schlieben dem Jungen auch nicht ernstlich zürnte,

so hielt er es doch für Pflicht, ihm Vorhaltungen zu machen. Er schloß: „Ekelhaft sind solche Saufereien!“ Im stillen dachte er freilich: ‚so schlimm, wie Käte es macht, kann es unmöglich gewesen sein, man müßte doch sonst dem Jungen etwas anmerken!‘ Seine bräunlichen Wangen waren glatt und fest, so blank, so frisch gewaschen, seine nicht großen, aber durch ihre dunkle Tiefe auffallenden Augen hatten heute sogar einen besonderen Glanz.

Schlieben legte dem Sohne die Hand auf die Schulter: „Also, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, nie mehr so etwas, Wolfgang!“

Sorglos zuckte dieser die Achseln: „Ich weiß wirklich nicht, Papa, was ich verbrochen habe. Es ist mir alles etwas schleierhaft. Aber es soll nicht mehr vorkommen, gewiß nicht!“

Und sie schüttelten sich die Hände.

Nun rührte sich doch etwas in Käte; sie hätte aufspringen mögen, schreien: ‚Glaub' ihm nicht, Paul, glaub' ihm nicht! Er wird sich doch wieder betrinken, ich traue ihm nicht! Ich kann ihm ja nicht trauen! Hättest du ihn gesehen, wie ich ihn gesehen habe — o, er war ja so gemein!‘ Und wie eine Vision tauchte plötzlich eine Bauernschenke vor ihr auf, eine Schenke, die sie nie gesehen hatte — rohe Kerle saßen um den Holztisch, die Ellbogen aufgestemmt, paßten stinkenden Tabak von sich, tranken wüst, gröhlten wüst — — ah, saßen da nicht sein Vater, sein Großvater auch darunter, alle die, von denen er abstammte?! Eine furchtbare Angst fiel über sie her: das konnte ja nie, nie gut enden!

„Du bist so bleich, Käte,“ sagte Schlieben beim Abend-

brot. „Du hast zu lange stillgesessen; es ist doch noch zu kalt draußen!“

„Ist dir nicht wohl, Mama?“ fragte Wolfgang höflich-besorgt.

Käte antwortete dem Sohn nicht, sie sah nur zu ihrem Manne hin und schüttelte verneinend-abwehrend den Kopf: „Mir ist ganz wohl!“

Da gaben sie sich zufrieden.

Wolfgang aß mit gutem Appetit, mit besonders großem sogar; er war völlig ausgehungert. Es gab auch lauter gute Sachen, die er gern aß: warmes Hühnerfrikassee mit Kalbsmilch, Klößchen und Krebsschwänzen, und dann noch feinen Aufschnitt, Butter und Käse und junge Radieschen.

„Junge, trink nicht so viel,“ sagte Schlieben, als Wolfgang schon wieder nach der Weinflasche griff.

„Ich habe Durst,“ sagte der Sohn mit einem gewissen Trotz, schenkte sein Glas aufs neue voll bis an den Rand und goß es hinunter auf einen Zug.

„Das kommt vom Schwärmen!“ Der Vater hob leicht drohend den Finger, lächelte aber dabei.

‚Vom Saufen kommt's,‘ dachte Käte, und der Ekel schüttelte sie wieder; sie hatte sonst, selbst in Gedanken, nie einen solchen Ausdruck gebraucht, nun dünkte ihr keiner stark, schroff, verächtlich genug.

Es kam keine gemütliche Unterhaltung zustande, trotzdem das Zimmer so wohnlich war, der Tisch so reich besetzt, Blumen auf dem weißen Tuch, zierlich eingesteckt in eine kristallene Schale, und über dem allen mildes, gedämpftes Licht unter einem grünseidenen Schirm. Käte war so einsilbig, daß Paul bald nach der Zeitung griff,

der Sohn verstohlen durch die Nase gähnte und endlich aufstand. Das war denn doch zu gräßlich öde, hierzusitzen! Ob er noch einmal nach Berlin hineinfuhr oder zu Bette ging?! Er wußte selbst nicht recht, was tun.

„Du gehst jetzt zu Bett?!“ Es sollte wie eine Frage klingen, aber Käte hörte selber, daß es nicht wie eine Frage klang.

„Natürlich geht er jetzt zu Bett,“ sagte der Vater, einen Augenblick den Kopf hinter seiner Zeitung hervorhebend. „Er ist müde. Gute Nacht, mein Junge!“

„Ich bin nicht müde!“ Wolfgang wurde rot und heiß: was fiel ihnen denn ein, ihm einreden zu wollen, er sei müde?! Er war doch kein Kind mehr, das man zu Bette schickt! Besonders der Mutter Ton reizte ihn — ‚du gehst jetzt zu Bett‘ — das war ja ein Befehl!

In seinen dunklen Augen wurde der Glanz zum Flackern; ein Zug von Trotz und Widersetzlichkeit machte sein Gesicht nicht angenehm. Man hätte wohl sehen können, wie es in ihm aufbrauste, aber der Vater sagte: „Gute Nacht,“ und hielt ihm, mit seiner Zeitung vorm Gesicht, ohne aufzublicken, die Hand hin.

Die Mutter sagte auch: „Gute Nacht!“

Und der Sohn ergriff eine Hand nach der andern — auf der Mutter Hand drückte er den gewohnten Kuß — und sagte: „Gute Nacht!“

XIV

Schlieben saß in seinem Privatkontor in dem roten Lederstuhl, den er sich zur Bequemlichkeit hatte hier hineinstellen lassen, lehnte sich aber nicht an, sondern saß ungemütlich, gerade aufgerichtet, und sah aus wie einer, der eine unliebsame Entdeckung gemacht hat. Wie konnte das zugehen, daß der Junge Schulden gemacht hatte?! Bei so reichlichem Taschengeld?! Und dann, daß er nicht das Herz hatte, zu kommen und zu sprechen: ‚Du, Vater, ich habe zu viel ausgegeben, hilf mir heraus —,‘ das war einfach unfaßlich! War er denn ein so strenger Vater, daß der Sohn sich vor ihm fürchten mußte? Trieb die Furcht die Liebe aus?! Er ging sein eigenes Verhalten durch; er konnte sich wirklich nicht den Vorwurf machen, zu streng gewesen zu sein. Wenn er auch nicht alle Zeit so nachgiebig gewesen war — zu nachgiebig — wie Käte, so hatte doch auch er dem Jungen immer und immer wieder zu zeigen geglaubt, daß er ihn lieb hatte. Und hatte er denn nicht auch — gerade in letzter Zeit — geglaubt, der Junge hätte auch ihn lieb? Lieber als früher?! Wolfgang war eben zu Verstand gekommen, hatte eingesehen, wie gut man's mit ihm meinte, daß er seiner Eltern lieber Sohn war, ihre wachsende Freude, ihre Hoffnung — ja, nun, da man alt geworden war, die ganze Zukunft! Wie kam's, daß er lieber zu andern ging, zu Leuten, die ihn gar nichts angingen, und sich von denen borgte, anstatt den Vater zu bitten?!

Mit Betrübnis nahm Schlieben einen Brief von seinem Schreibtisch, las ihn, den er doch schon drei-, vier-

mal geleſen hatte, noch einmal durch und legte ihn dann mit einer ärgerlichen Gebärde wieder zurück. Da ſchrieb ihm Braumüller, der kürzlich aus der Firma ausgetreten war und ſich zur Erholung und zum Vergnügen in der Schweiz befand, der Junge hätte ihn ſchon wieder mal angepumpt. Nicht, daß er's ihm nicht gerne geben würde, es käme ihm ja gar nicht darauf an, aber er hielte es doch für ſeine Pflicht — uſw. uſw.

‚Es kann nicht anders ſein, lieber Schlieben, der Junge lumpt. Es iſt mir höchſt fatal, ihn zu verpetzen, aber ich kann doch nicht länger warten, denn ſo gut wie er zu mir kommt, geht er auch zu andern. Und es wäre doch höchſt peinlich, wenn der Sohn der Firma Schlieben & Co., zu der ich mich immer noch in alter Anhänglichkeit rechne, etwa gar in der Leute Mäuler käme. Nimm's nicht übel, alter Freund! Was der Junge mir ſchuldet, ſchenke ich ihm; ich mag ihn gern und bin auch mal jung geweſen. Im übrigen bin ich ganz froh, daß ich keine Kinder habe, es iſt doch ein verdammt ſchweres Stück, eins zu erziehen. Leb' wohl, grüße Deine Frau vielmals, es iſt herrlich hier — — —‘

Mit gerunzelter Stirn ſtarrte Schlieben über das Papier hinweg; dieſer Brief, der ſo gut gemeint, ſo herzlich geſchrieben war, tat ihm weh. Daß Wolfgang hierin ſo wenig Vertrauen zu ihm hatte! War er überhaupt nicht offen?! Schlieben erinnerte ſich genau, daß Wolfgang als Kind immer wahr geweſen war, gerade heraus bis zur verletzenden Offenheit — ungezogen war er geweſen, aber nicht verlogen —, ſollte er ſich jetzt ſo geändert haben? Wie kam das, und woher?!

Der Vater beſchloß, nichts von dem Brief zu er-

wähnen, wohl aber Wolfgang scheinbar gelegentlich — aber sobald als möglich — zu fragen, wie es denn eigentlich mit seinen Finanzen stünde? Da würde er ja hören!

Es drängte ihn förmlich zu dieser Frage, und doch brachte er sie nicht über die Lippen, als bald darauf Wolfgang ins Privatkontor trat, ohne vorher anzuklopfen, wie sie's doch alle taten, mit der ganzen unbekümmerten Sicherheit des Sohnes. Er setzte sich rittlings auf das Schreibpult des Vaters, ganz achtlos, daß sein helles Beinkleid mit dem Tintenfaß in unliebsame Berührung kam. Draußen war helle Luft und eine höchst sommerliche Sonne; er brachte eine ganze Menge davon mit herein in den dunkel gehaltenen, kühlen und abgeschlossenen Raum.

„Ärger gehabt, Papa?!" Was der alte Herr wohl wieder für Grillen hatte? O, sicher nichts von Belang! Wie konnte man jetzt überhaupt Ärger haben in dieser köstlichen, wohligen Sommerzeit?!

Wolfgang liebte die Sonne; wie er sie als Kind angestaunt hatte in ihrem kleinen Abbild, der runden gelben Sonnenblume seines Gärtchens, so freute er sich noch jetzt an ihr. Perlte der Schweiß in Tropfen auf seiner braunen Haut, dann schob er wohl den weißen Panamahut ein wenig aus der Stirn zurück, aber nie ging sein Atem freier, leichter, unbeklemmter.

„Es war herrlich, Papa," sagte er, und seine Augen leuchteten. „Erst geschwommen — was sagst du dazu, dreimal hintereinander die ganze Breite des Sees, ohne Pause hin und her, und wieder hin und her und wieder hin und her?!"

„Viel zu anstrengend, ganz unvernünftig!" Schlieben

ſagte es nicht ohne Beſorgnis: Hofmann war eigentlich gar nicht ſehr dafür, daß der Junge ſchwamm!

„Unvernünftig, anſtrengend?! Haha!“ Wolfgang amüſierte ſich. „Das iſt mir doch 'ne Kleinigkeit! Weißt du, eigentlich habe ich meinen Beruf verfehlt, du hätteſt mich nicht ins Kontor ſtecken ſollen. Schwimmer, Reiter hätte ich werden ſollen oder — na, ſo 'n Cowboy im wilden Weſt!“

Er hatte es ſcherzend geſagt, ohne jede Abſichtlichkeit, aber es wollte den Mann, der ihn mit plötzlich mißtrauiſch gewordenen Augen anſah, bedünken, als berge ſich hinter dem Scherz ein Ernſt, eine Anklage. Was wollte er denn, wollte er wie ein zügelloſer Knabe ins Leben hineingaloppieren?!

„Nun, deine ſportlichen Fähigkeiten werden dir ja ſchon zuſtatten kommen, wenn du deine Militärzeit abmachſt,“ ſagte er kühl. „Vorderhand iſt das wichtiger, was du hier zu tun haſt. Haſt du den Lieferungsvertrag für Weiß Gebrüder entworfen? Zeig' mal her!“

„Sofort!“

Wolfgang verſchwand; aber es dauerte eine ganze Weile, bis er wiederkam. Hatte er jetzt erſt raſch die ihm als dringend überwieſene und ſorgfältig auszuführende Arbeit erledigt?! Die Tinte war noch ganz friſch, die Schrift, wenn auch leſerlich, ſo doch ſehr flüchtig; keine Kaufmannsſchrift! Schlieben runzelte die Stirn, er war heute merkwürdig gereizt. Zu andrer Zeit hätte ihm die Geſchwindigkeit, mit der der Junge die verabſäumte Arbeit nachgeholt hatte, gewiſſermaßen imponiert; aber heute ärgerte ihn die Flüchtigkeit der Schrift, die Tintenſpritzer

am Rand, die ganze Nachläſſigkeit, die ihm gleichbedeutend ſchien mit Intereſſeloſigkeit.

„So, hm —“ er prüfte noch einmal kritiſch —, „wann haſt du denn das gemacht?“

„Als du mir's auftrugſt!“ Wolfgang ſagte das ſo unverfroren, daß man unmöglich daran zweifeln konnte.

Schlieben ſchämte ſich ordentlich: wie doch ſo ein Körnchen Mißtrauen gleich aufgeht! Da hatte er dem Sohn wirklich unrecht getan! Aber das mit dem Gelde, das blieb doch nun einmal beſtehen, darin war der Junge doch nicht offen und ehrlich geweſen! Es war dem Vater, als könne er dem Sohne von jetzt ab doch nicht mehr ganz trauen. —

Es war kaum Mittag, als Wolfgang ſchon wieder das Kontor verließ. Er hatte ſich mit ein paar Bekannten verabredet, im Kaiſerkeller unweit der Linden; ob er nun da frühſtückte oder da, frühſtücken mußte er doch; nur ein belegtes Brötchen, wie der Vater ſich eins mitnahm, konnte ihm nach Schwimmen und Reiten nicht genügen.

Am Nachmittag zeigte er ſich dann wieder eine Stunde im Bureau, aber ſchon im Tennisanzug, in den weißen Schuhen, den Schläger in der Hand. —

Als Wolfgang heute den Sportplatz des Weſtens verließ, erhitzt und rot — ſie hatten lange und hartnäckig geſpielt, — um herüber nach dem Bahnhof ‚Zoologiſcher Garten‘ zu gehen, ſtand er, ſchon im Eingang, zögernd. Es trieb ihn ſo gar nicht nach Hauſe. Sollte er nicht lieber noch einmal hinein in die Stadt fahren? Eigentlich lockte es ihn jetzt nicht in die Straßen, die die treibende Menge mit noch größerer Stickigkeit erfüllte, draußen war's beſſer, da ſtrich über die Villa wenigſtens

ein Hauch von Freiheit, aber er mußte dann mit den Eltern zuſammenſitzen! Na, wenn der Vater heute abend wieder ſo ſchlechter Laune war, wie heute morgen im Kontor, dann war's gräßlich! Dann war es doch beſſer, ſich in Berlin irgendeine Geſellſchaft zu ſuchen. Wenn nur der Tennisanzug nicht wäre! Der hinderte. Unſchlüſſig ſtand er noch, da ſah er im Gewühl der Menge, die jetzt nach Geſchäftsſchluß und Feierabend wie ein langer eilender Wurm ſich durch den Bahnhofseingang ſchlängelte, und ſich rechts und links die Treppen hinan in Arme ſpaltete, unter einem in die Stirn gerückten weißen Matroſenhütchen mit blauem Samtband ein blondes Haar aufleuchten, das ihm bekannt vorkam. Es war ſchönes, helles, ſeidiges Haar, glatt und glänzend; anſcheinend läſſig, aber doch mit vieler Sorgfalt in einen mächtigen Knoten gedreht. Und nun erkannte er unterm Strohhütchen die blauen Augen und das kecke Näschen. Frida Lämke! Ah, wie lange hatte er die nicht geſehen! Hundert Verſäumniſſe fielen ihm ein. Wie wenig mehr hatte er ſich um die guten Leute gekümmert! Das war recht ſchlecht! Und auf einmal war ihm, als hätte er ſie immer, alle die Zeit her vermißt. Mit einem Satz, wie ein ungeſtümer Junge, nicht achtend, daß er hier auf ein Kleid trat und da einen in die Seite rempelte, war er neben ihr.

„Frida!"

Sie fuhr ein wenig zuſammen: wer redete ſie denn ſo dreiſt an?!

„Tag, Frida! Wie geht's dir?!"

Sie erkannte ihn erſt nicht, aber dann errötete ſie und ſpitzte den Mund. Was war der Wolfgang für ein

Herr geworden! Und sie antwortete, ein bißchen schnippisch, ein bißchen geziert: „Jut! Jeht's Ihnen auch jut?“ lachte und warf den blonden Kopf in den Nacken.

Er wollte nichts davon hören, daß sie ‚Sie‘ zu ihm sagte. „Unsinn, Frida, was fällt dir ein!?“ Und war so herzlich, so ganz wieder der Wolfgang von früher, daß sie sich rasch in ihn hineinfand. Sie ließ ihre Ziererei ganz fahren. Als wäre nicht fast ein Jahr vergangen, seit sie zuletzt miteinander gesprochen hatten, so gingen sie vertraulich nebeneinander her.

‚Ein junges Liebespärchen,‘ dachte manch einer, der sie streifte, als sie an den Büschen des Tiergartens entlang schlenderten. Sie hatte ihren Zug fahren lassen, er hatte so wie so keine Eile nach Hause, und so gingen sie immer tiefer hinein in das grüne, schon nächtliche Dunkel, in dem selbst sein heller Tennisanzug und ihre helle Bluse unkenntlich verschwammen. Die Nachtigallen waren längst verstummt; man hörte ab und zu nur leises Mädchenauflachen wie ein Girren und gedämpftes Flüstern von Pärchen, die man nicht sah. Auf den Bänken, die im Dunkel standen, raunte es, es raschelten Sommerkleider, es leuchteten wie Glühwürmchen brennende Zigarren auf, alle Sitze, auf die man zutappte, waren besetzt; es war unendlich schwül im Park.

Wolfgang und Frida sprachen von Frau Lämke. „Sie ist immer krank, hat schon so viel gedoktert,“ sagte das Mädchen, und dabei bebte eine aufrichtige Betrübnis in seinem Ton. Es tat Wolfgang sehr leid. —

Als Frida heute abend ganz außergewöhnlich spät heimkehrte — das Haus war längst geschlossen, Frau

Lämke hatte ſich ſchon geängſtigt und wußte nicht, wie ſie die Bratkartoffeln warm halten ſollte — fiel ſie der Mutter um den Hals: „Mutter, Mutterken, zanke nicht!“ Und dann ſprudelte ſie heraus, daß ſie dem Wolfgang begegnet wäre: „Wolfjang Schlieben, du weißt doch! Der war ſo nett — nee, Mutter, du kannſt dir jar nich denken, wie nett er war! Nich 'n bißchen ſtolz! Und er fragte jleich nach dir, und als ich ihm ſagte, du hätteſt's mit'n Magen und mit'n Nerven, da tat ihm das ſo leid. Und er ſagte: Mutter muß mal 'raus in der ſchönen Sommerszeit, und jab mir den Schein, hier, ſiehſte, 'nen grünen Schein — ich wollt' ihn durchaus nich nehmen, was ſoll'n denn wohl die Leute von denken?! — aber er jing ſo mit Jewalt, er hatt'n mir in die Hand jeſtopft, ich hätte ſchreien können, ſo hat er mir die Finger auseinander je-bogen — biſte böſe, Mutter, daß ich ihn jenommen habe? Ich wollte nich, ich wollte wahrhaftig nich! Aber er ſagte: ‚Es iſt doch für deine Mutter!‘ Und, ‚ſei doch vernünftig, Frida!‘“ Frida weinte faſt vor dankbarer Rührung.

Frau Lämke nahm's ruhiger: „Nu wer ich vielleicht nach Eberswalde fahren bei meinen Bruder oder an Ende bei meine Schweſter ins Rieſenjebirge! Un ich jebe für'n paar Wochen de Reinemachſtellen uf, det wird mir rieſig jut tun. Der jute Junge, das 's ſcheen von ihn, daß er an ſeine alte Freundin denkt — na, er kann's ja ooch, was ſind fufzig Mark für ſo eenen?!“ —

Wolfgang war, als er Frida bis an ihre Haustür gebracht hatte, langſam weitergeſchlendert, den Tennisſchläger unterm Arm, die Hände in den Taſchen der weiten Hoſen. Über ihm ſpannte ſich ein reichgeſtirnter Nachthimmel, un-

endlich freundlich blinkten goldene Augen zu ihm nieder; alles Räderrollen war verſtummt, keine Spaziergänger in großen Trupps wirbelten mehr den Staub der Straße auf. Was die hin und wieder rollenden Sprengwagen des Tages nicht vermocht hatten, das hatte jetzt der Tau der Nacht getan. Der loſe Sand war gelöſcht, eine kühlende Friſche ſtieg vom Boden auf, Bäume und Büſche dufteten nach Grün; von Gartenbeeten, im Dunkel verſunken, ſtiegen Blumengerüche auf. Wolfgang atmete mit Wohlgefühl, leiſe pfiff er; eine friedvolle Freudigkeit war in ihm: nun war es doch gut, daß er ſich nicht mehr in Berlin umhertrieb! Es war ſo nett geweſen mit Frida, wie gut hatte er ſich mit ihr unterhalten — und dann — es machte ihm wirklich ein rieſiges Vergnügen, Mutter Lämke ein wenig unter die Arme greifen zu können!

So recht im Innerſten vergnügt kam er zu Hauſe an.

„Die Herrſchaften haben längſt abgegeſſen," erlaubte ſich Friedrich mit einem gewiſſen Vorwurf zu bemerken — der junge Herr war denn doch gar zu unpünktlich!

„Na, wenn ſchon," ſagte Wolfgang. „Sagen Sie der Köchin, ſie ſoll mir noch raſch was machen, ein Kotelett oder Beefſteak, oder was gab's denn ſonſt heute abend? Ich habe 'nen Mordshunger!"

Friedrich ſah ihn ganz verdutzt an: jetzt noch, um halb elf noch? Das war doch Herrn Schlieben oder der gnädigen Frau noch nie eingefallen, ſo etwas zu verlangen — warmes Abendbrot noch, um halb elf Uhr?! Er ſtand zögernd.

„Na, wird's bald," ſagte der junge Herr über die Schulter weg und ging ins Eßzimmer hinein.

Da ſaßen die Eltern — beide laſen — noch am Tiſch, aber der Tiſch war leer.

„Guten Abend," ſagte der Sohn, „ſchon abgedeckt?!" Aus ſeinem Ton klang laut die Verwunderung.

„Na, da biſt du ja!" Der Vater nickte ihm zu, aber ſah dabei nicht auf, er ſchien von ſeiner Lektüre ganz in Anſpruch genommen. Und die Mutter ſprach: „Setzt du dich noch ein wenig zu uns?"

Den jungen Menſchen fröſtelte auf einmal. Draußen war's wohlig warm geweſen, hier innen kühl.

Und dann war es eine Weile ganz ſtill, bis Friedrich mit einem Tablett hereinkam, auf dem, neben dem Gedeck, nur ein wenig kaltes Fleiſch, Brot, Butter und Käſe zu ſehen waren. Es fiel Wolfgang auf, wie laut er klapperte; für gewöhnlich ſervierte das Hausmädchen. „Wo iſt denn Marie?"

„Zu Bett!" ſagte die Mutter kurz.

„Schon?!" Wolfgang wunderte ſich im ſtillen darüber. Horch, da ſchlug eben drüben die Pendüle in Mutters Zimmer — elf?! Wirklich ſchon elf Uhr?! Da konnten ſie aber machen, daß er was zu eſſen kriegte, der Magen ſchrumpfte ihm ja ordentlich zuſammen vor Hunger! Er ſah unverwandt nach der Tür, durch die Friedrich wieder verſchwunden war: gab's nun bald was?!

Er wartete.

„So iß doch!" Die Mutter rückte ihm das Schüſſelchen mit kaltem Fleiſch näher.

„Warum ißt du denn nicht?" fragte der Vater plötzlich.

„O, ich warte ja noch!"

„Es gibt nichts andres mehr," ſagte die Mutter, und ihr Geſicht, das unendlich abgeſpannt ausſah, wie das eines

Menſchen, der lange und vergeblich gewartet hat, rötete ſich ſchwach.

„Nichts andres — nichts mehr — wieſo denn?!“ Der Sohn ſah außerordentlich enttäuſcht drein, ſah von der Mutter auf den Tiſch, aufs Büfett und dann wie ſuchend im Zimmer umher.

„Habt ihr denn nichts andres gegeſſen?!“

„Ja, wir haben andres gegeſſen — aber wenn du nicht kommſt!“ Der Vater runzelte die Stirn, und nun ſah er zum erſten Mal heute abend den Sohn voll an und maß ihn mit einem ernſthaften Blicke. „Du kannſt doch unmöglich verlangen, wenn du ſo unpünktlich nach Hauſe kommſt, noch warmes Abendbrot zu finden?“

„Aber ihr — ihr braucht ja doch deswegen nicht“ — der junge Menſch verſchluckte den Reſt — es wäre ihm ja viel lieber, die Eltern ſäßen nicht da und warteten auf ihn, die Dienſtboten würden ſchon ihre Schuldigkeit tun!

„Meinſt du vielleicht, die Dienſtboten brauchen keine Nachtruhe?“ ſagte der Vater, als hätte er dieſe Gedanken erraten. „Die Mädchen, die den ganzen Tag in der Küche geſteckt haben, wollen abends auch Schluß machen. Darum mußt du ſchon früher kommen, wenn du mit uns eſſen willſt. Im übrigen wird es einem jungen Menſchen wohl nichts ſchaden, wenn er abends mal mit einem Butterbrot vorlieb nimmt. Überdies du, der du“ — er hatte eigentlich ſagen wollen: ‚Du, der du ſo gut zum Mittag iſſeſt‘ —, aber nun reizte ihn die Miene des jungen Menſchen, in der ſo viel maßloſes Staunen lag, und er ſprach laut, ganz gegen ſeine Gewohnheit heftig, heftiger, als er's je im Sinn gehabt hatte: „Du — biſt du etwa berechtigt, ſolche Anſprüche

zu machen? Wie kommſt du dazu, gerade du?!“ Eine Bewegung Kätes, ein Rauſchen ihres Kleides erinnerten ihn an ihre Gegenwart, und er fuhr gemäßigter fort, aber mit einem gewiſſen ärgerlichen Hohn: „Leiſteſt du etwa ſo viel? Zwei Stunden vormittags im Kontor — knapp —, nachmittags eine Stunde — ja, das iſt eine erſtaunliche, eine koloſſale Tätigkeit, die große Anſprüche an deine Kräfte ſtellt! Eine ganz beſondere Verpflegung erheiſcht, in der Tat! Nun, was denn, was?!“

Wolfgang hatte etwas ſagen wollen, aber der Vater ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Setze erſt eine beſcheidene Miene auf, und dann rede! Junge, ich ſage dir, wenn du Braumüller noch einmal um Geld angehſt!“

Da, da war es heraus! All das diplomatiſche Fragen und Aushorchenwollen war im Ärger vergeſſen. Schlieben fühlte ſich förmlich erleichtert, nun er ſagen konnte: „Das iſt ja eine unerhörte Sache! Es iſt eine Schmach für dich und — für mich!“ Die erregte Stimme war leiſer geworden, bei den letzten Worten erſtickte ſie in einem Seufzer. Der Mann ſtützte den Arm auf den Tiſch und den Kopf in die Hand; man ſah es ihm an, wie nah es ihm ging.

Käte ſaß ſtumm und blaß. Ihre Augen öffneten ſich ſchreckhaft weit — alſo das, das hatte er getan, ſich Geld geborgt?! Auch das?! Nicht allein, daß er ſich betrank, ſinnlos betrank — auch das, auch das?! Es konnte ja gar nicht ſein — nein! Flehend ſuchte ihr Blick Wolfgangs Geſicht: er mußte ja verneinen!

„Aber, Papa,“ ſagte Wolfgang und verſuchte zu lä-

cheln, „ich weiß wirklich nicht, wie du mir vorkommſt! Ich habe deinen Sozius, der mir's übrigens mal ſelber angeboten hat, der mir überhaupt ſehr entgegengekommen iſt, um 'ne kleine Gefälligkeit gebeten. Ich wollte es ihm gerade wieder ſchicken —," er lugte von der Seite den Vater an: wußte der, wieviel? — „morgen ſchicke ich es ihm!"

„So, morgen!" Es lag Mißtrauen in Schliebens Ton, aber doch eine gewiſſe Beruhigung, er wollte ja ſo gern das Beſte von ſeinem Jungen annehmen. „Was haſt du noch für Schulden?" fragte er. Und dann kam plötzlich die Furcht über ihn, daß dieſer junge Menſch da ihn hinterginge, und in der Angſt vor einer Rieſenverantwortlichkeit, die er ſich auferlegt hatte, ſagte er härter, als es eigentlich ſeine Abſicht war, viel härter, als es ſich mit ſeinem Herzen vertrug: „Ich würde dich züchtigen wie einen nichtsnutzigen Buben, wenn ich's erführe! Meine Hand von dir abziehen — ſieh, wie du fertig wirſt! Pfui, Schulden, ein Schuldenmacher!"

Käte ſah immerfort ihren Mann an, ſo hatte ſie ihn noch nie geſehen. Sie wollte rufen, ihn unterbrechen: ‚Du biſt ſo ſtreng, viel zu ſtreng, ſo ſchneideſt du ihm ja jedes Geſtändnis ab!' — aber ſie brachte nichts heraus. Sie verſtummte unter der Laſt der Befürchtungen, die über ſie her ſtürzten. Voll verzehrender Unruhe hingen ihre Blicke an dem jungen Geſicht, das bleich geworden war.

Wolfgangs Lippen zuckten, es arbeitete in ihm. Er hatte ſprechen wollen, ſchon angeſetzt dazu, es einzugeſtehen, daß er mehr verbraucht, als er gehabt hatte. Wäre der Vater nur nicht immer ſo rieſig korrekt! Liebe Zeit, es

iſt eben nicht zu vermeiden, daß man die Hände voll Geld aus den Taſchen zieht, wenn man's dazu hat! Hier denen, denen ſagte er nur zu ungern davon! Sie waren ja im Grunde gute Leute, aber ſie hatten eben gar keine Ahnung! Gute Leute —? Nein, das waren ſie denn doch nicht!

Nun kam die Empörung. Wie konnte der Vater ſich's einfallen laſſen, ihn ſo anzufahren, ihn abzukanzeln in ſolchem Tone? Wie einen Verbrecher! Und ſie, warum ſtarrte ſie ihn denn ſo an mit Blicken, in denen er etwas wie Verachtung zu leſen glaubte?! Nun, ſo wollte er ſie denn noch mehr entſetzen, ihnen ins Geſicht ſchleudern: ‚Natürlich hab' ich Schulden, was iſt denn dabei?!' Aber mitten in der Hitze kam ihm die kühle Berechnung: wie hatte der Vater geſagt? — ‚ich würde die Hand von dir abziehen' —?!

Wolfgang bekam auf einmal einen großen Schrecken: den hier brauchte er, den hier konnte er doch nicht entbehren! Und ſo raffte er ſich denn auf in ſchnellem Umſchwung: nur nichts eingeſtehen, nur ſich nicht verraten! Er ſagte, vom trotzigen Aufbrauſen hinübergleitend zur glatten Kühle: „Ich weiß nicht, warum du dich ſo aufregſt, Papa! Ich habe ja keine!"

„Wirklich keine?" Ernſt fragend ſah ihn der Vater an, aber aus dem Ernſt leuchtete ſchon die frohe Hoffnung.

Und als der Sohn erwiderte: „Nein!" da ſtreckte er ihm die Hand über den Tiſch hin: „Das freut mich!"

Sie waren dieſen Abend ſehr nett gegen ihn. Wolfgang empfand es mit Genugtuung: nun ja, ſie hatten ihm ja auch was abzubitten! Er ließ ſich verwöhnen.

Der Vater war froh, förmlich erleichtert, daß nicht noch andres, Schlimmeres zu Tage gekommen war, und die Mutter hatte, zum ersten Mal seit langen Wochen, die Empfindung, als könne sie den jungen Menschen da doch wieder lieb haben. Ihre Stimme hatte, wenn sie zum Sohne sprach, wieder etwas von dem alten Klang. Und sie sprach viel zu ihm, es war ihr ein Bedürfnis. In all den Wochen hatte sie nicht so viel mit ihm gesprochen. Jetzt war ihr, als wäre ein Quell in ihr zugemauert gewesen, als müsse sich der jetzt ergießen. Er hatte keine Schulden gemacht! Gott sei Dank, er war doch nicht ganz so schlimm! Jetzt tat es ihr leid, daß sie, verdrossen über sein spätes Nachhausekommen — Umhertreiben hatte sie's bei sich genannt — die Dienstmädchen zu Bett geschickt und kein ordentliches Abendbrot mehr für ihn hatte. Hätte sie sich nicht vor ihrem Mann gescheut, so wäre sie hinab in die Küche gegangen, hätte selber versucht, ihm noch etwas Besseres herzurichten.

„Bist du auch satt geworden?" fragte sie ihn leise.

„Na, es geht!" Er fühlte sein Übergewicht.

Schlieben legte heute seine Zeitung bei Seite. Auf das höfliche „Willst du nicht lesen?" des Sohnes schüttelte er abwehrend den Kopf: „Nein, ich habe schon den ganzen Abend gelesen!" Auch er fühlte das Bedürfnis, ja, die lebhafte Verpflichtung, sich freundschaftlich mit dem Sohne zu unterhalten, wenn er auch fand, daß Käte wieder entschieden des Guten zuviel tat. So sich um den Jungen zu bemühen brauchte sie sich denn doch nicht, unrecht getan hatte er auf alle Fälle, die Sache mit Braumüller war nicht zu vergessen, offen hätte er kommen müssen — aber freilich,

freilich, es war im Grunde nur eine Dummheit, eine Sache, wie sie unter hundert Fällen neunzigmal vorkommen mochte!

Schlieben beschloß, vom nächsten Ersten ab das Monatsgeld des Sohnes um hundert Mark zu erhöhen. Dann war es doch gewiß reichlich bemessen, ein Nichtauskommen und Verheimlichen war dann ein für allemal ausgeschlossen!

Es war schon weit nach Mitternacht, als Eltern und Sohn sich endlich trennten. Mit einem lange nicht mehr gekannten Wohlgefühl streckte sich Käte in ihrem Bett: heute würde sie bald einschlafen, heute würde sie nicht mehr so lange liegen müssen und auf den Schlaf harren, heute war sie so befriedigt, so beruhigt, so still in sich. Es war ja alles nun auf besserem Wege, es würde am Ende doch noch alles gut werden! Und leise flüsterte sie zu ihrem Mann hinüber: „Du — Paul!“ Er hörte sie nicht, er war schon im Einschlafen. Da raunte sie eindringlicher: „Du, Paul!“ Und als er sich regte, sagte sie weich: „Paul, bist du mir böse?!“

„Böse? Aber warum denn?!“

„Ach, ich meinte nur!“ Sie mochte es nicht erklären, es tat ja wohl auch nicht not, hatte sie doch das Gefühl, als empfände auch er's, daß nun auch zwischen ihnen beiden alles wieder besser, schöner, inniger und einiger sich gestalten würde. Ach ja, wenn sie sich mit ihm — mit dem Sohn — besser fanden, dann fanden auch sie beide sich wieder!

Eine heiße Sehnsucht nach den Tagen der Liebe überkam die alternde Frau. Sie schämte sich vor sich selber, aber sie konnte es nicht lassen, sie langte nach dem Nebenbett: „Gib mir deine Hand, Paul!“

Und als ſie im Dunklen taſtete und ſuchte, begegnete ſie ſeiner auch ſuchenden Hand. Ihre Hände legten ſich ineinander.

„Gute Nacht, lieber Mann!“

„Gute Nacht, liebe Frau!“

So ſchliefen ſie ein. — — —

Wolfgang ſtand am Fenſter ſeiner Stube, ſah hinaus ins Dunkel, das alle Sterne verhüllte, und hörte das Brauſen eines fernen Windes. War die Nacht ſo beklommen, oder war nur ihm ſo unerträglich ſchwül? Ein Gewitter ſchien aufzuziehen. Oder war es nur eine innere Unruhe, die ihn ſo beläſtigte? Was war es denn, das ihn quälte?!

Er glaubte ſich kaum je in einer unangenehmeren Stimmung befunden zu haben. Er ärgerte ſich über den Vater, ärgerte ſich über die Mutter — wenn ſie nicht wären, wie ſie eben waren, wenn nicht alles ſo wäre, wie es eben war, dann hätte er nicht zu lügen brauchen, nicht zu heucheln! Er ärgerte ſich über ſich ſelber. Ach, dann wäre ihm jetzt wohl leichter, viel freier! Im Unwillen zog er die Stirn zuſammen; eine jähe Sehnſucht nach etwas, das er nicht zu benennen wußte, machte ihn erbeben. Was wollte er denn, nach was verlangte er denn? Ja, wenn er das ſelber wüßte!

Er ſeufzte laut auf und ſtreckte die Arme mit den kräftigen Fäuſten hinaus in die Nacht. So eng, ſo eng! Wenn er doch noch der Junge wäre, der hier einmal aus dem Fenſter, ja, aus dieſem Fenſter — er beugte ſich hinaus und maß die Höhe —, hinausgeklettert war, fortgerannt war, heidi, ohne Fragen wohin, immer zugerannt

war, einfach ins Blaue, ins Weite hinein. Das war prachtvoll geweſen, ein ſeliges Laufen!

Und immer weiter beugte er ſich hinaus; der Nachtwind raunte, das war wie eine lockende Melodie. Er zitterte vor Begier. Er konnte ſich nicht losreißen, er mußte am Fenſter ſtehen bleiben und lauſchen. Das ſäuſelte in der Nacht, das rauſchte in den Bäumen, das ſchwoll und ſchwoll, wuchs und wuchs. Das Säuſeln wurde zum Sauſen.

Er vergaß, daß hier eine Stube war und hier ein Haus und hier Eltern, die gern ſchlafen wollten, er ſtieß einen Ton aus, einen lauten Ruf, halb einen Juchſchrei: da draußen war's gut, ha!

Sturm. Der plötzlich aufſchnaubende Gewitterwind puſtete ihm ins Haar und ſträubte es ihm um die Schläfen. Ha, wie köſtlich das kühlte! Es war drinnen nicht auszuhalten, da war eine Dumpfheit, eine Enge. Ihm wurde ſo ängſtlich bang. Wie ſein Herz hämmerte! Und die Unluſt war groß: wie war das heute abend wieder unangenehm geweſen! Der Vater ſagte, er hätte es ihm eingeſtehen müſſen — natürlich, richtiger wäre es geweſen —, aber wenn der jetzt ſchon, nachdem die Sache doch eigentlich erledigt war, ſo drohte, was hätte er dann erſt vorher geſagt?! Nicht zum Aushalten war's, dies ewige Gegängeltwerden! War man etwa noch ein Kind? War man ein erwachſener Menſch, oder war man's nicht? War man der Sohn aus reichem Hauſe oder war man's nicht? — Nein, nicht! Man war's eben nicht!

Fern im Dunklen grollte der Donner. Es zuckte plötzlich ein blendender Strahl — er war's eben nicht, nicht der Sohn, nicht der Sohn hier vom Haus! Sonſt

wäre alles anders! Wie, wußte er nicht — aber anders, o, ganz anders!

Lange hatte Wolfgang nicht nachgedacht — die Tage waren zu reich an Zerſtreuung —, aber nun, in dieſer dunklen, gewitterigen Nacht, in der er doch nicht ſchlafen konnte, mußte er denken. Was er immer von ſich geſchoben hatte, weil's ihm nicht angenehm war, was er ganz vergeſſen zu haben glaubte — vielleicht, weil er's gern vergeſſen wollte — das mußte er jetzt bedenken. Das, was ſo lange zurückgedrängt geweſen war, das brach jetzt durch, mit Macht, wie der Sturmwind, der plötzlich daherfuhr und die Wipfel der Kiefern beugte, daß ſie niederduckten vor Angſt. In das Brauſen des Sturmes hinein hätte Wolfgang ſeine Stimme ertönen laſſen mögen, viel lauter als der.

Er war wütend, ganz unvernünftig wütend, ganz ohne Überlegung wütend. Hei, wie das blitzte, krachte, grollte, brauſte und ſchnob! Das war ein Kampf — aber das war doch ſchön! Er hob ſich auf den Zehen und gab die hämmernde Bruſt dem ſtarken Wehen preis. Gleiche Luſt hatte er kaum je empfunden, wie jetzt bei dieſen Windſtößen, die ſeine Bruſt wie mit Fauſtſtößen trafen. Er warf ſich ihnen entgegen, er fing ſie förmlich auf mit ſeiner breiten Bruſt.

Und doch war bei der Luſt eine Qual. Gegenüber dieſem großen Gewitter, das ihm wurde wie ein Ereignis, dünkte ihn alles andere erbärmlich klein, und er ſelber mit. Da ſtand er nun, in Rock und Beinkleidern, die Hände in den Hoſentaſchen, klimperte mit dem loſen Gelde, ärgerte ſich darüber, daß er ſich hatte abkanzeln laſſen, und hatte

doch nicht den Mut, alles von ſich zu werfen, ganz zu tun, wie ihm beliebte.

Mit glühenden Augen folgte der junge Menſch dem gelben und blauen Zucken der Blitze, die den dunklen Wetterhimmel ſpalteten in ſchneidendem Zickzack und die Welt übergoſſen mit blendendem Zauberlicht. Wer doch hinfahren könnte wie dort der Blitz! Der fuhr aus den Wolken hinab zur Erde, riß ihr den Schoß auf und wühlte ſich hinein!

Das junge Blut, dem die ungenützte Kraft in den Fäuſten zuckte, die Kraft, die von keiner Arbeit verbraucht ward, ächzte laut auf. Wolfgang verwünſchte auf einmal ſein Leben. Ah, ganz wo anders müßte er ſein, ganz wo anders leben, ganz wo anders! Und wenn er's da auch nicht ſo bequem hätte, nur fort von hier, fort! Das langweilte ihn hier ja ſo unſäglich. Das ekelte ihn an. Er atmete tief auf: ha, hätte man doch eine Arbeit, die man gerne tun möchte! Die einen ſo müde machte, daß man keinen anderen Wunſch mehr hätte, als eſſen und dann ſchlafen. Lieber Taglöhner als ſo einer, der auf dem Kontorſtuhl hockt, Zahlen ſieht, immer lauter Zahlen, und Konten und Hauptbücher und Kaſſabücher — nur nicht Kaufmann, nein, das war doch noch das allergräßlichſte!

Wolfgang hatte bis dahin noch nie mit Bewußtſein empfunden, daß er nicht zum Kaufmann taugte; jetzt wußte er's. Nein, er mochte das nicht, er konnte das nicht bleiben! Jeder muß doch das werden, wozu er geboren iſt!

Morgen ſchon wollte er es ſagen — nein, er machte nicht mehr mit, er tat's nicht länger! Frei wollte er ſein! Er bog ſich wieder weit zum Fenſter hinaus und witterte

mit geblähten Nüstern wie ein dürstender Hirsch gierig-lechzend nach dem feuchten Wohlgeruch, der der getränkten Erde entstieg.

Nach Donner und Blitz war der Regen gekommen und tränkte den verlangenden Boden und drang in ihn ein, ihm alle Poren mit Fruchtbarkeit füllend. Es rauschte und rauschte ohne Unterlaß, ging nieder in Strömen, als nähme des Flutens kein Ende.

In Wolfgangs Seele löste sich etwas; sie wurde weich

„Mutter," flüsterte er verträumt und streckte die heißen Hände aus, daß der kühle Regen sie badete. Streckte auch den Kopf ganz weit hinaus, hob das Gesicht mit den geschlossenen Augen aufwärts, daß fallende Tropfen die brennenden Lider kühlten, und die durstigen Lippen, weit geöffnet, die Tränen des Himmels einsogen wie köstlichen Wein.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber am Morgen, als der Sand des Grunewalds all den Regen in sich geschluckt hatte, und vom befreienden Gewitter der Nacht nichts übrig war als ein etwas frischeres Grün des Rasens, ein stärkeres Duften der Kiefern, viel abgeschlagene Eicheln und Kastanien am Promenadenweg, dachte Wolfgang doch wieder anders. Der Tag war schön; er konnte schwimmen, reiten, ein bißchen ins Kontor gehen, essen, trinken, Tennis spielen, sich zum Abend irgendwohin verabreden — es gab ja so viele Orte, an denen man sich amüsieren konnte —, warum sollte er sich und am Ende dem Vater auch den schönen Tag verderben? Er schob jeden ernsteren Gedanken als lästig weit von sich. Aber in seiner Seele war doch eine Unruhe. Er suchte sich zu betäuben.

Heute abend ſchlief Käte nicht ſo raſch und ſanft ein wie am geſtrigen Abend; wenn ſie ſich's auch ſelber geſchworen hatte, nicht mehr aufzuſitzen und auf ihn zu warten, ſchlafen konnte ſie doch nicht, wenn er nicht zu Hauſe war. Wie damals hörte ſie die Uhren gehen, ſchreckhaft laut; durch die Stille des Hauſes drang jedes noch ſo leiſe Geräuſch verſtärkt an ihr lauſchendes Ohr. Sie würde ihn hören, ſie mußte ihn ja hören, ſo wie er nur den Schlüſſel unten in die Haustür ſteckte!

Aber ſie hörte nichts, ſolange ſie auch wach lag und horchte. Die Stunden ſchlichen, der Tag graute, durch einen Spalt der geſchloſſenen Läden hindurch ſtahl ſich ein daumbreiter fahler Schein; ſie ſah ihn an der Wand, ihrem Bette gegenüber. Der Schein wurde tiefer nach und nach, beſtimmter in der Farbe, bekam ein warm-leuchtendes, ſonniges Rotgold. Es kündete kein Haushahn mit triumphierendem Schrei den neuen Tag, es lag das Haus ſo ſtill, ſo ſtumm der Garten, aber jener Schein dort, der verriet den Morgen. — — —

Sie mußte doch geſchlafen haben, ohne daß ſie es wußte: wie, ſchon der Morgen da?! Nun war ſie auch ſicher, daß er längſt zu Hauſe war, ſie hatte ſein Kommen eben überhört. Das beruhigte ſie. Aber ſie zog ſich doch eilig an, flüchtiger als ſonſt, und ſie konnte es doch nicht laſſen, ehe ſie zum Frühſtück hinunterging, an ſeiner Türe ſtillzuſtehen und zu lauſchen. Er war noch nicht auf — natürlich noch nicht, er war ja ſo ſpät nach Hauſe gekommen — noch ſchlief er! Sie konnte einmal heimlich nach ihm ſehen. Sie trat ein, aber er ſchlief nicht.

Mit ganz wirren Augen blickte die Frau aufs Bett

— da ſtand es, aufgeſchlagen, einladend weiß und behaglich, aber er lag nicht darin. Das Bett war gar nicht berührt! Leer das Zimmer!

Da erſtarrte ihr das Herz in eiſigem Schreck: ſie hatte doch nicht geſchlafen, ſie hatte ſein Kommen doch nicht überhört! Dazumal war er gekommen — betrunken freilich, aber er war doch noch nach Hauſe gekommen —, dieſes Mal nicht mehr!

XV

„Wolfgang wieder nicht da?“ ſagte Schlieben, als er zu ſeiner Frau ins Zimmer trat. „Ins Geſchäft kommt er auch ſo wenig; ſie behaupten zwar immer, gerade wäre er dageweſen — warum hält er aber nicht dieſelbe Geſchäftszeit ein wie ich?! Wo iſt er denn?!“ Er ſah ſeine Frau fragend und ungeduldig an.

Sie zuckte die Achſeln, und das Abendrot, das im Scheiden noch einen letzten Schimmer durch das hohe Fenſter warf, gab ihrer Wange ein überhuſchendes Rot. „Ich weiß es nicht,“ ſagte ſie leiſe. Und dann ſah ſie ſo verloren hinaus in den Herbſtabend, daß der Mann fühlte, ſie war mit ihren Gedanken ganz abweſend, die irrten draußen ſuchend umher.

„Käte,“ ſagte er ein wenig empfindlich, und der Ärger,

den er über des Sohnes Abweſenheit empfand, miſchte dem Ton noch eine beſondere Schärfe bei, „ich bin eben aus der Stadt nach Hauſe gekommen — müde, hungrig, es iſt ja ſchon acht Uhr — wir wollen eſſen. Und nicht mal ein freundliches Geſicht?!“

Sie ſtand raſch auf, um nach dem Abendbrot zu klingeln, und verſuchte zu lächeln. Aber es wurde kein rechtes Lächeln.

Er ſah's, und das verſtimmte ihn noch mehr. „Laß nur, laß! Tu dir keinen Zwang an!“ Müde ſetzte er ſich zu Tiſch. Aber ſein Hunger ſchien doch nicht ſo rege zu ſein, denn als die Speiſen aufgetragen waren und vor ihm dampften, langte er nur läſſig zu und aß läſſig, ohne zu wiſſen, was.

Das Eßzimmer war viel zu groß für die zwei einſamen Menſchen; ungemütlich leer erſchien heute an dem kühlen Herbſtabend der ſchöne Raum. Fröſtelnd ſchauerte die Frau zuſammen.

„Wir müſſen die Heizung in Gang bringen laſſen,“ ſagte der Mann.

Das war das einzige, was während des Eſſens geſprochen wurde. Nachher ſtand Schlieben auf, um in ſein Arbeitszimmer hinüberzugehen. Dort wollte er rauchen, dort war's kleiner, gemütlicher; er bemerkte es nicht, daß ſeine Frau ihn förmlich mit den Blicken verfolgte.

Wenn Paul ihr doch nur ſagen möchte, was er von Wolfgangs Ausbleiben dachte! Wo Wolfgang nur wieder ſein mochte?! Sie vertiefte ſich ganz in ihre ſuchenden, irrenden Gedanken nnd merkte es kaum, daß ſie allein blieb in dem kalten, leeren Zimmer.

Sie hatte ein Buch vor ſich liegen, ein Buch, das alle Welt intereſſant fand — eine Bekannte hatte ihr geſagt: ‚Ich konnte gar nicht aufhören damit, ich hatte ſo viel im Kopf, aber ich habe alles drüber vergeſſen,‘ — ſie vergaß nichts darüber. Wie in einem großen Kummer, der ſtumpf macht, fühlte ſie ſich. Noch ſtumpfer, abgeſtorbener gegen alles Äußere, wie damals nach dem Tode ihres Vaters und ihrer Mutter. Gerade in dieſen Trauerjahren hatte ſie ſo viel geleſen, ſo mit beſonderem Intereſſe, als ſeien ihr alte Dichtwerke neu geſchenkt und neue eine tröſtende Offenbarung. Nun konnte ſie nichts leſen, den Gedanken eines andern nicht folgen. Sie klebte an ihren eignen Gedanken; ihr Auge überflog wohl die Seite, aber wenn ſie unten angelangt war, wußte ſie nicht, was ſie geleſen hatte. Es war ein unerträglicher Zuſtand. Ach, wie gern, wie gern wollte ſie ſich für etwas intereſſieren! Was gäbe ſie darum, könnte ſie doch einmal recht herzlich lachen; früher hatte ſie nie die gleiche Sehnſucht gehabt nach Frohſinn, Heiterkeit und nach Humor. Ah, welche Erlöſung wäre es für ſie geweſen, hätte ſie lachen und weinen können! Jetzt konnte ſie nicht lachen, aber — ach! — auch nicht mehr weinen, und das war das ſchlimmſte: ihre Augen blieben trocken. Jedoch innerlich brannten die ungeweinten Kummertränen und fraßen an ihrem Leben mit dem unvergoſſenen ſalzigen Naß.

Nein, der Tod war das ſchrecklichſte nicht! Es gab Schrecklicheres. Es war ſchrecklich, wenn man ſich ſagen mußte: all dein Leid haſt du dir ſelber heraufbeſchworen. Warum ließeſt du dir nicht genügen, warum mußteſt du erzwingen, was die Natur dir verſagte?! Es war ſchreck-

licher, wenn man fühlte, wie häusliches Glück, eheliches Glück, Liebe, Treue, Einigkeit, wie all das, was zwei Menschen innig zusammenhält, ins Wanken geriet — fühlte sie's denn nicht alle Tage, wie ihr Mann kälter und kälter wurde, und wie auch sie gleichgiltiger gegen ihn ward?! Ach, der Sohn, dieser Dritte, der brachte sie zwei auseinander! O, wie kläglich fielen alle ihre Theorieen von Erziehung, Beeinflussung, vom Geboren werden im Geiste über den Haufen! Wolfgang war doch nicht das Kind, in dem sie beide sich mit Leib und Seele einten — er war und blieb fremdes Blut. Und er hatte eine fremde Seele. Armer Sohn!

Im Herzen der Frau, die Tage, Wochen, Monate, die Jahre lang nichts als Bitterkeit und Kränkung, sogar manchmal etwas wie Empörung gegen den empfunden hatte, der ihre Tage also verstörte, keimte plötzlich ein einsichtsvolles Mitleid. Wie konnte sie ihm, den es nicht mit hundert Banden ans Elternhaus fesselte, so sehr zürnen?! Es war eben nicht sein Elternhaus. Unbewußt mochte er es fühlen, daß der Boden hier für ihn nicht Heimatboden war — nun suchte er, nun irrte er!

Den Kopf schwer in die Hände stützend, grübelte Käte: was sollte sie beginnen? Sollte sie ihm gestehen, woher er kam? Ihm alles erzählen? Vielleicht daß es dann besser wurde! Ach, würde es besser, so würde sie gern alles tun! Aber ach, es war so schwer! Doch es mußte sein. Sie durfte nicht länger schweigen! Sie fühlte ihr zitterndes Herz erstarken in einem festen Entschluß: wenn er nach Hause kam, würde sie sprechen. Was sie gehütet hatte als größtes Geheimnis, über dem sie zitternd gewacht

hatte, was ihr, wie sie glaubte, nichts hätte entreißen können, das war sie nun bereit freiwillig zu offenbaren. Sie mußte. Wie konnte es sonst je besser werden, wie je zu gutem Ende kommen, überhaupt zu einem Ende?!

Mit inbrünstigem Suchen schauten ihre Augen um sich; es war ein angstvolles Blicken in ihnen. Aber da war kein andrer Ausweg. Mit einer Entschlossenheit, deren Käte Schlieben vor einem Jahr noch nicht fähig gewesen wäre, bereitete sie sich auf das Geständnis vor. Einen Augenblick kam ihr der Wunsch, sich Paul zu Hilfe zu rufen. Aber rasch verwarf sie den Gedanken — hatte er denn Wolfgang je so geliebt wie sie? Es würde ihm vielleicht gleichgiltig sein. Oder nein, es würde ihm vielleicht ein Triumph sein, er war ja immer andrer Meinung als sie gewesen. Und dann, noch eins! Er könnte ihr dann vielleicht zuvorkommen, es selber Wolfgang sagen, und das durfte nicht sein. Sie, sie allein durfte das, mit all der Liebe, deren sie noch fähig war, damit er's weich hörte, schonend und zart!

Hastig lief sie hinüber in ihren Salon. Da bewahrte sie in ihrem Schreibtisch seinen Taufschein und die Abtretungsurkunde aus seinem Heimatdorf; diese Papiere hatte sie selbst ihrem Manne nicht anvertraut. Nun holte sie sie hervor und legte sie bereit. Sie würde ihm doch zeigen müssen, daß alles sich so verhielt, wie sie sagte!

Die Papiere knitterten unter ihren zitternden Händen, aber sie zwang ihre Aufregung nieder. Ruhig mußte sie sein, ganz ruhig und verständig; in vollem Bewußtsein dessen, was sie tat, das Luftschloß umstoßen, das sie sich erbaut hatte und das nicht so geworden war wie in ihren

Träumen. Aber wenn auch dieſes Luftſchloß zuſammenfiel, konnte nicht aus ſeinen Trümmern etwas gerettet werden, doch noch etwas Gutes erſtehen?! Er würde ihr ja dankbar ſein, er mußte ihr ja dankbar ſein. Und das war das Gute!

Sie faltete die Hände über den Dokumenten aus grobem Papier, und aus ihrer Bruſt ſtiegen bebende Seufzer, die wie flehende Gebete waren. Gott hilf, Gott hilf!

Wenn er ſie aber nun nicht richtig verſtünde, wenn ſie vielleicht nicht die Worte fand, die man finden mußte?! Wenn ſie ihn dadurch verlieren würde?! Ein Schreck überfiel ſie, ſie erblaßte und griff taſtend um ſich, wie jemand, der eine Stütze braucht; aber ſie hielt ſich aufrecht: dann lieber ihn verlieren, als daß er ſich verlor!

Denn — und Tränen, wie ſie ſie lange, lange nicht mehr hatte vergießen können, tropften ihr erlöſend aus den Augen — denn ſie liebte ihn doch noch, liebte ihn mehr, als ſie es ſelber für möglich gehalten hätte.

So wartete ſie auf ihn. Und wenn ſie warten ſollte bis morgen früh, und wenn er wieder betrunken nach Hauſe käme — betrunkener noch als das erſte Mal — ſie würde ihn doch erwarten. Heut noch mußte ſie es ihm ſagen! Es brannte förmlich in ihr.

Schlieben war längſt zur Ruhe gegangen; er war ärgerlich auf ſeine Frau, hatte nur flüchtig den Kopf in ihr Zimmer geſteckt, hatte genickt: „Gute Nacht“ und war hinaufgegangen. Sie aber ging mit langſamen Schritten unten im Zimmer auf und ab; das ermüdete ſie körperlich, gab aber ihrem Geiſt Ruhe und dadurch Kraft. —

Als ſei ihre zarte Geſtalt gewachſen, ſo gerade und aufrecht trat ſie in der Vorhalle Wolfgang entgegen, als

ſie ihn hatte die Haustür ſchließen hören. Das Haus ſchlief mit allen, die darinnen waren, nur er und ſie waren noch wach; ſo allein, ſo ungeſtört waren ſie ſonſt nie mehr auf der Welt. Jetzt galt's!

Und ſie gab ihm die Hand, wie ſie es ſonſt nicht getan hätte, wäre er ſo ſpät gekommen — Gott ſei Dank, er war nicht betrunken! — und näherte ihr Geſicht ſeinem Geſicht und küßte ihn auf die Wange: „Guten Abend, mein Sohn!"

Er war wohl etwas verdutzt über dieſen Empfang, aber ſeine dunkelumrandeten und tiefliegenden Augen ſahen gleichgiltig an ihr vorbei.

Er war entſetzlich müde — man ſah es ihm an — oder war er krank?! Aber das würde ja alles, alles nun bald beſſer werden! Mit erwachter Hoffnungsfreudigkeit ergriff Käte wiederum ſeine Hand und zog ihn hinter ſich her in ihr Zimmer hinein.

Er ließ ſich ziehen, ohne zu widerſtreben, er fragte nur gähnend: „Was iſt denn los?"

„Ich muß dir etwas ſagen!" Und dann, raſch, als könne er ihr entgehen oder ſie den Mut verlieren, ſetzte ſie hinzu: „Etwas Wichtiges — was dich betrifft — deine — deine Herkunft betrifft!"

Was ſagte er nun — unwillkürlich hatte ſie innegehalten — was würde er nun ſagen?! Seine Herkunft, um die er gerungen hatte, in Sehnſucht, in Kämpfen — ach, was waren das für Szenen geweſen! — nun wurde ſie ihm offenbar.

Sie hatte ſich unwillkürlich zu ihm geneigt, bereit ihn zu ſtützen.

Da gähnte er wieder: „Muß es jetzt gerade sein, Mama? Morgen ist doch auch noch ein Tag. Ich bin nämlich todmüde. Gut' Nacht!“ Und er machte kehrt und ließ sie stehen und ging zum Zimmer hinaus und die Treppe hinauf und oben in seine Stube.

Sie stand ganz starr. Dann griff sie sich nach dem Kopf: was, was, sie hatte wohl nicht recht verstanden, war taub, blind, nicht ganz mehr bei sich?! Oder er war taub, blind, nicht ganz mehr bei sich! Sie war ihm entgegengetreten, das Herz auf den Lippen, sie hatte die Hand ausgestreckt, sie hatte ihm von seiner Herkunft sprechen wollen — und er?! Er hatte gegähnt — war gegangen, es interessierte ihn augenscheinlich gar nicht. Und hier, hier, in diesem selben Zimmer — noch nicht vier Jahre waren's her — fast auf diesem selben Fleck, da hatte er doch gestanden im schwarzen Einsegnungsrock — fast so groß schon wie jetzt, nur runder, kindlicher von Gesicht — und hatte laut aufgeschrieen: ‚Mutter, Mutter, wo ist meine Mutter?!‘ Und jetzt wollte er nichts mehr wissen —?!

Es konnte nicht sein, sie hatte ihn wohl nicht recht verstanden oder er sie nicht! Sie mußte ihm nach, gleich auf der Stelle! Ihr war, als dürfte sie keine Minute versäumen.

In ihrem grauen Kleid huschte sie lautlos die Treppe hinauf; im matten Licht, das die elektrische Birne an die Treppenwand warf, sah sie ihren gleitenden Schatten, aber sie lächelte: nein, sie war nicht die Sorge mehr, die da so gespenstisch glitt! In ihrem Herzen war lauter Freudigkeit, Hoffnung und Vertrauen: sie brachte ihm ja Gutes, nur Gutes!

Ohne anzuklopfen trat ſie in ſeine Tür, in aller Eile, ohne Überlegung. Er lag ſchon in den Kiſſen, gerade hatte er das Licht löſchen wollen. Nun ſetzte ſie ſich auf ſeinen Bettrand.

„Wolfgang," ſprach ſie weich. Und als er ſie verwundert, ein wenig befremdet, faſt unfreundlich anſah, klang es noch weicher: „Mein Sohn!"

„Ja — was iſt denn nun ſchon wieder?"

Er war wirklich ärgerlich, ſie merkte es an ſeinem ungeduldigen Ton, und da ſank ihr plötzlich der Mut: ach, wenn er ſie ſo anſah, ſo kalt, und wenn ſein Ton ſo abwehrend klang, wie war es da ſchwer, das richtige Wort zu finden! Aber es mußte ſein, er ſah ja ſo bleich aus, und ſo mager war er, ſein rundes Geſicht war förmlich lang geworden! Was ihr vorhin ſchon aufgefallen war, fiel ihr jetzt doppelt auf, und ſie bekam einen großen Schreck. „Wolfgang," ſagte ſie haſtig, faſt mit Angſt ſeinen Blick vermeidend — o, wie anklagend würde der ſein, wie vorwurfsvoll, und berechtigt vorwurfsvoll! — „ich muß es dir endlich ſagen — es iſt beſſer — es wird dich ja auch weiter nicht verwundern — erinnerſt du dich noch jenes Sonntags — es war der Tag deiner Konfirmation — da — da fragteſt du uns —"

Ach, wieviel Vorreden mußte ſie doch machen! Sie hieß ſich ſelber feige; aber es war ſo ſchwer, ſo unſäglich ſchwer!

Mit keinem Laut unterbrach er ſie, er fragte nicht, er ſeufzte nicht, er rührte ſich nicht einmal.

Sie wagte nicht, ihren Blick, der, ſtarr und geradeaus gerichtet, an einem Punkte hing, nach ihm zu wenden. Sein

Schweigen war schrecklich, schrecklicher als sein Aufbrausen! Und sie schrie es laut heraus mit verzweifelter Entschlossenheit: „Du bist nicht unser Sohn, nicht unser eigner Sohn!“

Er sagte noch nichts; antwortete durch keinen Laut, durch kein Sichrühren. Da wendete sie den Blick nun doch nach ihm. Und sie sah, wie die Lider ihm über die müden, schon halb verglasten Augen fielen, wie er sie mühsam wieder aufriß und sie doch wieder herabsanken, kurz, wie er mit dem Schlaf rang.

Er konnte schlafen, während sie ihm dieses — dieses sagte?! Eine furchtbare Ernüchterung kam über sie, aber sie packte ihn doch am Arme und rüttelte ihn, während ihr die eignen Glieder wie in Fieberschauern bebten: „Hörst du — hörst du's denn nicht?! Du bist nicht unser Sohn — nicht unser eigner Sohn!“

„Ja, ich weiß,“ sagte er müde. „Laß, laß!“ Abwehrend bewegte er die Hand.

„Und das —“ eine völlige Fassungslosigkeit machte sie stammeln wie ein Kind — „das berührt dich nicht? Das — das läßt dich so kalt?!“

„Kalt?! Kalt?!“ Er zuckte die Achseln, und in seinen müden, glanzlosen Augen fing es an ein wenig zu funkeln. „Kalt?! Wer sagt dir, daß es mich kalt läßt — kalt gelassen hat?“ verbesserte er sich rasch. „Aber ihr habt ja nicht danach gefragt. Nun will ich nichts mehr davon hören. Nun bin ich müde. Ich will schlafen!“ Er drehte ihr den Rücken, kehrte das Gesicht gegen die Wand und rührte sich nicht mehr.

Da stand sie — er schlief schon, oder wenigstens schien er zu schlafen. Ein paar Minuten noch verweilte sie bang

— würde er, mußte er ſich nicht wieder nach ihr wenden: ‚erzähle, jetzt höre ich!‘ Aber er wendete ſich nicht.

Da ſchlich ſie aus dem Zimmer wie ein armer Sünder. Zu ſpät, zu ſpät! Sie hatte zu ſpät geſprochen, und nun wollte er nichts mehr hören, nun gar nichts mehr davon wiſſen!

In ihrer Seele ſchmerzten die Worte ‚zu ſpät‘ in ihrer ſtumpfen Troſtloſigkeit wie eingebrannt.

— — — — — — — — — — — — — —

Käte hatte nicht mehr den Mut, auf das, was ſie Wolfgang in dieſer Nacht hatte geſtehen wollen, noch einmal zurückzukommen. Wozu auch? Sie hatte das lebhafte Gefühl: ihm war nicht mehr beizukommen, nicht mehr zu helfen. Sie aber fühlte ſich niedergedrückt wie durch eine unermeßliche Schuld. Und das Gefühl dieſer ſchweren Schuld machte ſie milder gegen ihn, als ſie es ſonſt geweſen wäre; es hieß ſie, ſein Tun und Laſſen zu beſchönigen, vor ſich ſelber und vor ihrem Manne.

Schlieben war ſehr unzufrieden mit Wolfgang. „Wenn ich nur wüßte, wo er ſich immer herumtreibt! Er iſt doch nachts zu Hauſe — wie?!“

Ein unwillkürlicher Laut ſeiner Frau hatte ihn unterbrochen, nun ſah er ſie forſchend an. Aber ſie verzog keine Miene, nickte nur: „Ja!“ Da verließ ſich der Mann auf ſeine Frau. —

Nun waren die letzten Tage des ſcheidenden Herbſtes da, die oft noch ſo warm ſind und golden, goldener als der Sommer ſie je gewährt. Um vor dem Winter ſich noch einmal in Luft und Sonne zu baden, ſtrömte alles hinaus in den Grunewald. Als ſei alle Tage Sonntag, ſo drängten ſich die Spaziergänger in Hundekehle und Paulsborn, bei

Onkel Tom und in der Alten Fischerhütte. Überall Lachen, oft auch Musik, und Mädchen in hellen Kleidern, in letzten, noch nicht ganz vertragenen Sommertoiletten. Kinder lärmten jetzt weniger durch den Wald wie zur Sommerszeit, es dunkelte jetzt bereits zu früh; desto mehr Pärchen wandelten, denen der frühe und doch noch warme Dämmerschein köstliche Gelegenheit bot, ihre Zärtlichkeiten zu tauschen, und alte Leute, die noch einmal die Sonne genießen wollten, ehe vielleicht bald die Nacht für sie kam, der kein Morgen mehr folgt.

Schlieben hatte es in früheren Jahren immer verabscheut, an solchen Tagen, in denen es im Grunwald wimmelte, sein Haus und seinen Garten zu verlassen. Es war ihm unangenehm gewesen, den Staub des Gewühls zu schlucken. Jetzt war er weitherziger: warum sollten die Leute, die sonst immer in ihre engen Wohnungen gebannt waren, nicht auch einmal hier draußen sein und für Stunden wenigstens den Kieferndust einatmen, den sie, die Bevorzugten, alle Tage genossen? Es war doch etwas Schönes darum, zu sehen, wie Menschen sich freuen!

Sowohl aus eignem Antrieb, wie um Käte zu zerstreuen, die ihm in letzter Zeit noch ernster und merkwürdig in sich gekehrt vorkam, bestellte er einen Wagen, einen bequemen Landauer, und fuhr mit seiner Frau spazieren. Sie fuhren die bekannten Straßen, die den Grunewald durchziehen, stiegen auch zuweilen aus, wenn der Wagen langsamer durch den Sand mahlte, und gingen auf dem, durch gefallene Nadeln glatt gemachten und festgetretenen Fußpfad ein Stückchen nebenher.

Sie kamen nach Schildhorn. Über dem Wasser lag roter Abendschimmer; die Sonne war nicht mehr im

vollen Glanz zu ſehen, ein dämmernder, melancholiſcher Friede lag über der Havel und den Kiefern. So tief hatte Käte dieſer Wald noch nie gedeucht. Es fröſtelte ſie plötzlich: ah, dort drüben lag ja auch der Friedhof der Selbſtmörder! Sie mochte nicht hinſehen, nervös preßte ſie die Augen zu. Vor ihren Blicken hatte plötzlich ein junger Burſch geſtanden — jung und friſch und doch ſchon verdorben — mancher Mutter Sohn!

Schaudernd wollte ſie raſch vorüber, und doch zog es ihren Fuß unwiderſtehlich hin zu dem im Wehſand eingehegten Fleck. Sie konnte nicht anders, ſie mußte ſtehen bleiben. Sinnend ruhte ihr Blick auf den ſo wenig ſchönen, ungepflegten Gräbern: ob ſie denn Frieden gefunden hatten, die hier ruhten?! Ein paar grüne Zweige und ein paar Blümchen, die ſie unterwegs gepflückt hatte, entſanken ihrer Hand. Der abendliche Wind wehte ſie aufs nächſte Grab; da ließ ſie ſie liegen. Ihr war unendlich weh ums Herz.

Paul rief: „Käte, ſo komm doch! Der Wagen wartet ja längſt auf uns!“

Bis tief ins Innerſte war ſie verſtimmt. Befürchtungen und Ahnungen, von denen ſie niemand ſagen konnte, drangen auf ſie ein. Wolfgang war leichtſinnig — aber ſchlecht?! Nein, ſchlecht war er nicht — noch nicht! O Gott, nein, das wollte ſie doch nicht denken, ſchlecht nicht! Aber wie ſollte es werden? Wie enden?! Gut konnte es nicht mehr werden, nie — wie ſollte es auch?! Da müßten ja Wunder geſchehen, und Wunder geſchehen nicht mehr zu dieſen Zeiten!

Helles Lachen ſchreckte ſie auf. Im Reſtaurationsgarten waren alle Tiſche beſetzt; hier war ſo viel Jugend, und ſo viel leichter Sinn, und hier waren ſo viele Liebespaare.

Sie waren wieder in ihren Wagen geſtiegen und fuhren jetzt langſam am Reſtaurationsgarten vorüber und ſahen ſo all die hellen Bluſen und die bunten Blumenhüte, all den Putz des kleinen Bürgerſtandes.

Horch, wieder das helle Lachen! Ein lautes Mädchenlachen, ſo recht frei heraus, und nun ein: ‚Oho, fangt ſie, kß, kß‘ — bei dem Käte, wie erſtarrt den Atem anhielt. Sie wurde ganz ſchwach, alles Blut wich ihr vom Herzen fort: das war ja Wolfgang! Ihr Wolfgang!

Da ſprang er in großen Sätzen hinter einem Mädchen her, das, aufjuchzend, vor ihm über den Weg floh und jenſeits hinein in den Wald lief zwiſchen die Stämme. Er jagte hinter ihr drein. Einen Augenblick noch ſah man das helle Mädchenkleid und Wolfgangs fliegenden Schatten um die Kiefern wiſchen, dann erblickte man nichts mehr von ihnen. Aber er mußte ſie erreicht haben, man hörte jetzt ihr gellendes Aufkreiſchen und ſein Lachen; beides trieb Käte das Blut in die Wangen. Das klang ihr beleidigend, klang ihr gemein. Alſo ſo, ſo weit war er gekommen, trieb ſich hier mit ſolchen, ſolchen — Perſonen umher?! Aha, da kamen ja noch ein paar andre nach, die gehörten auch zur Geſellſchaft! Ein vierſchrötiger Menſch mit rotem, pausbackigem, ſehr erhitztem Geſicht lärmte mit Hallo hinter dem verſchwundenen Paar drein, und ein ſchmächtiger Schlingel, der zuletzt kam, lachte ſo recht verſchmitzt-ſpitzbübiſch.

‚Paul, Paul,‘ wollte Käte aufſchreien, ‚Paul, ſieh nur, ſieh!‘ Aber dann ſchrie ſie doch nicht und rührte ſich nicht. Da war ja nichts mehr zu ändern! Ganz ſtumm lehnte ſie in ihrer Wagenecke: das hatte ſie ja gewollt, ſie durfte nicht klagen. Ach, hätte ſie ihn doch

gelaſſen, wo er war! Jetzt mußte ſie ſchweigen, beide Augen zudrücken, tun, als hätte ſie nichts geſehen!

Aber alles war ihr verleidet. Und als ihr Mann ihr in einer Lücke der Kiefernwipfel den ſchwimmenden Mond im lichtgrauen Äther wies und rechts dabei den freundlichen, ruhig leuchtenden Stern, hatte ſie auf ſein entzücktes: „Iſt das nicht ſchön?“ nur ein kühl-zuſtimmendes: „O ja!“

Das verſtimmte ihn. Welche Freude hatte ſie ſonſt an der Natur gehabt, die größte und reinſte Freude, nun auch das nicht einmal mehr! Auch dieſes hin?! Alles hin! Er ſeufzte.

Und jedes von ihnen, in eine Ecke des Wagens gelehnt, verharrte in Schweigen. Mit trüben Augen ſchauten ſie beide in die tiefer und tiefer ſinkende Dämmerung. Es wollte Abend werden, der Tag — auch ihr Tag — hatte ſich geneiget. —

* * *

Wolfgang hatte mit Frida Lämke, deren Bruder und Hans Flebbe eine längſt geplante Landpartie unternommen. Frida hatte ſich für den Nachmittag im Geſchäft freigemacht; ausnahmsweiſe, und weil ſie etwas unabweisbar Dringendes vorſchützte, gelang es ihr, abzukommen. Nun war ſie aber auch wie losgelaſſen, voller Übermut: ha, war das fein, ha, wollten ſie ſich mal amüſieren! Wolfgang hatte eine Droſchke ſpendiert; er und Frida im Fond, die beiden andern ihnen gegenüber auf dem Rückſitz, ſo hatten ſie eine Rundfahrt durch den grünen, grünen Wald gemacht, hatten dieſes Lokal beſucht und jenes, waren Karuſſell gefahren und Boot und hatten in der Würfelbude gewürfelt. Wolfgang war ſehr galant, Frida durfte immer

noch mal; eine Butterdoſe von blauem Glas, eine Glanzpapierdüte mit Pfeffernüſſen, vor allem aber ein kleiner Piepmatz in einem winzigen Holzgitterkäſtchen machten ſie ſelig. Alles das durfte Hans nun tragen, während ſie auf dem Nachhauſeweg, den ſie von Schildhorn zu Fuß antraten, ſich mit Wolfgang jagte und neckte. Der Bräutigam ſtörte weiter nicht. Hans hatte von Anfang an darauf verzichtet, ſeine Frida am Arm zu führen; man hätte ſie dreiſt für das Verhältnis des eleganten jungen Herrn halten können. Aber als ſie nun ganz außer Atem, rot und zerzauſt war und die Dämmerung des Abends, der hier innen zwiſchen den dichten Stämmen ſchon eher dunkelte als draußen, ihr ein kleines Gruſeln und ein wonniges Sich-erſchrecken einjagte, hing ſie ſich doch wie ſelbſtverſtändlich an den Arm ihres Hans. Sie blieben ein wenig zurück.

Nun war Wolfgang allein, denn Artur rechnete er nicht, obgleich der neben ihm her über die Wurzeln ſtolperte und ſchrill pfiff. Und Wolfgang beneidete den dicken Hans, über den ſie heute, ſeine Braut am meiſten, ſo viel gelacht hatten; auch er hatte das Bedürfnis, jetzt ein Mädchen am Arm hängen zu haben. Das brauchte nicht einmal ſo niedlich wie Frida zu ſein — wenn's nur ein Mädel war! Die Dämmerung des Waldes, die ſo wohlig war und verſchwiegen, lud förmlich ein. Und vom Boden, der ſo mager war, lauter Sand, ſtieg heute abend doch ein ſattes Duften auf, ein reichliches Gewähren. Wolfgang fühlte ſich lebens- und liebeshungrig, gierig nach Freude, nach Genuß. Hätte er jetzt Frida neben ſich gehabt, bei beiden Armen hätte er ſie gepackt, ſie an ſich geriſſen, blitzſchnell ihr den Mund mit Küſſen verſchloſſen und ſie nicht mehr losgelaſſen.

Er konnte nicht mehr an ſich halten, er mußte wenigſtens Artur packen und mit ihm dahinwalzen durch den ſandigen Waldboden, daß dem aufgeſchoſſenen Jungen, der heute ſchon zu ſo und ſoviel Kunden gelaufen war, um ſie zu raſieren, Hören und Sehen verging. Die übrigen Spaziergänger blieben ſtehen: das war ihnen nichts Neues auf Landpartieen, wenn's nicht größeren Unfug gab! Sie amüſierten ſich, und als Wolfgang zum Schluß den Partner mit einem lauten Juchhe in die Höhe hob und ihn ein paar Mal um ſich herumſchwenkte, klatſchten ſie Beifall.

Wolfgang war nun doch ſehr außer Atem. Als ſie zum Walde hinaus waren, mußten ſie langſamer gehen; jetzt, in bewohnteren Regionen — ſchon tauchten die eleganten Landhäuſer auf — hätte man Menſchen tottreten können. Das war eine Fülle! An der Abfahrtſtelle der elektriſchen Bahn drängte und drückte es ſich. Sie ſtellten ſich auch auf: das war ein Spaß, zu ſehen, wie die Leute, die gerne mitkommen wollten, ſich puffiten. Es war noch leidlich hell und warm wie im Sommer, aber raſch würde es ganz dunkel ſein, und je ſpäter, deſto größer der Anſturm. Lachend ſtanden die beiden und ſahen dem Drängen gelaſſen zu: was machte es ihnen aus, wenn ſie nicht mitkamen, ſie lieſen eben das Stückchen zu Fuß weiter bis nach Hauſe.

Wolfgang fühlte ſein Herz heftig pochen — es hatte ihm doch zu viel Spaß gemacht, mit Frida zu tanzen! In einem Lokal, in dem im angebauten Bretterſaal ein Klavierſpieler aufs Klavier paukte, hatte er Frida ein paar Mal ordentlich herumgeſchwenkt, und auch noch ein paar andre Mädchen, die verlangend nach dem ſtürmiſchen Tänzer geſehen hatten. Es war eine Luſt geweſen. Noch fühlte

er den Nachhall davon in sich zittern, seine Brust hob und senkte sich unruhig — hei, so ein Mädchen im Arm sich herumschwenken, lustig sein! Wundervoll, es war alles so wundervoll!

Die Zähne zusammenbeißend, um nicht durch einen lauten, jubelnden Aufschrei die Blicke auf sich zu lenken, bebte Wolfgang innerlich vor ungebändigter Lebenslust. Ha, das wäre fein, ha, das wäre eine Wohltat, jetzt irgendeine Dummheit begehen zu können! Er überlegte: was gab man jetzt nur an?!

Da störte ihn ein Husten. Wie hohl das klang, als sei inwendig alles lose! Der junge Mann, der hinter seinem breiten Rücken stand, mochte wohl schon eine Weile so gehustet haben — er hatte es nur nicht beachtet — nun ekelte ihn vor dessen Auswurf. Unwillkürlich wich er zur Seite: pfui, wie hustete dieser Mensch!

„Ach," hörte Wolfgang jetzt den älteren Mann sagen, auf dessen Arm der Hustende sich stützte, „ich bin ganz außer mir, daß keine Droschke zu bekommen ist! Bist du sehr kaputt? Geht's noch?" Es lag so viel Angst in diesem ‚Geht's noch?'

„O, ganz gut!" Der junge Mensch antwortete mit heiserer Stimme. Wolfgang merkte auf: diese Stimme war ihm doch bekannt? Und nun erkannte er auch das Gesicht. War das nicht Kullrich? Donnerwetter, wie der sich aber verändert hatte! Unwillkürlich lüftete er den Hut: „'n Abend, Kullrich!"

Jetzt erkannte dieser auch ihn. „Schlieben!" Kullrich lächelte, daß man all seine Zähne, lang und weiß, hinter den blutlosen Lippen sah. Und dann reichte er dem früheren

Schulkameraden die Hand: „Du biſt auch nicht mehr auf der Schule? Ich auch nicht mehr. Wir haben uns lange nicht mehr geſehen!“

Wolfgang fühlte die Hand unangenehm feuchtkalt in der ſeinen, und es durchrieſelte ihn. Daß er einmal gehört hatte, Kullrich hätte die Schwindſucht, hatte er längſt vergeſſen; nun fiel's ihm auf einmal wieder ein. Aber das konnte ja gar nicht ſein, ſo jung ſtirbt man doch nicht?! Alles in ihm ſträubte ſich dagegen.

„Biſt du krank geweſen,“ fragte er raſch. „Aber jetzt geht's dir doch wieder ganz gut?“ Es wurde ihm ordentlich ſchwer, das alte ‚du‘ zu gebrauchen, der Kullrich hier war ihm ſo fremd.

„O ja, es geht,“ ſagte Kullrich und lächelte wieder. Ein ganz merkwürdiges Lächeln, das ſelbſt dem achtloſen jungen Mann auffiel. Kullrich war nie hübſch geweſen, er hatte eine Kartoffelnaſe; jetzt mußte Wolfgang ihn immer anſehen: wieviel feiner war das Geſicht geworden und ſo — er konnte nicht an ſich halten, er ſagte es plötzlich gerade heraus: „Wie ſiehſt du jetzt aus?! Ich hätte dich beinahe nicht erkannt!“

„Mein Sohn wird jetzt bald verreiſen,“ ſagte der Vater raſch, und dabei zog er den Arm ſeines Jungen feſter in den ſeinen. „Dann kommt er hoffentlich ganz geſund wieder. Er hat ſich heute nur ein bißchen viel zugemutet. Es war ſo ſchönes Wetter — viel Luft und Kiefernduft, ſagt der Arzt — wir ſind zu lange draußen geblieben. Es wird dir doch nichts ſchaden?!“ Wieder ſo viel Angſt im Ton. „Iſt dir auch nicht kalt? Willſt du dich nicht ſo lange ſetzen?“ Der Vater ſtellte ein Feld-

ſtühlchen zur Erde, das er unterm Arm getragen hatte und klappte es auseinander: „Setz dich doch 'n bißchen, Fritz!“

Der arme Kerl! Der Ton des Vaters, in dem die liebende Angſt zitterte, berührte Wolfgang eigentümlich. Der arme Kerl, der war wahrhaftig doch ſehr krank! Wie ſchrecklich! Ein Grauen kam ihn an, unwillkürlich zog er ſich zurück, daß ihn der Atem des Kranken nicht treffe; der ganze Egoismus der Jugend und der Geſundheit war in ihm: wie fatal, daß er heute, gerade heute dem hier begegnen mußte!

„Kann ich Ihnen vielleicht einen Wagen beſorgen?“ fragte er raſch — daß der Kullrich nur fortkam, das Huſten war ja gräßlich anzuhören — „ich weiß hier Beſcheid, ich bekomme ſchon einen!“

Der Vater Kullrich, wie aus einer großen Angſt erlöſt, ſagte aufatmend: „Ach ja, ach ja! 'ne Droſchke, 'ne geſchloſſene womöglich! Mit der Bahn kommen wir ja doch nicht mit! Und es wird ſo ſpät! Iſt dir auch wirklich nicht kalt, Fritz?!“ Ein kühler Wind hatte ſich plötzlich erhoben, und der alte Mann zog ſeinen Überzieher aus und hängte ihn dem Sohn noch um die Schultern.

Mußte dem ſcheußlich zumute ſein, ſeinen Jungen ſo zu ſehen, dachte Wolfgang. Sterben überhaupt, ſterben, wie ſchrecklich! Und wie der Mann ſeinen Sohn liebte! Das hörte man am Ton, ſah man an den Blicken!

Wolfgang war froh, nach der Droſchke umherrennen zu können. Es war jetzt ſchwer, eine zu bekommen, er rannte ſich völlig außer Atem. Endlich hatte er einen Wagen. Wie er am Halteplatz der elektriſchen Bahn anlangte, war Herr Kullrich bereits völlig verzweifelt. Er hatte die Hoffnung ſchon aufgegeben gehabt, und der Sohn hatte ſehr viel gehuſtet.

Jetzt löste er sich fast auf in Dankbarkeit. Der einfache Mann — er war ein Subalternbeamter und hatte es gewiß nicht dazu — versprach dem Kutscher ein reiches Trinkgeld, wenn er sie nur rasch nach Halensee, Ringbahnstraße 111, fahren wollte. Er hüllte den Sohn in die Decke, die auf dem Rücksitz lag; der Kutscher gab noch eine Pferdedecke zu, Wolfgang wickelte dem Schulkameraden die Beine ein.

„Danke, danke," sagte Fritz Kullrich matt; er war jetzt ganz abgefallen.

„Besuchen Sie uns doch mal, Herr Schlieben," sagte der Vater und drückte dem Retter die Hand. „Fritz würde sich freuen. Und ich bin Ihnen ja so dankbar!"

„Aber komm bald," sprach der Sohn und lächelte wieder sein seltsames Lächeln. „Adieu!"

„Adieu!" Wolfgang stand und starrte hinter dem rasch davonrollenden Wagen drein — da fuhr der Kullrich! Seiner Mutter nach.

Die frohe Laune Wolfgangs war verflogen. Als die Genossen des Nachmittags mit Hallo nach ihm suchten — Hans mußte seine Frida ordentlich abgeküßt haben, das Hütchen saß ihr schief, ihre Augen glänzten verliebt —, machte er sich rasch von ihnen frei. Er sagte ihnen kurz Adieu und ging allein. Der Tod hatte ihn gestreift. Und ein altes Lied, das er, unter so vielen anderen, einst mit Cilla, dem Mädchen seiner Kindheit, gesungen hatte, schoß ihm urplötzlich durch den Sinn. Jetzt verstand er zum ersten Mal die tiefere Bedeutung:

‚Prahlst du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach, die Rosen welken bald!'

Er ging gleich nach Hauſe, er hatte heute nicht Luſt mehr, draußen herumzubummeln. Und als er ſo ging mit wiegendem, ſchlenderndem Gang, entlegene Wege, in denen es ſtill war, richtete ſich etwas auf vor ihm in der dunklen Färbung des Herbſtabends und ſtellte ſich in ſeinen Weg — das war eine Frage:

‚Und du —?! Wohin du —?!‘

In einer Stimmung, die ſeltſam weich und verſöhnlich war, betrat er das Elternhaus. Aber als er ins Zimmer trat, ſaßen die Eltern da wie zu Gericht.

Käte hatte es nun doch nicht verheimlichen können, es hätte ihr das Herz abgepreßt, ſie hatte jemandem erzählen müſſen, was ſie beobachtet hatte. Und Schlieben hatte ſich mehr darüber aufgeregt, als ſeine Frau erwartet hatte: alſo in ſolche Geſellſchaft war der Junge geraten?!

„Wo treibſt du dich herum?“ fuhr er den Sohn an.

Der Eintretende ſtutzte: was war das für ein Ton, es war doch heute nicht ſo ſpät?! Im Gefühl des Unrechts, das ihm geſchah, hob er den Kopf.

„Sieh mich nicht ſo unverſchämt an!“ Den Vater verließ die Beherrſchung. „Wer iſt das Frauenzimmer, mit dem du dich herumtreibſt?“

Herumtreibſt — Frauenzimmer?! Dem jungen Menſchen ſchoß das Blut heiß zu Kopf. Frida Lämke ein Frauenzimmer — das war toll! „Sie iſt kein Frauenzimmer!“ brauſte er auf. Und dann: „Ich habe mich nicht herumgetrieben!“

„Nun, nun, ich habe —“ Schlieben verbeſſerte ſich raſch, er konnte doch nicht ſagen: ‚ich habe dich geſehen‘ — ſo ſagte er: „Wir haben dich geſehen!“

Wolfgang wurde sehr rot. Aha — sie hatten ihn belauert — heute wohl — waren ihm nachgeschlichen?! Nicht einmal weit draußen war man sicher vor ihren Späherblicken! Er war empört. „Wie kannst du sagen ‚Frauenzimmer‘! Sie ist kein Frauenzimmer!“

„So — was ist sie denn, wenn ich fragen darf?“

„Meine Freundin!“

„Deine Freundin?!“ Der Vater lachte ein kurzes zorniges Lachen. „Freundin — nun ja, aber für dich ist das denn doch noch ein wenig früh! Ich verbiete dir solche Freundinnen zweifelhaften, mehr als zweifelhaften Genres!“

„Sie ist nicht zweifelhaft!“ Wolfgangs Augen funkelten. Wie recht hatte Frau Lämke, die neulich, als er sie wiederum besuchte, gesagt hatte: „So sehr ick mir ooch freue, kommen Se doch nich zu oft, Wolfjang. Frida is man 'n armes Mächen, un bei so einer wird gleich was geredt'!“

Nein, hier gab's nichts anzuzweifeln! Bleich vor Wut starrte der Sohn dem Vater in die Augen. „Sie ist ein so anständiges Mädchen, wie es nur eines gibt! Wie darfst du so von ihr sprechen?! Wie darfst du dich unter —“ Er stockte, er war zu wütend, die Stimme versagte ihm.

„‚Unterstehen‘ — sag's nur heraus, ‚unterstehen‘!“ Schlieben beherrschte sich jetzt mehr, er war etwas ruhiger geworden, denn was er auf seines Jungen Gesicht sah, dünkte ihn ehrliche Entrüstung. Nein, ganz verdorben war der doch noch nicht, der war wohl nur verführt, solche Frauenzimmer hängen sich ja mit Vorliebe an noch sehr junge Leute! Und er sagte mit einer gutgemeinten Überredung: „Mache dich los von der Geschichte, so bald als möglich. Du ersparst dir viel Unangenehmes. Ich will dir wohl helfen dabei!“

„Danke!“ Der junge Menſch ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen und ſtellte ſich breitbeinig auf.

Die weiche Stimmung war längſt verflogen, die hatte Wolfgang ſofort verloren beim erſten Schritt ins Zimmer; nun war er recht in der Laune, ſich nichts, aber auch gar nichts gefallen zu laſſen. Sie hatten Frida beſchimpft!

„Wo wohnt ſie?“ fragte der Vater.

„Ja, das möchteſt du wohl wiſſen!“ Der Sohn lachte höhniſch auf; er empfand eine gewiſſe Genugtuung, ihrer Neugier das vorzuenthalten. Das würden ſie nie erfahren! Das hatte er ja gar nicht nötig, ſie wiſſen zu laſſen! Protzig warf er den Kopf in den Nacken und antwortete nicht.

O Gott, was war aus dem Jungen geworden! Ganz entſetzt ſtarrte Käte drein: er hatte ſich ja völlig gewandelt, war ein ganz, ganz andrer geworden! Aber dann kam die Erinnerung — ſie hatte ihn doch einmal ſo ſehr geliebt — und der Schmerz, ihn gänzlich und auf immer verloren zu haben. „Wolfgang, ſei doch nicht ſo, ich bitte dich! Wolfgang, wir meinen es doch ſo gut mit dir!“

Er maß ſie mit einem unerklärlichen Blick. Und dann ſah er an ihr vorbei ins Leere hinaus.

„Es wäre beſſer, ich wäre gar nicht da!“ ſtieß er plötzlich hervor, ganz unvermittelt. Es wollte trotzig klingen, aber der Trotz erſtickte im jähen Ausbruch einer ſchmerzlichen Erkenntnis.

XVI

Sie waren übereingekommen, daß Wolfgang nun nicht mehr draußen bei ihnen in der Villa wohnen ſollte. Er war zwar noch ſehr jung, aber die Zeit zur Selbſtändigkeit war da, das ſahen die Eltern ein. Zwei hübſch möblierte Zimmer wurden gemietet in der Nähe des Geſchäfts — Wolfgang ſollte jetzt entſchieden fleißiger heran — ſonſt mochte er unbehelligt ſein. Dies ſpäte Nachhauſekommen, dieſe verantwortliche Kontrolle — nein, es ging nicht an, daß Käte ſich völlig aufrieb! In tiefer Reſignation hatte Schlieben dieſen Schritt getan.

Und es ſchien, als ſollten wirklich jetzt ruhigere, friedlichere Tage über die Villa Schlieben kommen. Der Winter war da, und der Schnee war eine ſo weiche, deckende Hülle für manche begrabene Hoffnung.

Wolfgang kam zu Beſuch heraus; nicht zu oft, den Vater ſah er ja ohnehin täglich im Kontor. Daß es die Mutter doch verlangte, ihn öfter zu ſehen, ſchien er nicht zu ahnen. Sie ließ es ihn auch nicht merken. Sollte ſie etwa betteln: ‚Komm öfter?!‘ Nein, ſie hatte ſchon allzu viel gebettelt — viele Jahre, faſt achtzehn Jahre lang —, und mit Bitterkeit ſagte ſie ſich: ‚Verlorene Müh'!‘

Wenn er herauskam, waren ſie freundlich miteinander; die Mutter ſorgte nach wie vor für tadelloſe Anzüge, für die beſtgeplätteten Oberhemden, für die feinen Batiſtnachthemden und die hohen Kragen. Daß er oft nicht ſo ausſah, wie er hätte ausſehen müſſen, war nicht ihre Schuld. Es lag auch vielleicht nicht an ſeiner Kleidung, es lag vielmehr

an seiner abgespannten Miene, seinen müden Augen, an seiner ganzen nachlässigen Haltung; er ließ sich hängen, verbummelt sah er aus.

Die Eheleute sprachen aber nicht miteinander darüber. ‚Wenn er nur erst zum Militär käme,‘ dachte Schlieben. Von dem Muß, von der strengen Regelung im Dienst erhoffte er eine Regelung des ganzen Lebens; was sie, die Eltern, mit aller Sorgfalt nicht zuwege gebracht hatten, würde der Drill schon fertig bringen! Zum April sollte sich Wolfgang stellen. Jetzt, zur Winterszeit, hielt er zwar regelmäßiger und gewissenhafter die Kontorstunden ein, aber, aber wie sah er oft morgens aus! Entsetzlich blaß, förmlich fahl. ‚Verkatert!‘ Mit einem Kopfschütteln stellte das der Vater fest, aber er sagte nichts zum Sohn darüber; wozu auch, es würde nur eine unangenehme Szene geben, die nichts mehr nutzte, die höchstens nur noch mehr verdarb. Sie standen eben nicht mehr auf gemeinsamem Boden.

Und so ging es weiter, ohne sonderliche Erregung, aber sie litten doch alle drei; auch der Sohn.

Frida glaubte Wolfgang oft eine Verstimmung anzumerken. Zuweilen ging er mit ihr ins Theater, ‚was zu lachen‘ mochte sie so gern; aber er lachte nicht mit, lachte selbst dann nicht, wenn ihr die Lachtränen über die Wangen liefen. Sie konnte sich ordentlich darüber ärgern, daß er so wenig Sinn für was Lustiges hatte.

„Amüsierst du dich denn nich?“

„Na, mäßig!“

„Bist du denn krank?“ fragte sie ganz erschrocken.

„Nein!“

„Na, was hast denn?“

Dann zuckte er die Achſeln, war ſo abweiſend, daß ſie ihn nicht weiter ausforſchte, ihm nur die Hand drückte und ihm verſicherte, ſie amüſiere ſich köſtlich.

Nach und nach verſiegten dieſe Theatereinladungen, die meiſt ſo hübſch mit einem Plauderſtündchen in irgend einem Bier- oder Weinlokal geendet hatten. Frida ſah den Freund überhaupt jetzt ſelten, nie mehr holte er ſie an ihrem Geſchäft ab, und in der Wohnung der Mutter ließ er ſich auch nicht mehr ſehen.

„Wer weeß ooch," ſagte Mutter Lämke, „ob er ſich nich bald verloben tut. Er hat jewiß eene uf 'n Kiekor!"

Frida warf die Lippen auf, ſie ſchmollte, daß Wolfgang ſich gar nicht ſehen ließ. Was hatte er bloß?! Sie fing an, ihm nachzuſpionieren; aber nicht nur aus Neugier.

Und noch eine andere forſchte ſeinen Wegen nach — das war die Mutter. Wenigſtens verſuchte ſie, ihm nachzuforſchen. Aber nur das brachte ſie in Erfahrung, daß man ihn einmal in einem der kleinen Theater mit einer hübſchen Perſon geſehen hatte, einer Blondine, die recht auffallend friſiert geweſen war. Ah, das war dieſelbe von Schildhorn! Noch immer ſah ſie das blonde Haar im ſcheidenden Abendlicht glänzen — die war ſein Unheil!

Mit einem Spürſinn, der einem Poliziſten Ehre gemacht hätte, forſchte die Mutter dem Sohne nach. Hätte Schlieben eine Ahnung davon gehabt, wie oft, zu allen Tages- und Abendzeiten, ſeine Frau um Wolfgangs Wohnung ſtrich, er wäre dem auf das entſchiedenſte entgegengetreten. Der brennende Drang, von Wolfgang zu hören, von ihm zu wiſſen, ließ Käte die eigene Würde vergeſſen; mehr als einmal ging ſie, während ſie ihn abweſend wußte, hinauf

in ſeine Wohnung, angeblich, um ihm dieſes oder jenes zu bringen. Aber war ſie dann allein — die ſchwatzhafte Wirtin wußte ſie ſich vom Halſe zu halten —, ſo fuhr ſie mit forſchenden Augen in beiden Zimmern umher, ſpähte auf ſeinen Schreibtiſch, wendete ſogar jedes Blättchen Papier. Sie kam hier oben gar nicht zur Beſinnung ihres Tuns, ging ſie aber wieder die Treppe hinab, dann kam ihr das Gefühl eigner Erniedrigung; ſie wurde rot und ſchämte ſich vor ſich ſelber und ſchwor ſich's zu mit hundert Eiden, dies nie, nie wieder zu tun. Und tat es doch wieder. Es war ihr eine Qual, und ſie konnte es doch nicht laſſen.

An einem kalten Wintertag war es — ſchon Abend, nicht ſpät für Berliner Begriffe, aber doch immerhin ſchon Ladenſchluß, und Theater und Konzerte hatten längſt begonnen — als Frau Schlieben noch in der Wohnung ihres Sohnes ſaß. Acht Tage war er nicht draußen bei ihr geweſen — warum nicht?! Eine große Unruhe hatte ſie heute plötzlich gepackt, ſie hatte hin zu ihm müſſen. Ihr Mann wähnte ſie in der Hauptmann-Premiere — dahin konnte ſie ja auch noch ſpäter gehen — Wolfgang mußte jetzt doch gleich nach Hauſe kommen! Auf ihr fragendes Briefchen hatte er geantwortet: er ſei erkältet und halte ſich abends zu Hauſe. Nun, ſie wollte es ja auch gar nicht, daß er zu ihr hinauskam und ſich noch mehr erkältete, aber es war wohl natürlich, daß ſie nun einmal nach ihm ſah! Sie machte ſich ſelber etwas vor.

Und ſo wartete ſie und wartete. Die Zeit verſtrich ſehr langſam. Gegen ſieben Uhr war ſie gekommen, jetzt war es bereits neun. Zum ſo und ſovielten Male hatte ſie die beiden Zimmer durchmuſtert, am Fenſter geſtanden, zer-

ſtreut auf das Straßengewühl herabgeblickt, ſich hingeſetzt, ſich wieder erhoben und wieder hingeſetzt. Jetzt ging ſie in raſtloſer Unruhe auf und nieder. Die Wirtin war ſchon ein paar Mal hereingekommen und hatte ſich drinnen zu ſchaffen gemacht; die neugierig-forſchenden Blicke wären Käte ſonſt läſtig geweſen, jetzt achtete ſie gar nicht auf dieſe. Noch konnte ſie ſich nicht entſchließen, fortzugehen — wenn er krank war, warum kam er dann nicht nach Hauſe?! Ihre Unruhe wuchs. Es laſtete auf ihr wie die Vorahnung eines nahenden Unheils. Nun mußte ſie aber wirklich die Wirtin fragen — ſchon zehn Uhr —, kam er denn immer ſo ſpät, trotz ſeiner Erkältung?! Sie klingelte nach der Frau.

Dieſe kam, innerlich ſehr gereizt: warum hatte Frau Schlieben ſie denn nicht längſt ins Vertrauen gezogen?! Ei, nun konnte die lange warten, die hochmütige Lieſe!

„Mein Sohn kommt wohl immer ſpät?“ fragte Käte. Ihre Stimme klang gemacht ruhig: ſie durfte doch ſolch eine Frau nicht merken laſſen, wie unruhig ſie eigentlich war.

„Na,“ ſagte die Wirtin, „mal ſo, mal ſo!“

„Ich wundere mich nur, daß er heute ſo ſpät kommt bei ſeiner Erkältung!“

„So — iſt der junge Herr erkältet?“

Wie, die Frau, bei der Wolfgang nun ſchon faſt ein Vierteljahr wohnte, wußte ſo wenig von ihm?! Und ſie hatte doch verſprochen, beſonders gut für ihn zu ſorgen! „Sie müſſen ihm abends eine Wärmfläſche machen. Es iſt kalt hier im Zimmer.“ Fröſtelnd rieb ſich Käte die Hände. „Und bringen Sie ihm morgens vor dem Aufſtehen ein Glas Emſer mit heißer Milch!“

Die Wirtin hörte ſofort den gar nicht ausgeſprochenen Vorwurf heraus und wurde noch gereizter. „Na, wenn er überhaupt nich nach Hauſe kommt, kann ich ihm doch abends keine Wärmkruke machen und morgens keine heiße Milch!“

Wie — gar nicht nach Hauſe kommt?! Käte glaubte nicht recht verſtanden zu haben. Sie ſah die Frau mit großen Augen an. „Überhaupt nicht nach Hauſe kommt!“

Die Frau nickte: „Ich ſage Ihnen, werte Dame, möbliert vermieten iſt kein Spaß, da muß man vieles mit in Kauf nehmen. So 'ne junge Herrn — na, ich ſage ſchon!“ Sie lachte, halb ärgerlich, halb beluſtigt auf. „Da hatte ich mal einen, der blieb gleich ganze acht Tage weg — der erſte war vor der Tür, ich hatte Angſt um meine Miete — ich mußte nach der Polizei gehen!“

„Wo war er denn — wo war er denn?!“ Kätes Stimme ſchwankte.

Die Frau lachte: „Na, da fand er ſich denn wieder an!“ Sie ſah die Angſt der Mutter, und ihre Gutmütigkeit ſiegte über ihre Schadenfreude. „Der kommt ſchon wieder, gnä' Frau,“ ſagte ſie beruhigend. „Sie kommen alle wieder. Haben Sie man keine Angſt. Und Herr Schlieben iſt ja auch erſt zwei Tage weg!“

Zwei Tage weg — zwei Tage?! Zwei Tage war's her, daß er auf ihr Briefchen geantwortet hatte: er ſei erkältet und müſſe ſich zu Hauſe halten! Wie eine Irre ſah Käte um ſich, ganz verſtörten Blickes. Wo war er denn geweſen, dieſe ganzen zwei Tage? Nicht hier und nicht bei ihr — o, bei ihr ſchon ſeit acht Tagen nicht! Im Geſchäft mußte er aber noch geweſen ſein, ſonſt hätte Paul

doch darüber geſprochen. Aber wo war er die ganze übrige Zeit? Das waren doch immer nur ein paar Stunden. Und ein Tag iſt lang. Und die Nächte, die Nächte! Herrgott, die Nächte, wo war er die Nächte?!

Käte hätte laut herausſchreien mögen, aber die Wirtin ſah ſie an mit ſo neugierigen, harten Augen, daß ſie, die Nägel der einen Hand in die Innenfläche der andern grabend, ſich bezwang. Aber ihr Sprechen war nur ein Flüſtern mehr: „Iſt er denn ſeit zwei Tagen gar nicht zu Hauſe geweſen?“

„Nee, gar nich! Aber warten Sie mal!“ Die Luſt am Schwatzen machte alle vorgenommene Zurückhaltung der Wirtin zuſchanden. Der auf einen Stuhl Hingeſunkenen nähertretend und ſich auch einen Stuhl heranziehend, ſchwatzte ſie umſtändlich: „Sonntag war's — nee, Sonnabend merkt' ich ſchon: der hat was. Ja, das iſt einer, ein ganz forſcher! Nein verrückt war er!“

„Wieſo denn?! ‚Verrückt', ſagen Sie?!“

Die Vermieterin lachte. „Ach, ſo mein' ich ja gar nich, das müſſen Sie nich gleich ſo wörtlich nehmen, gnä' Frau! Na, ebent ſo — na, wie ſoll ich denn ſchon ſagen? — na, ſo wie ſie dann alle ſind! Na, und abends ging er dann wie gewöhnlich weg — na, und dann kam er ebent nich mehr zu Hauſe!“

„Und wie — wie war er —?!“ Ruckweiſe nur ſtieß die Mutter die Worte hervor, ſie konnte gar nicht zuſammenhängend mehr ſprechen, ein ſie plötzlich überfallender Schreck lähmte faſt ihre Zunge. „War er — etwa verſtört?!“ Wie eine Viſion tauchte ſein fahles Geſicht vor ihr auf, und da bei Schildhorn der verwehte Platz im Sand —

mancher Mutter Sohn, mancher Mutter Sohn — Gott, Gott, wenn er sich ein Leides getan hätte! Sie zitterte wie Laub im Sturm und sank ganz in sich zusammen.

Die Wirtin erriet instinktiv der Mutter Gedanken; gutmütig-beruhigend versicherte sie: „Nee, gar nich an zu denken! Der war nich traurig — auch nich grade vergnügt — na, so — so — na, grade so in der richtigen Stimmung!"

„Und Sie — ach, können Sie mir nicht einen — einen Wink geben — wo — wo er hin — sein könnte?"

Die Frau wiegte zweifelnd den Kopf: „Wer kann das wissen! Sehen Sie, gnä' Frau, der Versuchungen gibt's gar viele. Aber, warten Sie' mal!" Sie kniff die Augen zu und dachte nach. „Da kam mal vor einiger Zeit immer so'n hübsches Mädchen her, sie holte ihn immer ab, sie sagte ‚zum Theater' — na, es kann ja auch wahr gewesen sein! Oft kam sie, sehr oft — mindestens einmal die Woche! Blond war sie, wirklich 'n hübsches Mädchen!"

„Blond — ganz hellblond — viel Haar, wellig über den Ohren?!"

„Ja ja, so war sie frisiert, über die Ohren gekämmt, hinten 'nen mächtigen Knoten — so recht auffallend hellblond! Und sie duzten sich!"

Blondes Haar — auffallend blond! Ah, das hatte sie damals gleich gewußt, als sie ihn in Schildhorn sah mit der Blonden! Wie eine Erleuchtung kam es über Käte. „Sie — wissen wohl nicht — ach, wissen Sie vielleicht, wie sie heißt?"

„Er sagte ‚Frida' zu ihr!"

„Frida?!"

„Ja, Frida! Das weiß ich beſtimmt. Nu kommt ſie aber nich mehr. Vielleicht aber, daß er 'nen Brief von ihr gekriegt hat. Ich will mal nachſehen, warten Sie mal!“ Und die Frau bückte ſich, zog unterm Schreibtiſch den Papierkorb vor und fing an darin zu wühlen.

„Er ſchmeißt nämlich allens in den Papierkorb,“ ſagte ſie erklärend.

Freilich, da hatte ſie noch nicht geſucht! Mit ſtarren Augen ſah Käte zu, wie die Frau mit geübten Fingern alle Papierblätter wendete. Plötzlich ſchrie die auf: „Na, ſehen Sie, da haben wir's!“ Und vor die Mutter legte ſie triumphierend ein paar Papierfetzen auf den Tiſch: „Da is 'n Brief von ihr. Sehen Sie! Ich kenne die Schrift. Woll'n mal ſehen!“

Beide Frauen, die Köpfe zuſammenſteckend, verſuchten, die einzelnen Stücke des zerriſſenen Briefes zuſammenzufügen; es gelang aber nicht, es fehlte zu viel, nur ein paar Sätze waren halb zuſammen zu bringen.

‚nicht mehr kommſt —
böſe mit mir —
nächſtens zu dir abends 'rauf —
immer deine‘

Doch da, halt, da war die Unterſchrift! Die war nicht durchriſſen, groß und zuſammenhängend ſtand ſie unten auf dem Briefbogen:

immer
Deine Frida Lämke!

„Frida Lämke —?!“ Käte ſchrie laut auf vor Überraſchung. Frida Lämke — nein, das hätte ſie nie gedacht — oder gab es vielleicht zwei gleichen Namens? Dieſes

blonde Kind, das einſt bei ihr im Garten geſpielt hatte?! Aber ja, ja, dreiſte Augen hatte die immer gehabt!

„Sie kennen die wohl?“ fragte die Wirtin, und die Augen funkelten ihr vor Neugier.

Käte gab keine Antwort. Vor ſich hinbrütend ſtierte ſie auf den Teppich: war das nun ſchlimmer — oder war das weniger ſchlimm? Konnte es nun nicht noch verhindert werden, nun, da ſie die Fährte hatte, oder war alles verloren?! Sie wußte es nicht; verſtändig überlegen konnte ſie überhaupt nicht mehr, nicht einmal mehr denken. Sie hatte nur den Trieb: hin, hin zu den Lämkes! Nur hin, ſo raſch wie möglich hin! Aufſpringend ſagte ſie haſtig: „Schon gut, ſchon gut — danke! Ah, es iſt alles in Ordnung!“ Und an der verdutzten Frau vorübereilend, haſtete ſie zur Tür und die Treppe hinunter. Gerade öffnete unten jemand von außen die verſchloſſene Haustür; ſo kam ſie hinaus.

Nun war ſie auf der Straße. So ganz allein hatte ſie um dieſe Zeit noch nie auf der Friedrichſtraße geſtanden; ihr Mann hatte ſie immer begleitet, und war ſie einmal allein ins Theater oder Konzert gegangen, hatte er ſie immer ſelber abgeholt oder mindeſtens von Friedrich abholen laſſen. Nun kam ſie's plötzlich wie eine Furcht an, trotzdem die ſchöne Straße taghell erleuchtet war.

So viele Männer, ſo viele Frauen! Wie ein Strom flutete es an Käte vorüber, ſie wurde mitgeriſſen. Gleich Wellen umwogten ſie Geſtalten — raſchelnde Frauenröcke, die ſtark nach Parfüm dufteten, und Herren, Männer, junge und alte, Greiſe und Jünglinge und kaum dem Knabenalter Entwachſene. Das war ja hier wie ein Korſo — was ſuchten die hier alle?! Das war alſo das vielgerühmte

und amüsante Nachtleben Berlins? Schrecklich war es, o, über alle Maßen abscheulich!

Alles sah Käte auf einmal nur aus dem einen Gesichtspunkt. Bisher war sie ja blind gewesen, ahnungslos wie ein Kind. Der Helm eines Schutzmanns tauchte auf. Sie floh dahin wie eine Gejagte: der konnte ja nicht sehen, daß sie graue Haare hatte, und daß sie eine Dame war! Der hielt sie vielleicht auch für eine solche, für eine von denen hier! Nur fort, fort!

Sie stürzte sich in eine Droschke, sie fiel mehr in den aufgerissenen Schlag, als daß sie hineinstieg. Mit zitternder Stimme nannte sie dem Kutscher ihre Adresse. Eine glühende Sehnsucht überkam sie plötzlich: nach Haus, nur nach Haus! Heim in ihr reinliches, geordnetes Haus, in die Mauern, die wie ein Schutz sie umgaben! Nein, er durfte nicht mehr herein in ihr reines Haus, seinen Schmutz nicht mit in dessen Räume tragen!

Ganz in eine Ecke geschmiegt, die zuckenden Lider krampfhaft zugepreßt, machte sie die weite Fahrt; heute kam ihr die schier endlos vor. Wie langsam fuhr die Droschke! Ach, was würde Paul sagen, er würde sich ängstigen, daß sie so spät kam!

Und Käte wünschte plötzlich, sich in die Arme ihres Mannes zu flüchten, Schutz zu suchen an seiner Brust. Daß sie gleich hatte zu Lämkes hingehen wollen, hatte sie ganz vergessen. Wie konnte sie auch, es war ja bald Mitternacht, und wer weiß, vielleicht traf sie da auch nur eine Mutter, ebenso unglücklich wie sie selber es war?! Verlorene Kinder — ach, man weiß nicht, was schrecklicher ist: verlorener Sohn — verlorene Tochter?!

Käte weinte bitterlich. Aber als die Tränen unter ihren geſchloſſenen Lidern ſich vorſtahlen und über ihre Wangen rannen, wurde ſie ruhiger. Nun, da ſie den großen Zug der Straße nicht mehr ſah, ihr nächtliches Wehen nicht mehr ſpürte, ſchwand ihre Furcht. Der Mut wuchs ihr wieder; und mit dem geſtärkten Mut wuchs ihr eine Erkenntnis: ſie war eben nur eine ſchwache und ängſtliche Frau, er aber war doch ein rüſtiger Junger, der ein Mann werden ſollte, ein ſtarker Schwimmer. Noch brauchte man nicht ganz zu verzweifeln!

Als die erſten Kiefern der ſtillen Kolonie rechts und links an ihr vorüberglitten und der Mondſchein ihr auf den Äſten ein reines Weiß zeigte, hatte Käte ihren Entſchluß gefaßt: morgen würde ſie zu Lämkes gehen und würde mit der Mutter ſprechen, und ihrem Manne würde ſie vorderhand noch nichts ſagen. Dieſelbe Scheu, die ſie jetzt ſo oft verſtummen ließ vor ihm, kam ſie jetzt wieder an: er würde ja doch nicht ſo empfinden, wie ſie empfand. Mit rauher Hand vielleicht würde er den Sohn anfaſſen, und das durfte nicht ſein; noch war ſie da und berufen, mit linder Hand dem Strauchelnden zu helfen!

Ganz ruhig ſchritt Käte ihrem Manne entgegen, ſo gelaſſen, daß er ihr nichts anmerkte. Aber als ſie am nächſten Tag den Weg zu Lämkes antrat, klopfte ihr Herz doch wieder ſo zitternd-unruhig wie vordem. Den ganzen Morgen hatte ſie gegen Scheu und Kleinmut gerungen; nun war es darüber faſt Mittag geworden. Paul hatte ihr beim Frühſtück erzählt, daß Wolfgang geſtern gar nicht ins Geſchäft gekommen, nachdem er den Tag vorher auch nur ganz kurz dageweſen ſei. „Ich weiß nicht, was mit dem Jungen

los iſt," hatte er geſagt. „Ich bin zu ärgerlich auf ihn. Aber man müßte ſich doch wohl mal um ihn kümmern!" „Das werde ich auch," hatte ſie darauf geantwortet.

Die Füße trugen ſie kaum, als ſie langſam ihren Weg ſchlich, zuletzt aber lief ſie faſt: er war doch ihr Kind lange, lange Jahre geweſen, und ſie hatte einen Teil der Verantwortung! Sie fragte ſich jetzt nicht mehr, wie ſie eigentlich bei Frau Lämke die Unterredung beginnen ſollte, ſie hoffte, daß der Augenblick ihr das rechte Wort geben werde.

So tappte ſie die dunklen Stufen zu Lämkes Portierwohnung hinab und klopfte und trat zugleich ein, ohne das Herein abgewartet zu haben.

Frau Lämke wiſchte gerade den Boden auf, der Schrubber entfiel ihrer Hand, geſchwind ließ ſie ihr rundum hochgenommenes Kleid herab: die gnädige Frau, die Frau Schlieben?! Was wollte die denn bei ihr?! Das blaſſe, mager gewordene Geſicht mit den harmloſen Augen blickte die Eintretende völlig verdutzt an.

„Guten Tag, Frau Lämke," ſagte Käte ganz freundlich. „Iſt Ihre Tochter Frida zu Haus? Ich muß ſie ſprechen!"

„Nee, Frida is nich zu Hauſe!" Die Lämke blickte noch verdutzter: was wollte die gnädige Frau denn von Frida? Um die hatte ſie ſich noch nie gekümmert! „Frida is ins Jeſchäft!"

„So? Wiſſen Sie das ganz genau?"

Es lag etwas Anzügliches in dieſer Art des Fragens, aber Frau Lämke merkte nichts in ihrer Harmloſigkeit. „Frida is immer noch nich aus's Jeſchäft zurück um die Zeit, aber in 'ne kleine halbe Stunde kann ſe woll hier ſein. Se hat zwei Stunden Mittag; Abend kommt ſe erſt

jejen zehne, denn um neune machen je man erſt zu. Aber wenn je nach Tiſche mal bei die gnädige Frau vorkommen ſoll," — Frau Lämke war zu neugierig: was wollte die bloß von Frida? — „recht jerne!"

„Sie kommt in einer halben Stunde, ſagen Sie?"

„Jawoll! Es preſſiert ihr immer ſehr, daß je bei Muttern kommt — un denn der Hunger!"

„Wenn Sie geſtatten, werde ich auf ſie warten," ſagte Käte.

„Bitte, nehmen Sie jefälligſt Platz!" Eilfertig wiſchte Frau Lämke mit ihrer Schürze über einen Stuhl: das war doch immerhin eine Ehre, daß Wolfgangs Mutter zu Frida hier in den Keller kam! Und mit einer Stimme, der man den herzlichen Anteil anmerkte, fragte ſie: „Wie jeht's denn dem jungen Herrn, wenn ich fragen darf, is er denn recht munter?"

Käte blieb die Antwort ſchuldig: das war denn doch eine zu große Frechheit, eine ganz unglaubliche Frechheit! Wie konnte die nur ſo unverfroren fragen?! Aber dann kam ihr auf einmal ein Zweifel: wußte die denn überhaupt etwas? Sie ſah in die harmloſen Augen. Dieſe hier war wohl auch hintergangen, wie ſie hintergangen worden war! Sie hatte nicht das Herz, ein aufklärendes Wort zu ſprechen — arme Mutter! So nickte ſie nur und ſagte ausweichend: „Danke!"

Sie ſchwiegen, beide in einer gewiſſen Verlegenheit. Frau Lämke ſchälte Kartoffeln zum Mittag und ſetzte ſie auf und warf ab und zu einen verſtohlenen Blick auf die wartende Dame. Käte war blaß und gähnte verſtohlen, ihrer Aufregung war eine ungeheure Abſpannung gefolgt. Sie wartete ja vergeblich! Und dieſe Mutter hier würde

heute auch vergeblich warten! Das Mädchen, dieſe heuchleriſche Kreatur, kam ja nicht! Wie Wut packte es Käte, wenn ſie an des Mädchens blondes Haar dachte. Das hatte ihren Jungen verführt, ihn umſtrickt — nun kam er vielleicht nicht mehr los! ‚Immer deine — deine Frida Lämke‘ — ein Schmollen war in dem Brief geweſen, wahrſcheinlich hat er ſich zurückziehen wollen, aber — ‚wenn du nicht kommſt, komme ich zu dir‘ — o, die würde ſich wohl hüten, ihn loszulaſſen, die hielt feſt!

Käte glaubte nicht mehr daran, daß Frida Lämke nach Hauſe kommen würde. Es ging ſchon auf zwei Uhr: die Mutter log, die ſteckte vielleicht doch mit unter der Decke!

Aber jetzt fuhr Käte zuſammen, ein Tritt ließ ſich auf der Kellertreppe vernehmen, bei dem die Mutter erfreut ſagte: „Das 's Frida!“

Draußen trällerte ein Liedchen — nun ging die Tür auf.

Frida Lämke trug jetzt ſtatt des kleinen Matroſenſtrohhutes ein dunkles Pelzbarett auf den blonden Haaren; der Pelz war unecht, aber ſie hatte ein paar Taubenflügel an der Seite ſtecken, und das Mützchen ſaß ihr ſchick über dem kecken Geſicht.

In höchſter Erregung ſtand Käte; ſie war aufgeſprungen und ſah das Mädchen an mit brennenden Augen. Da war ſie — wahrhaftig — doch gekommen! Die war hier — aber Wolfgang, wo war der?! Sie ſchrie förmlich das Mädchen an: „Wiſſen Sie, wo mein Sohn iſt — Wolfgang — Wolfgang Schlieben?!“

Der überraſchten Frida roſiges Geſicht wurde blaß. Sie wollte etwas ſagen, ſtotterte, ſtockte, biß ſich dann auf

die Lippen und wurde dunkelrot. „Woher ſoll ich das wiſſen? Ich weiß doch nicht!“

„Sie wiſſen es wohl! Lügen Sie doch nicht!“ Mit Heftigkeit faßte die Frau Frida bei beiden Armen. Ins blonde Haar hätte ſie ihr greifen mögen und beim Dranreißen laut ſchreien: ‚Mein Junge! Gib mir meinen Jungen wieder!‘ Aber ſie fand nicht die Kraft, dieſe ſchlanken Mädchenarme ſo lange zu ſchütteln und zu rütteln, bis ein Bekenntnis herausgezwungen war.

Die blauen Augen Fridas hatten ſie ganz offen angeſehen, vollſtändig freimütig, wenn auch eine leiſe Unruhe in dem Blicke lag. „Ich habe ihn lange nicht jeſehen, jnädige Frau,“ ſagte Frida ehrlich! Und dann ward ihr Ton leiſer, eine gewiſſe Beſorgnis lag darin: „Sonſt kam er wohl, aber jetzt kommt er jar nich mehr — nich wahr, Mutter?!“

Frau Lämke ſchüttelte den Kopf: „Nee, jar nich mehr!“ Ihr war gar nicht recht wohl zumute, das kam ihr alles ſo ſeltſam vor: Frau Schlieben hier im Keller, und was wollte die denn von Frida?! Da ging was vor, da war was nicht richtig! Aber was auch immer ſein mochte, ihre Frida war unſchuldig, das mußte Frau Schlieben wiſſen! Und ſo faßte ſie ſich denn ein Herz: „Wenn Sie etwa jlauben, jnädige Frau, daß da meine Frida mittenmank is, da irren Se ſich aber! Meine Frida jeht ſchonſt lange mit dem Flebbe — Hans Flebbe, dem Sohn vom Kutſcher, er is nu Matrialiſt — un überhaupt, Frida is 'n anſtändijet Mächen — was denken Sie wohl von meiner Tochter? Herrje, det 's aber immer ſo, 'n Mächen aus unſerm Stande, die kann ja nich anſtändig ſein, nee!“ Die gekränkte Mutter wurde jetzt geradezu ausfallend.

„Meine Frida war 'ne ſehr jute Freundin von Ihren Wolfjang, un ich bin ihn ja ooch janz jut — als ich in 'n Sommer ſo elend war, hat er mir doch fufzig Mark jeſchickt, daß ich konnte nach Fangſchleuſe ziehn, drei Wochen, un mir erholen — aber nu ſoll er mir mal wieder kommen, 'raus ſchmeiß ich ihn, den Bengel!" In ihrer unbeſtimmten Angſt, daß man ihrer Frida etwas nachſagen könnte, wurde ihr blaſſes Geſicht heiß und rot.

Frida flog auf ſie zu und faßte ſie mit einem Arm um die Schultern: „Ärjere dich doch nich, Mutter! Du ſollſt dich doch nich aufregen, ſonſt ſchlägt's dir wieder auf 'n Magen!"

Frida wurde jetzt ganz energiſch; ihre Mutter noch immer um die Schultern gefaßt haltend, drehte ſie den blonden Kopf nach Frau Schlieben: „Jnädige Frau, da müſſen Sie ſich ſchon an 'ne andre Adreſſe wenden. Ich kann Ihnen nichts über Ihren Herrn Sohn ſagen. Mutter un ich haben noch neulich drüber jeſprochen, daß er nu jar nich mehr kommt. Un ich habe ihm noch jerade 'n Briefchen jeſchrieben, er ſoll uns doch mal beſuchen — weil ich ihn doch ewig nich jeſehen hatte und — und — na, weil er doch ſonſt jerne mit mir zuſammen war! Aber er hat mir jar nich drauf jeantwortet. Ich habe ihm doch niſcht jetan! Er hat ſich aber ebent ſehr verändert!" Sie ſetzte eine altkluge Miene auf: „Jnädige Frau, ich jlaube, es wäre doch beſſer, wenn er noch bei Ihnen wohnte!"

Käte ſah ſie ſtarr an: was ahnte die — was wußte die — wußte die überhaupt etwas?! Zweifel ſtiegen in ihr auf, und dann kam ihr die Gewißheit: dieſes Mädchen hier war harmlos, ſonſt hätte es ſo nicht ſprechen können! Die Abgeſeimteſte konnte ſo treuherzig nicht dreinblicken! Und ſie

geſtand es ja auch ganz von ſelber offen ein, daß ſie neulich an Wolfgang geſchrieben hatte — nein, ſo ſchlecht war die hier nicht, eine andere mit blondem Haar mußte es ſein! Aber wo war die zu ſuchen — wo, wo Wolfgang zu finden?!

Und die Hände wie abbittend gegen das Mädchen hebend, ſagte ſie in einem jammervollen Ton: „Aber wiſſen Sie denn gar nicht, haben Sie denn gar keine Ahnung, wo er hin ſein könnte? Geſtern waren es zwei Tage, daß er fort iſt — verſchwunden — ganz verſchwunden, ſeine Wirtin weiß nicht, wohin!“

„Ganz fort — ſeit zwei Tagen ſchon?!“ Frida riß die Augen weit auf.

„Ich ſagte es Ihnen ja ſchon — darum frage ich Sie ja — er iſt fort, ganz fort!“

Eine wilde Ungeduld kam über die Mutter, und zugleich die ganze Erkenntnis ihrer peinvollen Lage, ſie ſchlug die Hände vors Geſicht und ſtöhnte laut auf.

Mutter und Tochter Lämke wechſelten mitleidsvolle Blicke. Frida wurde blaß und rot, es war, als ob ſich ihr etwas auf die Lippen drängen wollte, aber ſie ſchwieg doch.

„Schlecht is er aber doch nich, nee, ſchlecht is er nich,“ flüſterte Frau Lämke.

„Wer ſagt, daß er ſchlecht iſt?!“ Käte fuhr auf, ließ die Hände vom Geſicht ſinken; der ganze Gram langer Jahre und die ganze Hoffnungsloſigkeit lag in ihrem Ton: „Verführt iſt er, verirrt, — verloren, verloren!“

Frida weinte laut heraus: „Ach, ſagen Sie das nich! Er findet ſich wieder an, er findet ſich jewiß wieder an! Wenn ich nur —“ ſie ſtockte und zog die Stirn zuſammen im Nachdenken — „ſicher wüßte!“

„Helfen Sie mir! Ach, können Sie mir nicht helfen?!“

Frau Lämke ſchlug bei dieſem „Helfen Sie mir‘ der armen Frau die Hände zuſammen und zitterte vor Erregtheit: wenn eine das an ihrem Kind erleben muß, an einem Kinde, das ſie mit Schmerzen geboren hat! Allen Reſpekt außer acht laſſend, wankte ſie auf Käte zu und faßte deren kalte, ſchlaff herunterhängende Hand: „Jotte doch, es tut mir ſo leid, ſo ſchrecklich leid! Aber tröſten Se ſich man! Wiſſen Se, ’ne Mutter hat doch ſo ’ne Kraft, ſo was janz Beſonderes, ’n Kind verjißt ihr doch nie janz!“ Und ſie lächelte in einer gewiſſen Sicherheit.

„Er iſt ja nicht mein Sohn — mein eigner Sohn nicht — ich bin ja gar nicht ſeine wirkliche Mutter!“ Was Käte noch nie eingeſtanden hatte, jetzt geſtand ſie es ein. Die Angſt preßte ihr’s heraus und die Hoffnung, daß dieſe Frau hier ſagen würde: ‚Auch ſolch eine Mutter wird nicht vergeſſen, ſicher nicht!‘

Aber Frau Lämke ſagte das nicht. Zweifelnd ſah ſie drein und ſchüttelte den Kopf: daran hatte ſie eben für einen Augenblick gar nicht gedacht, daß die ja Wolfgangs richtige Mutter garnicht war!

Trübes Schweigen war im Raum. Nur ein zitterndes Atmen war vernehmbar, bis endlich Frida, mit ihrer hellen Stimme die lähmende Stille durchbrechend, fragte: „Sind Sie denn heute auch ſchon bei der Wirtin jeweſen?! Nee!?“ Käte hatte ſtumm verneint. „Na, denn, jnädige Frau — geſtern waren’s zwei Tage, ſagen Sie? — denn kann er aber doch heute wieder jekommen ſein! Man muß doch mal wieder nachfragen! Soll ich mal raſch hinjehn?!“

Und ſchon war ſie an der Türe, hörte gar nicht, daß

die Mutter ihr nachrief: „Frida, Frida, doch man erſt 'n Happen eſſen, du haſt ja noch jar nich Mittag jejeſſen!“ ſondern lief die Kellerſtufen hinan in gutmütiger Haſt und mitleidsvoller Teilnahme.

Käte lief hinter ihr drein. —

Aber ſie erhielten in der Friedrichſtraße keine andre Auskunft. Die Zimmer waren zwar geheizt, Staub gewiſcht, ſogar der Frühſtückstiſch gedeckt, als ſollte der junge Herr jeden Augenblick eintreten — die Wirtin erhoffte ein beſonderes Lob ihrer Fürſorge —, aber der junge Herr war wieder nicht erſchienen.

* * *

Käte Schlieben lag krank. Der Sanitätsrat zuckte die Achſeln: da war nicht viel zu machen, es war eine vollſtändige Apathie. Wenn nur etwas käme und ſie aufrüttelte, etwas, für das es ihr verlohnen würde, ſich aufzuraffen, dann würde es ſchon wieder werden! Vorderhand verordnete er Kräftigungsmittel — der Puls war ja ſo ſchlecht — alle Stunden einen Teelöffel Puro, Fleiſchgelee, Eier, Milch, Auſtern und dergleichen.

Am Bett ſeiner Frau ſaß Schlieben, er war eben aus der Stadt nach Hauſe gekommen. Nun ſaß er da, den Kopf geſenkt, die Stirn in Falten gezogen.

„Noch immer nichts von ihm — was ſagte die Frau — gar nichts von ihm?“ hatte Käte eben mit verlöſchender Stimme geflüſtert.

Er ſagte nur: „Wir werden uns nun doch an die Polizei wenden müſſen!“

„Nein, nein, nicht an die Polizei! Ihn ſuchen laſſen, wie einen Verbrecher?! Du biſt ſchrecklich, Paul! Schweig doch, Paul!“ Ihre anfänglich ſo ſchwache Stimme war faſt ſchreiend geworden.

Er zuckte die Achſeln: „Es wird uns nichts übrig bleiben,“ und blickte bekümmert ſie an und dann ſtumm vor ſich nieder.

Ihm war, als könne er ſein Unglück nicht überſehen, als ſei das ganz unüberblickbar. Acht Tage waren es nun her, daß Wolfgang fort war — ſchrecklich, ſchrecklich, was dieſer Menſch ihnen für Sorgen machte! Aber größere Sorgen machte ihm ſeine Frau. Wie ſollte das enden?! Dieſe geſteigerte Nervoſität war gefährlich; und dabei auch dieſer Kräfteverfall! Käte war nie eine Rieſin geweſen, aber nun wurde ſie ſo dünn, ſo mager; in den acht Tagen war ihre Hand, die da ſo matt auf der Decke lag, geradezu durchſichtig geworden. Ach, und ihr Haar ſo grau!

Mit traurigen Blicken ſuchte der Ehemann im Geſicht ſeiner Frau die einſtige Schönheit: zu viel Falten, zu viel eingegrabene Linien, Furchen, die der Pflug des Grams gezogen hatte! Er mußte weinen; das kam ihm doch zu hart an, ſie ſo zu ſehen. Den Kopf von ihr abwendend, beſchattete er die Augen mit der Hand.

So ſaß er ſtumm und rührte ſich nicht, und ſie rührte ſich auch nicht, lag, als ob ſie ſchliefe.

Da klopfte es. Erſchrocken ſah Schlieben nach der Kranken hin: war ſie nun geſtört worden? Aber ſie hob die Lider nicht.

Auf den Zehen ging er zur Tür und öffnete. Friedrich brachte die Poſt, allerhand Briefe und Zeitungen.

Nur aus Gewohnheit griff Schlieben danach, es intereſſierte ihn jetzt alles ſo wenig. Die erſten paar Tage nach Wolfgangs Verſchwinden hatte Käte immer gezittert, es möchte etwas von ihm in der Zeitung ſtehen, die ſchrecklichſten Befürchtungen hatten ſie gequält; jetzt fragte ſie nicht mehr. Aber nun zitterte der Mann tief im Innern, obgleich er ſich ſelber hart zu machen ſtrebte: was würde man noch erleben müſſen?! Keine Zeitung faßte er an, ohne eine gewiſſe Scheu.

„Knittere doch nicht ſo unerträglich," ſagte die ſchwache Frau gereizt. Da erhob er ſich, um aus dem Zimmer zu ſchleichen — es war beſſer, er ging, ſie mochte ſeine Nähe nicht! Doch ſein Blick fiel auf einen der Briefe. Was war denn das für eine unausgeſchriebene, noch ſchulmäßige Handſchrift? Wohl ein Bettelbrief? Er war an ſeine Frau gerichtet, aber ſie machte ja jetzt keine Briefe auf; dazu drängte es ihn förmlich, dieſen, gerade dieſen Brief zu öffnen. Es war nicht Neugier, ihm war, als müſſe er es tun.

Er öffnete den Brief, raſcher, als es ſonſt ſeine Art war. Das hatte eine Frau geſchrieben, ein Mädchen ſicherlich — es waren ganz unausgeprägte, finzlige Buchſtaben. Und das Beſtreben war auffällig, die Handſchrift zu verſtellen.

‚Wenn Sie was über Ihren Sohn erfahren wollen, müſſen Sie Puttkammerſtraße gehn, 140, und aufpaſſen, drei Treppen hoch im Hof, Seitenflügel links, wo Knappe an der Klingel ſteht. Da wohnt ſie!'

Eine Namenunterſchrift war nicht vorhanden, nur: ‚Eine gute Freundin' — ſtand darunter.

Schlieben hatte das Gefühl, als brenne ihm das Papier die Finger — geringes Papier, aber zartrosa und nach parfümierter, billiger Seife riechend — ein anonymer Brief, pfui! Was sollte ihnen der Wisch?! Schon wollte er ihn zusammenknittern, da rief Kätes Stimme vom Bett her: „Was hast du da, Paul? Einen Brief? Zeig mal her!“

Und als er sich ihr nur langsam, zögernd näherte, richtete sie sich auf und riß ihm den Brief aus der Hand. Sie las und schrie laut auf: „Den hat die Lämke geschrieben! Ich bin sicher, er ist von ihr. Sie wollte ihn ja suchen — und ihr Bruder, ihr Bräutigam — sie werden ihn gefunden haben! Puttkammerstraße — wo ist die? 140, da müssen wir hin! Gleich, sofort! Klingle dem Mädchen! Meine Schuhe, meine Sachen — ach, ich kann ja gar nichts finden! So klingle doch! Sie soll mich frisieren — ach, laß nur, ich kann ja schon alles allein!“

Sie war aus dem Bett gesprungen in zitternder Hast; nun saß sie schon vor dem Toilettentisch und kämmte selber ihr langes Haar. Es war verwirrt vom Bettliegen, aber sie riß den Kamm hindurch mit unbarmherziger Eile.

„Daß wir nicht zu spät kommen! Wir müssen uns eilen. Da ist er sicher, da ist er ganz sicher! Was stehst du noch und siehst mich so an? Mach dich doch fertig! Ich bin gleich fertig, wir können gleich gehen. Paul, lieber Paul, wir werden ihn da gewiß finden — o Gott!“ Sie faßte um sich, von einem Schwindel der Schwäche ergriffen, aber ihr Wille überwand die Schwäche. Nun stand sie ganz fest auf den Füßen.

Niemand würde es glauben, daß ſie eben noch wie eine ganz Hilfloſe dagelegen hatte! Schlieben wagte es nicht, ihr zu widerſtreben: was ſollte auch noch Schlimmeres kommen?! Schlimmer, wie es jetzt geweſen war, konnte es nicht mehr werden, und wenigſtens konnte ſie ihm dann nicht mehr vorwerfen, er hätte den Jungen nicht lieb gehabt!

Als ſie nach kaum einer halben Stunde den Wagen beſtiegen, den Friedrich herbeitelephoniert hatte, war ſie weniger blaß und ſah weniger alt aus als er.

XVII

Wenn Frida Lämke jetzt Wolfgang Schlieben begegnete, ſchlug ſie die Augen nieder, und er tat, als ſähe er ſie nicht. Er war böſe auf ſie: verdammte kleine Krabbe, die ihn verraten hatte! Nur ſie, ſie allein konnte die Eltern auf ſeine Spur gehetzt haben! Wie hätten die ſonſt eine Ahnung gehabt? Er hätte ſich prügeln mögen, daß er dieſer Schlange einmal Andeutungen über ſeine Bekanntſchaft in der Puttkammerſtraße gemacht hatte. Die Frida mit ihrer Freundſchaft, die ſollte ihm noch mal von Freundſchaft reden! Pah, Weiber überhaupt, die waren alle nichts wert!

Eine grimmige Weiberverachtung hatte den jungen

Menſchen gepackt. Er hätte ihnen allen am liebſten ins Geſicht geſpien — alles feile Kreaturen —, er kannte ſie jetzt, zur Genüge, ja bis zum Ekel!

Der noch nicht Neunzehnjährige fühlte ſich müde und alt; ſeltſam müde. Wenn Wolfgang an die letztvergangene Zeit zurückdachte, kam ſie ihm vor wie ein Traum; jetzt, da die Zimmer in der Friedrichſtraße aufgegeben waren und er wieder bei den Eltern wohnte, jetzt ſogar wie ein böſer Traum. Und wenn er dann Frida Lämke begegnete — das ließ ſich nicht vermeiden, nun er regelmäßig herein- und herausfuhr zu den Bureauſtunden —, gab es ihm jedesmal einen Stich durchs Herz. Er grüßte ſie nicht einmal, ſelbſt dazu konnte er ſich nicht überwinden.

Wenn er doch nur den Druck abſchütteln könnte, den er auf ſich fühlte! Sie taten ihm doch nichts — nein, ſie waren ſogar ſehr gut —, aber er hatte doch immer das Gefühl, nur gelitten zu ſein. Das reizte ihn und machte ihn zugleich traurig. Vorwürfe hatten ſie ihm nicht gemacht, würden ſie ihm wohl auch nicht machen, aber der Vater war ſtets ernſt, zurückhaltend, und der Mutter Blick hatte geradezu etwas Quälendes. Ein krankhaftes Mißtrauen erfüllte ihn: warum ſagten ſie ihm nicht lieber, daß ſie ihn verachteten?!

In Nächten, in denen Wolfgang nicht ſchlafen konnte, plagte ihn etwas, das faſt Reue war. Dann klopfte ſein Herz heftig, flatterte förmlich, er mußte ſich im Bett aufſetzen — das Liegen konnte er nicht ertragen — und nach Atem ringen. Mit ängſtlich aufgeriſſenen Augen ſtierte er dann ins Dunkel: ach, was war das für ein ſcheußlicher Zuſtand! Am Morgen, wenn der Anfall vorüber

war — dieſer ‚moraliſche Kater‘, wie er ihn ſpöttiſch benannte — ärgerte er ſich über ſeine Sentimentalität. Was hatte er denn Schlimmes getan? Nichts andres, als was hundert andere junge Leute auch tun, nur daß die nicht ſo dumm waren wie er! Dieſe Frida, dieſe verwünſchte Klätſcherin! Er hätte ſie erwürgen können.

Nach den ſchlechten Nächten war Wolfgang dann noch unliebenswürdiger, noch wortkarger, noch verdroſſener, noch in ſich verſchloſſener. Und noch elender ſah er aus.

‚Er iſt reduziert!‘ ſagte ſich Schlieben. Er ſagte es nicht zu ſeiner Frau — wozu die noch mehr aufregen? — denn daß ſie ſich beunruhigte, das zeigte ihm die Art, wie ſie Wolfgang umſorgte. Nicht mit Worten, nicht mit Liebkoſungen, die Zeiten waren vorbei; aber eine beſondere Sorgfalt legte ſie auf ſeine Ernährung, er wurde förmlich gepäppelt. Ein Menſch in ſeinen Jahren müßte doch ganz anders bei Kräften ſein! Der Rücken ſchien nicht mehr ſo breit, die Bruſt nicht mehr ſo gewölbt, die ſchwarzen Augen lagen dunkel umrandet in ihren Höhlen. Die Haltung war ſchlecht, die Stimmung noch ſchlechter. Die Stimmung, ja die Stimmung! Die war die Wurzel alles Übels, aber da konnte keine Pflege helfen und auch kein Medikament. Der junge Menſch war eben unzufrieden mit ſich, war's ein Wunder?! Er ſchämte ſich!

Und vor Schliebens Augen ſtand die Situation grauſam deutlich, in der er ihn gefunden hatte.

Er hatte Käte unten warten laſſen — ſie hatte zwar durchaus mit hinaufgewollt, aber er hatte darauf beſtanden, ſie mußte unten auf dem Hof, auf dieſem engen, dunklen Hof, der nach Moder und Müllſtaub roch, ſtehen

bleiben — er war allein hinaufgegangen. Drei Treppen. Sie waren ihm unendlich steil vorgekommen, noch nie hatte ihm Treppensteigen so die Kniee angestrengt. Da stand ‚Knappe'. Er hatte an die Klingel gerührt — hei, wie fuhr er zusammen, als sie so schrillte. Was wollte er denn eigentlich hier?! Auf einen anonymen Brief hin drang er zu fremden Leuten ein, in eine fremde Wohnung, er, Paul Schlieben?! Das Blut stieg ihm zu Kopf — da hatte schon die Person geöffnet, in einem hellblauen Schlafrock, gar nicht mehr jung, aber üppig, mit gutmütigen Augen. Und er hatte einen eleganten Überzieher und einen feinen Filzhut im Entree hängen sehen beim Schein des erbärmlichen Küchenlämpchens, das den selbst am Mittag stockdunklen Flur erhellte, und erkannte in ihnen Wolfgangs Sachen. Also wirklich, er war hier?! Hier?! Der anonyme Brief log also doch nicht?!

Was er dann getan hatte, wußte er selber nicht mehr genau; er wußte nur, er war Geld losgeworden. Und dann hatte er den jungen Menschen beim Arm die Treppe hinuntergeführt, das heißt, mehr geschleppt als geführt. In halber Höhe schon war ihnen Käte entgegengekommen, es hatte ihr da unten zu lange gedauert, Kinder mit offenen Mäulern hatten sich um sie versammelt, und aus den Fenstern hatten Weiber auf sie herabgespäht. Sie war fast verzweifelt: warum blieb Paul denn so entsetzlich lange?! Sie hatte ja keine Ahnung, daß er den Sohn erst aus einem bleiernen Schlaf in einem unordentlichen Bett erwecken mußte. Das durfte sie auch nie, nie erfahren!

Nun hatten sie ihn wieder zu Hause, aber war's eine

Freude? Darauf mußte Schlieben ſich, und wäre er noch ſo verſöhnlich geſtimmt geweſen, noch ſo vergebungsbereit, mit einem ſchroffen ‚Nein‘ antworten. Hier erblühte ihnen keine Freude mehr. Vielleicht, daß ſie ſpäter, ganz ſpäter, noch einmal welche an ihm erlebten! Vorerſt war es das beſte, daß der junge Menſch zum Militär kam!

Zum erſten April ſollte Wolfgang eintreten, darauf ſetzte Schlieben die letzte Hoffnung.

Wolfgang hatte immer gewünſcht, bei den Rathenower Huſaren zu dienen, aber nach den letzten Erfahrungen hielt Schlieben es für angemeſſener, ihn ganz ſolide bei der Infanterie eintreten zu laſſen.

Früher würde der Sohn heftigen Widerſpruch erhoben haben — Kavallerie mußte es ſein, auf jeden Fall — jetzt fiel ihm das gar nicht mehr ein. Wenn denn gedient ſein mußte, war es ganz gleichgiltig wo; er war todmüde. Er hatte nur den Wunſch, ſich einmal ganz ausſchlafen zu können. Kullrich war tot — gegen Weihnachten hatte der trauernde Vater ihm aus Görbersdorf die Anzeige geſchickt — und er? Er hatte zu viele Nächte verbummelt. —

Es war ein Schlag für Schlieben, daß Wolfgang nicht zum Militär genommen wurde. ‚Untauglich‘ — ein hartes Wort — und warum untauglich?!

‚Schwerer Herzfehler —‘ die Eltern laſen's mit Augen, die falſch zu leſen glaubten und es doch richtig laſen.

Wolfgang war ſehr abgeſpannt von der Unterſuchung nach Hauſe gekommen, aber er zeigte ſich nun weiter nicht aufgeregt über ſeine Untauglichkeit. Er zeigte es nicht — aber ob er es nicht doch war?!

Der Sanitätsrat zwar, nachdem auch er ihn unterſucht hatte, verſuchte alles ſo tröſtlich als möglich hinzuſtellen: „Herzfehler, lieber Gott, Herzfehler! Es gibt ja gar keinen Menſchen, der ein ganz normales Herz hat! Wenn Sie ſich ein bißchen danach halten, Wolfgang, und ſolide leben, können Sie ſteinalt dabei werden!“

Der junge Menſch ſagte kein Wort hierauf.

Schliebens überſchütteten ihren Arzt mit Vorwürfen: warum hatte er ihnen das nicht längſt geſagt? Er mußte das doch wiſſen! Warum hatte er ſie ſo im Unklaren gelaſſen?!

Hofmann verteidigte ſich: hatte er denn nicht immer und immer wieder zur Vorſicht gemahnt?! Seit dem Scharlach damals hatte er für des Jungen Herz gefürchtet und das auch nicht verhehlt. Aber freilich, daß ſich die Sache ſo ſchnell verſchlimmern würde, hatte auch er nicht gedacht. Der Junge hatte eben zu ſehr drauf los gelebt!

‚Schwerer Herzfehler‘ — das war wie ein Todesurteil. Wolfgang ſtreckte die Waffen. Auf einmal fühlte er nicht mehr die Kraft in ſich, gegen dieſe nächtlichen Anfälle anzukämpfen. Was er früher, ehe er das wußte, ganz für ſich allein in ſeinem Bett, ſelbſt ohne Licht anzuzünden, abgemacht hatte, das trieb ihn jetzt auf die Füße. Es trieb ihn ans Fenſter — er riß es auf — trieb ihn in der Stube umher, bis er endlich, völlig ermattet, im Lehnſtuhl Ruhe fand. Das trieb ihn ſogar, bei den Eltern anzuklopfen: „Schlaft ihr? Ich habe ſolche Angſt! Wacht doch mit mir!“

— — — — — — — — — — — — — —

Wochenlang waren es böſe Nächte geweſen. Wolf-

gang hatte gelitten, und die Mutter mit ihm. Wie konnte ſie ſchlafen, wenn ſie wußte, das nebenan jemand ſich quälte?!

Nun ging es wieder beſſer. Die Medikamente des alten Freundes hatten gewirkt, und Wolfgang hatte eine regelrechte Kur durchgemacht: Bäder, Abreibungen, Maſſage, beſondere Diät. Nun konnte man ganz zufrieden mit dem Erfolge ſein. Beſonders das ſtreng geregelte Leben hatte ihm gut getan; das Körpergewicht hatte wieder zugenommen, ſein Auge war glanzvoller, ſeine Geſichtsfarbe friſcher. Sie hatten alle die größte Zuverſicht — nur einer nicht. Dieſer eine hatte eben keinen Willen zum Leben mehr. —

Der April war rauh und ſtürmiſch, ganz außergewöhnlich kalt; es war nicht möglich, daß der Rekonvaleszent ſoviel im Freien ſein konnte als wünſchenswert war, beſonders da warmmachende Bewegungen, wie Tennis, Radfahren, Reiten, für ihn noch zu ermüdend waren. Der Arzt ſchlug vor, Wolfgang nach der Riviera zu ſchicken. Wenn auch dort nur noch ein paar Wochen blieben, bis es zu heiß wurde, die würden ſchon genügen.

Schlieben war ſofort bereit, den jungen Mann reiſen zu laſſen: wenn's ihm gut tat, nun natürlich! Käte erbot ſich, mitzureiſen.

„Aber warum denn, liebſte Frau? Der Junge kann ganz gut allein reiſen," verſicherte der Sanitätsrat.

Aber ſie beſtand darauf, ſie wollte ihn begleiten. Jetzt war's nicht mehr die Beſorgnis, er könne ihr verloren gehen: es war ihre Pflicht ſo, ſie mußte ihn begleiten, ſelbſt wenn ſie es nicht gern getan hätte. Und ein wenig eigne Luſt, ſich ganz heimlich, ihr ſelber unbe-

wußt, in ihr regend, kam auch noch dazu. Sie wußte ja so gut Beſcheid im Süden — wenn ſie zum Beiſpiel nach Seſtri gingen? Fragend ſah ſie ihren Mann an. Hatten ſie nicht dort an der Riviera Levante einſt wahrhaft glückliche Tage verlebt? Dort am blauen Meer, wo die breiten Pinien grüner und ſchattender ſtehen, als tiefer im Süden die Palmen, wo die Luft bei aller Milde etwas Herbes und Erfriſchendes hat, wo nichts Schlaffes iſt, lauter Belebung!

Er lächelte: gewiß, ſie konnten ja dahin reiſen! Ach, er freute ſich ja ſo über den doch noch nicht gänzlich verlöſchten Enthuſiasmus ſeiner Frau.

Am Nachmittag vor der Abreiſe kramte Wolfgang lange in ſeinem Zimmer. Käte, die beſorgt war, daß er ſich beim Packen zu ſehr anſtrengen könnte, hatte ihm Friedrich zu Hilfe geſchickt. Aber dieſer kam bald wieder herunter: „Der junge Herr will's alleine machen!"

Als Wolfgang das Letzte in ſeinen Koffer gelegt hatte, ſah er ſich nachdenklich im Zimmer um. Hier war er nun aufgewachſen, hier dieſes Zimmer hatte er oft als einen Käfig betrachtet — ob er nun wieder in dieſen zurückkehrte?!

— — Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige ſuchen wir — —

Drüben hing, ſchön gerahmt, ſein Konfirmationsſpruch an der Wand. Lange nicht geleſen. Jetzt las er ihn wieder; leicht lächelnd, ein bißchen ſpöttiſch, und ein bißchen wehmütig. Ja, er würde wieder hier hinein zurückflattern, er war eben an den Käfig gewöhnt!

Und nun beſchloß er, als allerletztes, noch etwas Übriges zu tun, und — zu Frida zu gehen. —

Frau Lämke war ſprachlos vor Staunen, faſt erſchrocken, als ſie gegen die Zeit, in der ihre Frida gewöhnlich nach Hauſe zu kommen pflegte, den jungen Herrn Schlieben bei ſich eintreten ſah. Sie ſtotterte vor Verlegenheit: „Nee, Frida is noch nich zu Hauſe — un Artur is auch nich hier — un Vater is oben in die Loge — aber wenn Sie ſo lange — ſo lange — bei mir vorlieb nehmen wollen!“ Sie ſchob ihm mit großem Gerappel einen Stuhl hin.

Er rückte ſich den Stuhl dicht an den Tiſch heran, an dem ſie genäht hatte. Nun ſaß er wieder hier wie einſt. Und er entſann ſich ganz deutlich jener erſten Einladung zu Lämkes — Fridas zehnter Geburtstag war's geweſen — da hatte er hier geſeſſen mit den Kindern, und der Kaffee und die Kuchenſchnecken hatten ihm ſo köſtlich geſchmeckt.

Und eine Menge von Erinnerungen kamen ihm noch — lauter nette Erinnerungen — aber doch wollte kein rechtes Geſpräch mehr zwiſchen ihm und Frau Lämke zuſtande kommen. Fühlte er eine Beklemmung vor dem Wiederſehen mit Frida? Oder was machte ihn ſo unruhig hier?! Ja, es war ſo, auch hier war er nicht mehr am Platze!

Es lag wie Trauer in ſeiner Stimme, als er, Mutter Lämke die Hand zum Abſchied reichend, ſagte: „Nun denn — adieu!“

„Na, verjniegte Erholung — auf Wiederſehen!“

Daraufhin nickte er und ſchüttelte ihr noch einmal die Hand, und dann ging er; er wollte lieber Frida entgegen gehen, das war beſſer als hier innen zu ſitzen. Er hatte Herzklopfen. Da ſah er ſie ſchon auf ſich zukommen.

Obgleich es dunkel war, die Beleuchtung nicht ſo taghell

wie drinnen in der Stadt, erkannte er ſie ſchon von weitem. Sie trug das gleiche Matroſenhütchen mit blauem Band wie im vorigen Sommer; das war zwar noch etwas verfrüht, aber es paßte zu ihr. So frühlingsfriſch!

Ein Gefühl quoll in Wolfgang auf, als ſie vor ihm ſtand, das er ſonſt Frauenzimmern gegenüber nicht gekannt hatte: ein brüderliches Gefühl inniger Zärtlichkeit. Ach, ſie hatte es doch wohl nur gut gemeint!

Stumm grüßte er, ſie aber ſagte froh: „Ach, du, Wolfjang?!“ und ſtreckte ihm die Hand hin.

Wie früher ſchlenderte er neben ihr her; ſie hatte unwillkürlich ihren Schritt verlangſamt. Sie wußte nicht recht, wie ſie wieder mit ihm anfangen ſollte, aber das glaubte ſie zu fühlen: böſe war er nicht mehr.

„Wir reiſen morgen,“ ſagte er.

„Nanu, wohin denn?“

Und er erzählte ihr's.

Mitten darin unterbrach ſie ihn. „Biſt du mir böſe?“ fragte ſie ganz leiſe.

Er ſchüttelte verneinend den Kopf, aber weiter ging er nicht darauf ein.

Alles, was ſie ihm ſagen wollte, daß ſie nicht anders gekonnt hätte, daß Hans ihn ‚ausbaldowert‘, daß ſie's doch ſeiner Mutter verſprochen und daß ſie ſelber ſo große Angſt um ihn gehabt hätte, unterblieb. Es war nicht nötig. Es war, als ſei das Vergangene nun tot für ihn, als hätte er es ganz vergeſſen.

Als er dem intereſſiert zuhörenden Mädchen von der Riviera, wohin er nun reiſen würde, erzählte, beſchlich es ihn leiſe doch wieder wie neue Lebensfreudigkeit. Ah, nur heraus

hier, heraus! Wenn er erſt dort war, würde alles beſſer werden! Er machte ſich noch kein rechtes Bild, wie es eigentlich dort ſein würde; mit halbem Ohr nur, nein, gar nicht hatte er zugehört, wenn die Mutter ihm vom Süden geſprochen hatte, es war ihm ja alles ganz gleichgiltig geweſen. Nun empfand er es ſelber wie eine Wohltat, daß er wieder Teilnahme hatte. Er atmete tief auf.

„Schickſt du mir auch 'ne ſchöne Anſichtskarte von da?“ bat ſie.

„Natürlich, viele!“ Und dann legte er den Arm um ihre ſchmalen Schultern und zog ſie an ſich.

Und ſie ließ ſich ziehen.

Auf offener Straße, an deren Rändern die Büſche ſchon knoſpten und der Flieder im erſten Safte ſchwoll, ſtanden ſie und hielten ſich umfaßt.

„Komm geſund wieder,“ ſchluchzte ſie.

Und er küßte ſie zart auf die Wange: „Frida, ich muß mich wirklich noch bei dir bedanken!“ — — — —

Als Frida am andern Morgen ins Geſchäft ging — die Uhr war halb acht — ſagte ſie zur Mutter: „Nu iſt er fort,“ und blieb nachdenklich den ganzen Tag. Lange Wochen hatte ſie nicht mit Wolfgang geſprochen gehabt — da war es ihr auch ganz gleichgiltig geweſen — aber ſeit geſtern abend war ihr weh ums Herz. Sie dachte viel an ihn, ſie konnte ihn gar nicht vergeſſen.

XVIII

Käte war nun mit dem Sohn allein. Nun hatte ſie ihn ganz für ſich. Das, was ſie früher in eiferſüchtigem Ringen erſtrebt hatte, nun war es ihr gegeben. Nicht einmal die Natur draußen, die mit ſo lockenden Augen in die Fenſter ſah, konnte ihn an ſich ziehen. Es erſtaunte ſie — ja, nun verſtimmte es ſie faſt — daß er nicht mehr Anteil zeigte. Sie fuhren durch die Schweiz — er ſah ſie zum erſten Mal — aber das, was ſie beim erſten Anblick zu Tränen anbetender Bewunderung gerührt hatte, dieſe hohen Berge, deren Gipfel ſich in Schnee und Wolken verloren, zwangen ihm kaum einen Blick ab. Dann und wann ſah er wohl einmal zum Coupéfenſter hinaus, aber meiſt lehnte er in ſeiner Ecke, las oder träumte mit offenen Augen vor ſich hin.

„Biſt du müde?“

„Nein,“ ſagte er; bloß ‚nein‘, aber ohne die ſchroffe Kürze, die ihm ſonſt eigen geweſen war. Es war keine unliebenswürdige Ablehnung mehr in ſeinem Ton.

Mit beſorgten Augen ſah Käte den Sohn an: die Reiſe griff ihn doch wohl an? Es war gut, daß ſie mit ihm war! Sie kam ſich unentbehrlich vor, und das Gefühl innerer Genugtuung ließ ſie die Anſtrengungen der weiten Reiſe gar nicht empfinden.

In Mailand, wo ſie einen Tag raſteten, wollte Wolfgang nicht viel vom Dom wiſſen. „Ja, großartig,“ ſagte er, als ſie ſich am Wunderbau begeiſterte. Aber auf die Plattform, von der man heute bei dem hellen Wetter eine koloſſale Rundſicht haben würde bis hin zu den fernen

Alpen, wollte er nicht mit ihr hinauf. „Geh du allein, laß mich hier!“

Es kam ihr anfänglich komiſch vor, daß ſie, die alte Frau, hinaufſteigen ſollte, während er, der junge Mann, unten blieb. Zuletzt konnte ſie der Luſt, die ſie drängte, das früher ſchon einmal Genoſſene, Herrliche wieder neu aufleben zu ſehen, doch nicht widerſtehen. Sie löſte ſich die Karte zum Hinaufſteigen, und er klappte ſich einen der Feldſtühle auseinander, die zum Gebrauch in der weiten Leere des Rieſendomes ſtehen und ließ ſich, den Rücken an eine Marmorſäule gelehnt, nieder.

Ah, hier ruhte ſich's gut! Nach dem Markt draußen mit ſeinem Gelärm und dem Geſchwirr von Tönen und bunten Farben, umfing ihn hier die weihrauchdurchwürzte Dämmerung. Es ſtörte ihn nicht, daß Türen auf- und zuklappten, daß Leute aus- und einzogen in Scharen. Daß hier ein Fremdenführer mit blecherner Stimme ſeinen Fremden die eingelernte Belehrung herleierte, ganz laut, nicht achtend, daß er dabei faſt über die Füße derer ſtolperte, die auf niedrigen Bänkchen vor einem ſitzenden Prieſter, flüſternd ihre Sünden bekannten. Daß dort einer die Meſſe zelebrierte — die Meßner knickſten und klingelten — während hier eine Köchin, das an den Beinen zuſammengebundene Geflügel neben ſich, mit einer Gevatterin ſchwatzte.

Das alles ſtörte ihn nicht, er bemerkte es gar nicht. Die köſtliche Dämmerung umfing ſeine Sinne, er wurde ſo ſchläfrig, ſo ſelig müde. Vor ſeinen verſchwimmenden Blicken lächelten alle Heiligen, ſüße Marien und pausbackige Engelchen, die Amoretten glichen. Es wurde ihm wohlig hier. Der Mailänder Dom, dies Wunder der

Welt, verlor ſeine befremdende Großartigkeit; die weiten Mauern rückten zuſammen wurden eng und traulich und umfaßten doch die Welt. Eine friedvolle Welt, in der Sünder niederknieen und als Reine auferſtehen. Eine ungeheure Sehnſucht erfaßte Wolfgang, auch hier niederzuknieen. Ah, da war ſie wieder, die Sehnſucht ſeiner Knabenjahre! Wie hatte er dazumal die Kirche, in die ihn das Mädchen Cilla geführt hatte, geliebt! Er liebte ſie noch, er liebte ſie wieder, er liebte ſie heute mit noch ſehnſüchtigerer Liebe als dazumal. Hier war er zu Haus, hier hatte er das warme Gefühl der Zugehörigkeit.

—‚Qui vivis et regnas in saecula saeculorum‘ — — hocherhoben ſtrahlte die goldene Monſtranz, tief neigten ſich die Beter, ſeliger Wohlklang ſchwebte unterm hochgewölbten Kuppeldach, immer ſchöner, ſchöner — leiſe, leiſer. Die Lider fielen ihm zu.

Und er ſah Cilla. So friſch, ſo ſchön wie das Leben ſelber. O, wie wunderſchön! So hatte ſie ſonſt doch nicht ausgeſehen?! Er war ſich bewußt, daß er träumte, aber er war nicht imſtande, den Traum abzuſchütteln. Und ſie kam ihm ganz nah — o, ſo nah! Und ſie machte das Zeichen des Kreuzes über ihm — leiſe tönte Orgelmuſik — horch, was ſprach ſie, was flüſterte ſie über ihm?! Er wollte nach ihrer Hand greifen, ſie befragen, da hörte er eine andre Stimme:

„Wolfgang, ſchläfſt du?“

Kätes Hand hatte ſich leiſe auf ſeine Hände gelegt, die er gefaltet auf den Knieen hielt. „Ich bin wohl lange oben geblieben? Du haſt dich gelangweilt?“

„O nein, nein!“ Er ſagte es mit Enthuſiasmus.

Sie gingen zuſammen zum Dom hinaus, aus dem die Orgel hinter ihnen hertönte bis auf den Markt. Käte war ganz begeiſtert von der genoſſenen Fernſicht und merkte darüber nicht den heimlichen Glanz, der in Wolfgangs Augen war. Er war ſtill und ſchien mit allem einverſtanden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Seine Art fing die Mutter faſt an zu beängſtigen. Das, was ſie früher beglückt haben würde — ach, wie hatte ſie ſich in früheren Jahren nach einem gefügigeren Kinde geſehnt! — ſtimmte ſie jetzt wehmütig. War er am Ende doch kränker, als ſie alle ahnten?

Sie waren jetzt an der Küſte angelangt, in Seſtri. Das waren noch dieſelben Pinien, unter denen ſie vor achtzehn Jahren als jüngere Frau geſeſſen und gemalt hatte. Aber ein andres Hotel war ſeitdem entſtanden, ein ganz deutſches: deutſcher Wirt, deutſche Bedienung, deutſche Küche, deutſche Geſellſchaft, aller Komfort, ſo, wie Deutſche ihn lieben. Käte hatte ſich ganz zurückhalten wollen, nur für Wolfgang leben; nun war es ihr aber doch Bedürfnis, dann und wann mit dieſem oder jenem zu plaudern, denn wenn ſie auch mit Wolfgang zuſammen war, allein fühlte ſie ſich doch. Was dachte er? Daß er etwas dachte, zeigten ihr ſeine Stirn und ſeine Augen; aber er ſprach ſeine Gedanken nicht aus. War er verſtimmt — heiter? Fröhlich — traurig? Reute ihn manches und grübelte er darüber nach — oder langweilte er ſich hier?! Das alles wußte ſie nicht.

Mit einem gewiſſen Eigenſinn zog er ſich von allen übrigen zurück. Vergebens ermunterte Käte ihn, mit jungen Mädchen, die einen Partner ſuchten, Tennis zu ſpielen; wenn er's nicht übertrieb, durfte er das immerhin ſchon

wagen. Auch zu Segelfahrten wurde er aufgefordert, aber der Sport ſchien ihm gleichgiltig geworden zu ſein.

Meiſt lag Wolfgang vorn auf der Mole, an deren felſiger Spitze ſich das blaue Meer raſtlos zu weißem Schaum zerpeitſcht, ſah hinüber nach der Küſte der Ponente, die in rotviolettem Dufte ſchwimmt, oder blickte zurück nach den nackten Gipfeln der Apenninen, in deren Halbkreis ſich die weißen und roten Häuſer von Seſtri ſchmiegen.

Wenn die Fiſcherboote mit ſchlaffen Segeln wie müde Vögel in den Hafen glitten, ſtand er auf und ſchlenderte langſam zum Anlegeplatz ihnen entgegen. Die Hände in den Hoſentaſchen ſtand er dann dabei und ſah zu, was ſie an Fiſchen ausluden. Viel Beute war es nicht. Dann zog er die Hände aus den Hoſentaſchen und gab den Fiſchern, was er an Geld bei ſich hatte.

Wenn die Mutter gewußt hätte, was der Sohn dachte! Wenn ſie geahnt hätte, daß ſeine Seele dahinflog mit müden Flügeln wie eine treibende Möwe über uferloſem Meer!

Wolfgang hatte Heimweh. Hier gefiel es ihm nicht. Hier war es viel zu weich, viel zu ſchön; das langweilte ihn. Nur die Pinien, die ſtreng duftenden, gefielen ihm; die waren doch beſſer als die Kiefern im Grunewald. Aber Heimweh nach dem Grunewald hatte er eigentlich auch nicht. Es war eben immer dasſelbe, ob hier, ob da, ihn quälte immer die Sehnſucht. Wonach — wohin?! Darüber grübelte er. Aber der Mutter hätte er es nicht ſagen mögen, denn jetzt ſah er's, daß ſie ſich um ihn mühte. Und öfters, als er es ſonſt je in ſeinem Leben getan hatte, fand er jetzt ein herzliches Wort.

Alſo endlich, endlich doch! Käte ſah ihn oft ver-

ſtohlen von der Seite an: war das noch derſelbe, der ſich als Knabe trotzig gegen ſie geſtemmt, ihre Liebe abgewehrt hatte, all ihre große Liebe?! Dieſer hier, deſſen Anblick im Mailänder Dom ſie ſo ſeltſam gerührt hatte, war das noch derſelbe, der auf der Schwelle gelegen hatte, betrunken — pfui, ſo betrunken! Derſelbe noch, der ſo geſunken war, ſo tief, daß er — ach, gar nicht mehr daran denken!

Käte wollte vergeſſen; ehrlich mühte ſie ſich darum. Neulich, als ſie ihn im Dom gefunden hatte, an einer Säule ſitzend, die Hände gefaltet, die Lider träumeriſch geſchloſſen, da war er ihr ſo jung vorgekommen, noch rührend jung; ſeine Stirn war glatt geweſen, alles darauf wie weggewiſcht. Und ſie mußte denken: ob man nicht doch zuviel von ihm verlangt hatte? War man ihm auch immer ganz gerecht geworden? Hatte man ihn ſo verſtanden, wie man ihn hätte verſtehen müſſen?! In ihrer Seele ſtiegen Zweifel auf. Sie hatte ſich immer für eine gute Mutter gehalten; ſeit jenem Tag im Dom war es ihr, als hätte ſie etwas verfehlt. Was, konnte ſie ſelber nicht ſagen. Aber in die Genugtuung, daß der Sohn nun doch zu ihr kam, miſchte ſich Wehmut und ein reichlich Teil ſelbſtquäleriſchen Schmerzes. Ah, nun war er ja gut, nun war er wenigſtens annähernd ſo, wie ſie ſich ihn gewünſcht hatte — weicher, lenkſamer — aber nun — ach, was hatte ſie nun?!

‚Wolfgang macht mir doch Sorge,‘ ſchrieb ſie an ihren Mann. ‚Es iſt ſo ſchön hier, aber er ſieht es nicht. Mir iſt oft bange!‘

Als Schlieben ihr angeboten hatte, auch mitzureiſen — er hatte das getan, weil er wünſchte, ſeiner Frau manches

abzunehmen — hatte Käte faſt ängſtlich abgewehrt: nein, nein, es war durchaus nicht nötig! Sie wollte viel lieber mit Wolfgang allein ſein, ſie hielt es für ihn und für ſich ſo viel erſprießlicher. Nun dachte ſie doch viel an ihren Mann und ſchrieb ihm faſt alle Tage. Und wenn es auch nur ein paar Zeilen auf einer Poſtkarte waren, ſie fühlte das Bedürfnis, ein Wort mit ihm zu tauſchen. Er, ja er würde es hier ſo ſchön finden, wie ſie es ſchön fand! Wie ſie es einſt vereint ſchön gefunden hatten! Hier dieſen Pfad über die Klippen waren ſie einſt zuſammen geklettert, er hatte ihr die Hand gereicht, ſie geführt, damit ihr nicht ſchwindelte, und mit einem Gefühl wonnigen Grauſens hatte ſie tief unter ſich das blaue gläſerne Meer geſehen und hoch über ſich den grauen Felſenfirſt mit den tiefgrünen Pinien, die das Blau des Himmels küßten. War ſie denn in dieſen achtzehn Jahren ſo alt geworden, daß ſie ſich dieſen Pfad nicht mehr getraute zu gehen? Sie hatte es verſucht, aber vergeblich, ein jäher Schwindel hatte ſie erfaßt. Die Hand war eben nicht da, die ſie ſo feſt, ſo ſicher geſtützt hatte. Ach ja, damals waren es beſſere Zeiten geweſen, glücklichere!

Käte vergaß ganz, daß ſie damals etwas ſo heiß begehrt hatte, daß ſie dadurch ſich und ihm manche Stunde getrübt, jeden Genuß vergällt hatte. Jetzt ſah ſie über den Sohn weg, der neben ihr ſchlenderte, ſah mit weichem Blick, in dem noch ein Strahl verlorener Jugend aufglänzte, in die Ferne — ihr guter Mann, er war ſo allein! Ob er an ſie dachte, wie ſie an ihn?!

Am Abend, als Wolfgang ſich in ſein Zimmer zurückgezogen hatte — was er da trieb, ob er noch aufſaß, las,

schrieb oder sich schon niedergelegt hatte, wußte sie nicht — schrieb sie ihrem Mann.

Es war nicht die Länge und Ausführlichkeit des Briefes, die Schlieben so erfreuten — damals aus Franzensbad hatte sie ihm auch lange und ausführliche Briefe geschrieben — er las etwas zwischen den Zeilen. Das war ein unausgesprochener Wunsch, ein Verlangen, eine Sehnsucht nach ihm. Und er beschloß, nun doch noch nach dem Süden zu reisen: man hatte am Ende so lange Jahre miteinander gelebt, daß es wohl zu verstehen war, fühlte der eine Teil ohne den andern sich vereinsamt!

Mit tatkräftigem Eifer wickelte Schlieben seine laufenden Geschäfte ab. In acht Tagen spätestens hoffte er reisefertig zu sein. Aber nichts schreiben, ja nichts vorher schreiben, das sollte einmal eine Überraschung werden!

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Mittagssonne in Sestri brannte heiß, aber die Zeit gegen Sonnenuntergang war noch, trotz aller leuchtenden Kraft, angenehm und erquickend. Da strömte jedes Kräutchen Wohlgeruch aus. So viel Balsam, so viel Köstlichkeit in dieser strömenden Duftfülle! Käte fühlte ihr Herz überfließen: Gott sei Dank, noch war sie nicht ganz zermürbt, noch nicht ganz verbraucht, noch besaß sie die Fähigkeit, Schönes zu empfinden! Wenn Paul jetzt hier wäre!

Ganz vorn, hoch oben am äußersten Vorsprung der Küste, umbrandet vom weißen Schaum des sehnsüchtigen Meeres, das gern hinauf möchte zu den Zypressen und Pinien, zu den Steineichen und Erdbeerbäumen, zu den vielen duftenden Rosen liegt der Garten eines reichen Marchese. Hier saßen Mutter und Sohn. Stumm sahen sie nach der Riesensonne,

die rot, tief purpurn, dicht über dem Meere hing, das da strahlte in glanzvollem Widerschein, still-andächtig, erwartungsfeierlich in der heiligen Empfängnis des Lichts. Es war eine jener Stunden, jener wunderbaren seltenen Stunden, in denen auch das Stumme beredt wird, das Verschwiegene sich offenbart, in der die Steine schreien.

Käte schrak förmlich zusammen, als sie schaute und schaute: o, da war sie ja, dieselbe riesige rote Sonne, die sie einst hatte versinken sehen in den Wellen des wilden Venns!

Ach, daß ihr dieser Gedanke auch jetzt kommen mußte und sie quälen! Mit scheuer Besorgnis wendete sie rasch ihre Augen zu Wolfgang — wenn der's ahnte?! Aber er saß ganz gleichgiltig auf einem Stein, hatte die Beine übereinandergeschlagen, die Augen halb geschlossen. Von was träumte er?! Sie mußte ihn aufstören.

„Ist das nicht herrlich, großartig, erhaben?!"

„O ja!"

„Sie sinkt — sieh, wie sie sinkt!" Käte war aufgesprungen vom efeuumrankten Pinienstumpf, sie streckte den Finger aus, warm angestrahlt, ganz Begeisterung für dieses purpurne Meer, dieses glanzvolle Licht, das da in solcher Schönheit zu sterben ging. Die Augen wurden ihr naß; sie waren geblendet. Als sie wieder sah, fiel es ihr auf, daß Wolfgang sehr blaß war.

„Frierst du?" Eine plötzliche Kühle wehte vom Meer herauf.

„Nein! Aber ich —" er blickte sie, die dunklen Augen plötzlich groß aufmachend, fest an — „ich möchte was von meiner Mutter wissen. Jetzt kannst du reden — ich höre!"

„Von deiner — deiner —" sie stotterte, das kam ihr

zu unerwartet. O weh, die Sonne, die Sonne des Venns! Jetzt hätte ſie lieber geſchwiegen, ſie hatte auf einmal den früheren Mut nicht mehr.

Aber er drängte ſie. „Erzähle!“ Es lag etwas Gebieteriſches in ſeinem Ton. „Wie heißt ſie — wo wohnt ſie — lebt ſie noch?!“

Mit angſtvollen Blicken ſah Käte um ſich. ‚Lebt ſie noch?‘ — darauf konnte ſie nicht einmal antworten! Aber ja, ja, ſicherlich — gewiß — die lebte ja ewig!

Und ſie erzählte ihm alles. Erzählte ihm, wie ſie ihn aus dem Venn fortgeſchafft hatten, mit ihm geflohen waren wie mit einem Raub.

Sie wurde blaß und rot dabei und wieder blaß — o, wie würde er aufbrauſen, ſich leidenſchaftlich erregen! Und ihr zürnen. Hatten ſie ſich doch nie mehr um ſeine Mutter gekümmert, ſeit ſie das Venn verlaſſen hatten, nie mehr! Sie wußte ihm nichts weiter mehr zu erzählen.

Er fragte auch nicht mehr. Er brauſte aber auch nicht auf, wie ſie gefürchtet hatte; ſie hätte es nicht nötig gehabt, ſich, als er nun eine Weile ſtumm blieb, zu verteidigen, ſich förmlich zu entſchuldigen. Er ſah ſie freundlich an und ſagte nur: „Du haſt es gut gemeint, das glaube ich wohl!“ —

Als ſie vom Park die Treppenſtufen zum Ort hinunterſtiegen, bot er ihr den Arm. Scheinbar führte er ſie, aber ſie hatte doch die Empfindung, als ſei er es, der der Stütze bedürfe; er ging ſchwankend. —

Hinter dem Garten des Marcheſe liegt der Kirchhof von Seſtri. Die weißen Marmormonumente leuchteten durch das Abendgrau; gerade über die Parkmauer weg ragten noch die weißen Flügel eines Rieſenengels. Käte

blickte zurück: wehte es ihnen nicht von dorther nach wie eine Ahnung — oder war es eine Hoffnung?! Sie wußte nicht, ob Wolfgang so empfand wie sie, ob er überhaupt etwas empfand, aber sie drückte seinen Arm fester, und er erwiderte leise diesen Druck. —

In der Nacht nach jenem Abend im Garten der Villa Piuma hörte sie ihn unruhig in seinem Zimmer auf und nieder gehen. Eigentlich hatte sie sich vorgenommen, ihn sich selber zu überlassen — hatte sie sich doch früher allzuviel um ihn gekümmert — aber sie bedachte, daß er noch Patient sei und daß die innere Erregung, in die ihn ihre Erzählung versetzt haben mochte, ihm schaden könnte. Sie wollte bei ihm eintreten, aber seine Tür war verschlossen. Erst auf wiederholtes Klopfen, und als sie ihn inständig bat, ihr zu öffnen, schloß er auf.

„Was willst du?" Es war wieder etwas von dem alten, abweisenden Klang in seiner Stimme.

Aber sie ließ sich nicht abschrecken. „Ich dachte, es wäre dir doch vielleicht lieb, noch — nun, noch darüber zu reden," sagte sie weich.

„Was soll ich tun?!" Er rief's, rang die Hände und ging wieder mit großen Schritten rastlos im Zimmer auf und ab. „Wenn mir nur einer sagen wollte, was ich jetzt tun soll! Aber das weiß ja keiner! Kann ja auch keiner wissen! Was soll ich tun — was soll ich tun?!"

Bestürzt stand Käte: ach, nun machte er sich solche Gedanken! Sie sah es, er hatte geweint. In sorgendem Mitgefühl hing sie sich an ihn. Was sie lange, ewig lange nicht getan hatte, sie küßte ihn. Und von seinem ‚Was soll ich tun?' wie von einem gerechten Vorwurf

im innerſten Herzen erſchüttert, bat ſie zerknirſcht: „Quäle dich nicht! Gräme dich nicht! Wenn du willſt, reiſen wir hin — wir ſuchen ſie — wir finden ſie gewiß!“

Aber er ſchüttelte den Kopf in heftiger Verneinung und ſtöhnte: „Das iſt ja nun zu ſpät — viel zu ſpät! Was ſoll ich jetzt noch da? Dafür und hierfür“ — er machte eine ablehnende Handbewegung — „für alles untauglich! Mutter, Mutter!“ Käte mit beiden Armen umſchlingend, fiel er ſchwer vor ihr nieder und preßte das Geſicht in ihr Kleid.

Sie fühlte ſein Schluchzen am Zucken ſeines Körpers, am Krampfen ſeiner heißen Hände, die ihre Taille umklammerten.

„Wenn ich nur wüßte — meine Mutter — Mutter — ach Mutter, was ſoll ich tun?!“

Jetzt weinte er laut heraus, und ſie weinte mit ihm in mitleidsvoller Teilnahme. Wenn doch nur Paul hier wäre! Sie ſelber fand kein tröſtendes Wort, ſie fühlte ſich ſelber ſo getroffen, ſie glaubte an keine Tröſtung mehr. Vor ihr ſtand eingegraben in großen Lettern, wie Inſchriften ſtehen über Kirchhofstüren, die *eine* peinvolle, qualvolle Frage: ‚Wie ſoll das enden?‘

* * *

Käte überlegte ſich: ſollte ſie an ihren Mann ſchreiben: ‚Komm!‘ —? Wolfgang war entſchieden wieder nicht wohl. Er klagte nicht, er ſagte nur, er könne nachts nicht ſchlafen, und das mache ihn ſo müde. Nun wußte ſie nicht, war es ſeeliſches Leiden, das ihm den Schlaf nahm, oder körperliches. Sie war in einer großen inneren Unruhe, aber ſie verſchob das Schreiben an ihren Mann doch

noch. Warum ſollte ſie ihn herjagen, ihn die weite Reiſe machen laſſen? Hier war doch nichts zu helfen! Daß ſie ihn für ſich, für ſich ſelber herwünſchte, das war ihr noch nicht klar. Sie unterließ ſogar ein paar Tage das Schreiben an ihn ganz.

Wolfgang lag viel auf dem Ruhebett in ſeinem Zimmer, bei geſchloſſenen Läden; er las nicht einmal. Sie kam oft zu ihm herein, um ihm Geſellſchaft zu leiſten — er durfte ſich nicht vereinſamt fühlen! — aber es ſchien ihr faſt ſo, als bliebe er ebenſogern allein.

Wenn ſie nun über ihr Buch hinweg im Halbdunkel des Zimmers verſtohlen nach ihm ſchaute, konnte ſie doch wiederum gar nicht denken, daß er ſo krank ſei. Es war wohl mehr die Unluſt an ſich ſelber, eine Schlaffheit des Wollens, die ihn auch körperlich ſo apathiſch machte. Wenn ſie ihn nur aufrütteln könnte! Sie ſchlug ihm alles mögliche vor: Wagenfahrten die Küſte entlang, zu all den herrlich gelegenen Nachbarorten; Touren hinauf ins Gebirge — es war ja unbeſchreiblich ſchön, den höchſten Gipfeln der Apenninen ſo nah, hinabzublicken in die geſegneten Weintäler der cinque terre — Fahrten auf dem Golf, bei denen unterm regelmäßigen Ruderſchlag geübter Schiffer das Schiffchen ſo ſanft trägt, daß man kaum die Entfernung vom Lande merkt und doch bald weit draußen auf hoher See ſchwimmt, auf dieſem himmliſch-blauen klaren Meer, deſſen Hauch die Seele befreit. Wollte er nicht fiſchen — es gab ja ſo entzückende bunte Fiſchchen hier, die Signorinen und Trillien, die dumm-gefräßig auf jeden Köder beißen —, wollte er nicht auf Fiſchadler ſchießen? Sie quälte ihn förmlich.

Aber er wich ihr immer aus; er wollte nicht. „Ich bin heute wirklich zu müde!“

Da ließ ſie den italieniſchen Arzt holen. Aber Wolfgang war ungehalten: was ſollte ihm der Quackſalber? Er war ſo unliebenswürdig gegen den alten Mann, daß Käte ſich förmlich ſchämte. Nun ließ ſie ihn gewähren. Was ſollte ſie ihm denn Liebes tun, wenn er ſich nicht Liebes tun laſſen wollte?! Sie verzweifelte an ihm. Es drückte ſie unſagbar nieder, daß auch die Reiſe hierher verfehlt ſchien — ja, ſie war es, mit jedem Tage ſah ſie das mehr ein. Der Reiz der Neuheit, der ihn während der erſten Tage angeregt hatte, war verflogen; nun war's wieder wie vordem. Noch ſchlimmer.

Denn nun ſchien ihm die Luft nicht mehr zu bekommen. Wenn ſie zuſammen ſpazierten, ſtand er oft ſtill und ſchöpfte Atem, wie einer, dem das Atmen ſauer wird. Es wurde ihr oft ganz ängſtlich dabei: „Laß uns umkehren, dir iſt wohl nicht gut?!“ Aber dieſe Atembeſchwerden gingen doch immer wieder ſo raſch vorüber, daß ſie ſich ihrer übertriebenen Fürſorge wegen, mit der ſie ſich viele Jahre vergällt hatte, ſchalt.

Aber in einer Nacht bekam er einen neuen Anfall, ſchlimmer als die andern Anfälle, die er ſchon zu Hauſe gehabt hatte.

Es mochte gegen Mitternacht ſein, als Käte, die ſanft ſchlief, eingewiegt vom ſteten Rauſchen des Meeres, durch ein Pochen an der Tür, die ihre beiden Zimmer verband, aufgeſchreckt wurde. Und durch ein Rufen: „Mutter, ach Mutter!“ Jammerte da nicht ein Kind?! Schlaftrunken richtete ſie ſich auf — da erkannte ſie ſeine Stimme.

„Wolfgang, ja, was iſt dir?“ Erſchrocken warf ſie ihren Morgenrock über, ſchlüpfte in die Samtſchuhe, öffnete — da ſtand er vor ihrer Tür, im Hemde, auf bloßen Füßen, zitterte und ſtammelte: „Mir iſt — ſo ſchlecht!“ Sah ſie mit angſtvollen Augen flehend an und fiel, ehe ſie noch zufaſſen konnte, ihn zu halten, ſchon um.

In ihrer Angſt riß Käte faſt die Klingel ab. Portier und Zimmermädchen kamen. „An meinen Mann, an meinen Mann depeſchieren: ‚Komm!‘ Raſch, ſofort!“

Als der erſchrockene Wirt auch erſchien, legten ſie den Kranken wieder auf ſein zerwühltes Bett; der Portier ſtürmte zu Telegraphenamt und Arzt, das Zimmermädchen ſchluchzte. Der Hotelier eilte ſelber in ſeinen Keller, um vom älteſten Kognak, vom beſten Champagner zu holen. Der junge Menſch tat ihnen allen ſo unbeſchreiblich leid; er ſchien in einer tiefen Ohnmacht zu liegen.

Käte weinte nicht, wie die gutmütige Perſon, das Zimmermädchen, dem ineinemfort die Tränen über die Backen liefen. Sie hatte zu vieles zu beachten, ſie hatte ihre Pflicht zu tun bis zum Schluß. Zum Schluß — jetzt wußte ſie's. Es bedurfte nicht des Kopfſchüttelns des Arztes, nicht ſeines geheimnisvollen Flüſterns mit dem Hotelier. Medikamente wurden aus der Apotheke gebracht; man bettete den Kopf des Erkrankten tiefer, die Füße höher, man machte Kampfereinſpritzungen — das Herz ließ ſich nicht mehr anpeitſchen.

Käte verließ ihn nicht; ſie ſtand dicht an ſeinem Bett. Glorreich hob ſich eben draußen das goldene, unbeſiegliche, ewige Licht aus den Wellen, da lallte er noch einmal etwas. Sie beugte ſich dicht über ihn, ſo dicht, wie ſie es einſt-

mals über den ſchlafenden Knaben getan, da es ſie gedrängt hatte, ihm Odem von ihrem Odem einzuhauchen, ihn für ſich umzubilden, Leben aus ihrem Leben. Nun hatte ſie dieſen Wunſch nicht mehr. Nun gab ſie ihn frei. Und wenn ſie ſich jetzt ſo nah zu ihm neigte, ſo hingebend an ſeinen Lippen hing, ſo war es nur, um ſeinen letzten Wunſch zu vernehmen.

„Mut—ter?!“ Es klang ſo fragend. Weiter ſagte er nichts mehr. Er öffnete nur noch einmal die Augen, ſah ſuchend um ſich, ſeufzte und verſchied. —

Von außen lachte die Sonne herein. Und die Frau, die jetzt am Fenſter ſtand und mit trockenen Augen hinaus in den Glanz ſah, in den erquickenden, herrlichen Morgen, der leuchtender war als einer je zuvor, fühlte ſich bezwungen von der Kraft der Natur. Die war ſo groß, ſo erhaben, ſo unwiderſtehlich — vor der Natur mußte ſie ſich bewundernd beugen, ſo umflort auch ihr Blick war. Lange, lange ſtand Käte ſinnend: draußen war das Leben, hier innen war der Tod. Der Tod aber iſt der Übel größtes nicht! Mit einem zitternden Aufſeufzen wandte ſie ſich und trat zurück ans Bett: „Gott ſei Dank!“

Nun ſank ſie vor dem Toten in die Kniee, faltete ſeine kalten Hände und küßte ſie.

Sie hörte es nicht, daß leiſe angepocht wurde.

„Madame!“ Das Zimmermädchen ſteckte den Kopf herein. Und hinter dem Zimmermädchen reckte ſich ein Männerkopf.

„Madame!“

Käte hörte nicht.

„Hier iſt jemand — der Herr — der Herr iſt angekommen!“

„Mein Mann?!“

Schlieben hatte das Mädchen beiſeite geſchoben und war eingetreten, blaß, haſtig, in höchſter Erregung: ſeine Frau, ſeine arme Frau! Was hatte ſie allein durchmachen müſſen! Der Junge tot! Man hatte ihn unten damit empfangen, als er ahnungslos ankam, ſie beim Morgenkaffee zu überraſchen.

„Paul!“ Es war ein Aufſchrei ſeligſter Überraſchung, wahrer Erlöſung. Von dem kalten Toten weg flüchtete ſie in ſeine warmen Arme. „Paul, Paul — Wolfgang iſt tot!“ Nun fand ſie Tränen. Nicht endenwollende, ſtrömende und doch ſo wohltuende Tränen.

All die Bitterkeit ſchwamm mit ihnen weg, die ſie gegen den Sohn in ſich getragen hatte, als er noch lebend war. „Armer Junge — unſer armer, lieber Junge!“ Dieſe Tränen wuſchen ihn rein, ſo rein, daß er wieder das kleine, unſchuldige Jungchen wurde, das im blühenden Heidekraut gelegen und mit blanken Augen in die helle Sonne gelacht hatte. O, hätte ſie ihn dagelaſſen! Dieſen Vorwurf, den ſie ſich ſelber machen mußte, den wurde ſie ja nie wieder los!

„Paul, Paul,“ ſchluchzte ſie auf. „Gott ſei Dank, daß du da biſt! Haſt du's geahnt? Ja, du haſt es geahnt! Du weißt, wie ſchrecklich, wie furchtbar mir zumute iſt!“ Die gealterte Frau umſchlang den gealterten Mann mit noch faſt jugendlicher Inbrunſt: „Wenn ich dich nicht hätte — ach, das Kind, das arme Kind!“

„Weine nicht ſo ſehr!“ Er wollte ſie tröſten, aber auch ihm liefen die Tränen über das gefurchte Geſicht.

Da war er nun hergereiſt in fliegender Haſt, von einer jähen Unruhe getrieben — ihre Briefe waren ja ausgeblieben! — er war gekommen, freudig, um ſie zu überraſchen, und nun fand er's ſo hier?! Er rang nach Faſſung.

„Hätt' ich ihn dort gelaſſen — ach, hätt' ich ihn dort gelaſſen!"

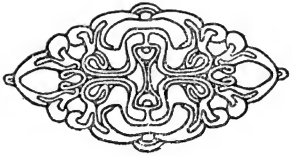
Schlieben fühlte ſeiner Käte die Qual, den Selbſtvorwurf nach, aber er wies auf den Toten, deſſen Geſicht über dem weißen Hemd ſeltſam verfeinert, faſt edelſchön, jung und glatt war und ganz friedvoll, und zog ſie mit der andern Hand feſter an ſich. „Weine nicht! Du haſt ihn doch eigentlich erſt zum Menſchen gemacht — das vergiß nicht!"

„Meinſt du — ?! Ach, Paul" — in tiefem Schmerz neigte ſie das beträntе Geſicht — „ich habe ihn dadurch nicht glücklicher gemacht!"

Sie mußte weinen, unaufhaltſam weinen in tiefer Erkenntnis menſchlichen Irrens. Zitternd faßte ſie ihres Mannes Hände und zog ihn mit ſich nieder am Totenbett.

Beider Hände falteten ſich vereint über dem verlorenen Sohn. Wie aus einem Munde, in tiefer Reue flüſterten ſie:

„Vergib uns unſre Schuld!"



Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.